Bio 4641
12

STADTBIBLIOTHEK
AUGSBURG

August Lewald's

gesammelte Schriften.

In einer Auswahl.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Zwölfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

Ein Menschenleben.

Von

August Lewald.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Zwölfter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

STADTBIBLIOTHEK
AUGSBURG

Inhalt.

Seite

Blätter und Briefe aus Italien 1
Aus Genua 3
Aus Cannstadt 39
Cosa rara 77

Nachtrag.
Memoiren eines Banquiers 125

Blätter und Briefe aus und über Italien.

Aus Genua.

Wir eilten aus unserm Gasthofe durch die nächtlichen Straßen Mailands. Die schwarz und gelb gestreiften Schilderhäuser, die am Tage wie Wandschränke aussehen, waren aufgeschlossen und beherbergten jedes einen vollständigen östreichischen Polizeisoldaten mit Seitengewehr und Stock. Diese guten Leute machen nicht nur die Straßen sicher, sondern sie sind noch außerdem dazu da, den unbekannten Fremden zurechtzuweisen, was dem Deutschen besonders tröstlich erscheint. Wie freundlich tönt uns die holde Muttersprache entgegen, wenn sie uns auf eine zaghaft herausgebrachte Frage im fremden Idiom eine recht breite, gefällige und umständliche Antwort ertheilt. So erschienen mir diese östreichischen Polizeimänner in der Lombardei, die Schweizertrabanten im Quirinal und gar der ehrliche Königsberger, der in Neapel „Löbenicht'sches Bier" braut; wer hätte nicht schon den Eindruck in weiter Ferne erprobt? Ich kann mich bei solcher Gelegenheit nie enthalten, an Ritter Huon zu denken, wie er in den Schluchten des Libanon seinen Scherasmin findet und nun die so lange entbehrte „Sprache vom Oc" seinem Ohre ertönt. Wem von meinen Lesern der Oberon nicht so geläufig wäre, lege doch schnell mein Blatt aus der Hand und erfreue sich an der Schilderung des graziösen Wieland.

Man sollte es gar nicht glauben, wie unsicher ohne diese schwarz und gelb gestreiften Wandschränke das glänzende Mailand wol sein würde. Sagte mir doch Herr Reichmann, bei dem ich wohnte, als ich am ersten Abende nach meiner Ankunft die Cannobbiana besuchte, ich möchte mich mit meiner Frau stets in der Mitte der breiten Straße halten, weil aus finstern Winkeln, Höfen, Portalen oft ein Anfall drohe und der Angreifer dann schnell mit irgend einer entrissenen Beute davonspringen und sich im Dunkeln verlieren könne, ehe man sich von der Ueberraschung einmal erholt habe. — So seltsam dies klingen mag, so wahr ist es jedoch, daß fast nirgends in Italien Städte und Landstraßen so unsicher sind, als in der Lombardei, gerade da, wo Oestreichs wohlpolizirter Staat seine Gendarmen und Polizeisoldaten beständig auf den Beinen hat. In Sardinien ist es besser; im Toskanischen ist man so sicher, wie bei uns in Deutschland, und Neapel gibt eben auch zu keinen außergewöhnlichen Befürchtungen Veranlassung, nur der Kirchenstaat nimmt es in der Unsicherheit mit jedem andern auf.

Wir strichen am Dom vorüber, dessen Spitzen vom ersten Grau des Herbstmorgens umschimmert wurden, und waren nun auf dem Corso, der ein überraschendes Leben zeigte. Lange Reihen von Wagen standen da, Bedienten, Fackelträger eilten schreiend hin und her; das Fest war zu Ende, das der lombardische Adel seinem Monarchen gab. Obgleich wir, gleich den andern Tausenden, eine Einladung erhalten hatten, konnten wir es dennoch über uns gewinnen, der Herrlichkeit nicht beizuwohnen. Man schwärmte in jener Zeit zu Mailand von Fest zu Fest, die Betäubung, durch den Lärm und Glanz, durch das Fremdartige der Umgebung, durch die innere Aufregung des bedeutungs-

vollen Moments hervorgerufen, drängte zur Sammlung vor dem Antritt einer größern Reise, und wir zogen es vor, nach dem etwas späten Mittagsmahle in der Familie eines Freundes uns in unserem Zimmer zu verschließen und einige Stunden der Ruhe zu pflegen. Um drei Uhr waren wir geweckt und bald auf dem Wege, da die Diligence um vier fortgeht.

Unser Reisegefährte, Graf D. aus Königsberg, ein hochverehrter Landsmann, war nicht derselben Meinung. Obschon bedeutend älter als ich, zog er es doch vor, den Ball zu besuchen und, den Crispin über die elegante Kleidung geworfen, der Impresa zuzueilen. Von Mailand bis Pavia besorgt nämlich ein Privatmann den Eilwagen und erst dort erfreut man sich einer königlich sardinischen Diligence, die bedeutend besser und bequemer ist.

Die Reisenden bestanden noch außer mir und meiner Frau aus dem genannten Grafen D., dem General Grafen K., der in Angelegenheiten seines Ordens, er war Malteser, nach Rom ging, dessen Adjutanten, dem liebenswürdigen Bruder einer früh verstorbenen Dichterin, und einem Marchese Raggi aus Genua. Wir waren bereits vollständig eingerichtet und unser Gespräch im besten Zuge, als wir zum Frühstücke Pavia erreicht hatten.

Bis Pavia zog sich die Straße größtentheils durch sumpfige Reisfelder dahin; der einzige Punkt, der das Auge fesselt, ist die prachtvolle Certosa, die man gewöhnlich schon von Mailand aus besucht. In allen Ortschaften und so auch in Pavia selbst waren Ehrenbogen errichtet zum Empfange Ferdinand's I., der am andern Tage Mailand verlassen wollte. Ueberall waren die Gemeindebevollmächtigten, den Podestà an der Spitze, beschäftigt, die Inschriften, Kränze und Embleme anzubringen, und Alles zeigte ein

überaus festliches, belebtes Ansehen, das mit der darauf folgenden Decoration einen desto größern Gegensatz bildete.

Wir hielten am Po; die Straße war von Regen und schweren Fuhrwerken fast unfahrbar geworden; der Strom schoß wild durch die Schiffbrücke, die plump, nach uranfänglichem Zuschnitt, schwarz und weiß angestrichen, mit schwerfälligen Buden und Hütten an beiden Seiten besetzt, vor uns lag. Polternd rollte unsere Diligence auf das Gebälke der Brücke und das Königreich Sardinien bot uns keineswegs einen freundlichen Gruß zum Empfang. Das Unangenehme sollte aber am andern Ufer des Po noch gesteigert werden. Dies war nämlich hoch und steil, der Boden lehmig und die schwachen, abgehetzten Thiere nicht im Stande, den Wagen aus der Stelle zu bringen. Bei jeder Anstrengung, die sie machten, rollte er wieder zurück, und wir liefen Gefahr, im nächsten Augenblick ein höchst unwillkommenes Bad in den Wellen des schmuzigen und wilden Grenzflusses zu nehmen. So fanden wir es denn gerathener, auszusteigen, um die Höhe zu Fuß zu erklimmen und es den Pferden leichter zu machen.

Während aber der heiterste Himmel über der Ebene der Lombardei gespannt gewesen war, gleichsam als wollte er ihre schönen Feste nicht stören, hatten sich dichte Wolkenschleier jenseit des Po bis zu den Apenninen geballt und raubten uns alle Aussicht. Ein feiner, durchdringender Regen nöthigte uns, unter einen Schuppen zu treten, wo wir mit Bauern, Viehtreibern und ihrer vierfüßigen Gesellschaft so lange warten mußten, bis der Wagen nach vielen vergeblichen Bemühungen die Höhe erklommen und uns erreicht hatte. Wir stiegen ein, um bald wieder auszusteigen — wir hatten nämlich das königlich sardinische Zollhaus erreicht.

Bevor wir es aber noch erreicht hatten, wurde gehalten. Der Conducteur öffnete phlegmatisch den Schlag und blieb an der Thüre stehen, als ob er Jemand aus dem Wagen helfen wollte. Wir sahen einander an; es galt dem Marchese Raggi, der ein weißes Bündel unter den Arm nahm und hinaussprang. Er war als blinder Passagier aufgestiegen und das weiße Bündel enthielt seine Effekten. Ueberhaupt sah der Marchese nichts weniger als nobel aus und in Deutschland würde man ihn für einen Handelsjuden angesehen haben; allein hier im Lande der Marchese war dies freilich ein Anderes und man durfte sich wol hüten, nach dem Scheine vorschnell zu urtheilen.

Die Mauth lag jetzt da; ein weites, ödes Gebäude. Wir traten in eine Halle, wo man Alles, was auf dem Wagen nicht niet- und nagelfest war, hereinschleppte, und als wir in dem Chaos unsere bescheidenen Hutschachteln, Nachtsäcke und Koffer entdeckt hatten, stellte sich Jeder zu seinem Eigenthume, die Schlüssel zur Hand und des Visitators gewärtig. Allein wir warteten bereits eine Stunde und Niemand kümmerte sich um uns. Man schoß an uns vorüber, wild und trübe wie der Po durch die Brücke an der Grenze, aber man bemerkte uns nicht. Die Hauptleute der Visitation schienen in einem Nebenzimmer beschäftigt und ich machte meine Reisegefährten darauf aufmerksam, uns dahin zu begeben.

Hier löste sich uns denn endlich das Räthsel unsers langen Aufenthaltes. — Es war ein Ballen Bücher mitgekommen, den der alte, wackere Hamburger, Herr Meiners, der noch immer, nach funfzigjährigem Aufenthalte, das Italienische mit hamburger Aussprache für angenehmer klingend hält, als mit römischer, und den jeder Deutsche, dem es wohlthut, in der Fremde ein deutsches Buch zu

sehen, gewiß in seinem Laden am Corso dei Servi aufsucht — den dieser Herr Meiners also an einen Geschäftsfreund nach Genua sandte. Es waren aber französische Bücher und da Niemand von den allgewaltigen Herren der Mauth Französisch verstand, so war die Verlegenheit nicht klein. Doch begriff Keiner von uns, was die Zögerung sollte und wie sie dem Mangel an Verständniß abhelfen könne. Die Bücher mußten aber hier an der Grenze eine Art von Censur passiren, ehe sie das Recht erhielten, einzutreten in die Staaten des Königs von Sardinien. Man wollte sich hier auf östreichische Censoren nicht verlassen.

Wir guckten diesen Mauth-Censoren zu. Einige hielten die Bücher verkehrt in der Hand, andere schlugen sie von hinten auf, als hätten sie es mit hebräischen zu thun — nirgends ein Ausweg — nirgends ein Auskunftmittel. Endlich kamen sie auf den ingeniösen Gedanken, die Schriften nach der Farbe des Umschlags zu classificiren, und legten die blauen Bücher zu blauen, die gelben zu gelben und die rothen zu rothen. Nun erst ward mir klar, was man damit sagen will: der Schriftsteller habe diese oder jene Farbe! Aber ich mußte bei dieser gewonnenen Einsicht so lachen, daß ich, um die Herren von der Mauth nicht zu erzürnen, so schnell als möglich das Zimmer verließ.

Gott weiß, wie sie fertig geworden sind! Es dauerte noch eine tüchtige Weile, bis aufgepackt werden konnte. Jetzt setzte sich der Wagen wieder in Bewegung, aber trotz aller Anstrengungen war es nicht möglich, die versäumte Zeit einzubringen, denn der Weg wurde nicht besser und die frischen Pferde, die wir erhielten, waren noch jämmerlicher, als die uns hergebracht hatten.

Einen Büchsenschuß vor dem Orte stand der arme Marchese an der Straße, sein Bündel unter dem Arme, und

rief uns ein kräftiges „Halt!“ entgegen, allein der Conducteur ließ zufahren. „Was ist das?“ rief der Marchese.

„Sie haben keinen Paß —“ der Conducteur.

„Wenn gleich! Lassen Sie mich einsteigen!“ schrie der Andere, neben dem Wagen laufend.

„Ich würde gestraft — abgesetzt —“ erwiderte der Conducteur.

„Wozu bedarf's eines Passes? Ich bin der Marchese Raggi, Jedermann kennt mich in Genua —“

Mir fielen Schiller's Worte ein: die Blinden in Genua kennen meinen Tritt. Es half aber Alles nichts. Der arme Mensch wollte verzweifeln; er war vom Regen triefend naß geworden und der lehmige Boden setzte seinem Mitlaufen alle möglichen Hindernisse entgegen. Wir Alle legten uns auf's Bitten.

„Meine Herren, 's geht nicht —“ rief entschuldigend der Conducteur; „hätte ich gewußt, daß er keinen Paß hat, nicht um die Villa Negri würde ich ihn mitgenommen haben. Mein Amt und das Wohl meiner Familie hängt davon ab.“

„Das ist aber eine unerhörte Barbarei!“ schrie immerfort der Marchese, ich kann doch nicht zu Fuß nach Genua laufen — Teufel von Conducteur! Verfluchter Paß — Henker! Barbar!“

Uns that der Mann in der Seele weh; da wurde der Weg etwas besser, der Postillon klatschte, die Pferde liefen, der Wagen rollte, des Marchese Raggi Stimme verhallte und wir sahen den Mann nicht wieder.

Mittags in Vogherra, wo wir uns ziemlich lange aufhielten, hatte er uns auch nicht einholen können, und was würde es ihm auch genützt haben? Der Conducteur blieb steif auf seiner Weigerung. Ich aber dachte daran, ob so

etwas einem deutschen Baron in seinem Lande wol widerfahren würde — oder überhaupt einem Manne, der sich in der nächsten Stadt ausweisen könnte?

Am späten Nachmittage kamen wir in schöne Alleen und sahen ein Lustschloß mit trefflichen Anlagen, das dem Grafen von Casatisme gehörte, ein Name, der mir einen meiner Lieblingshelden ins Gedächtniß rief, welcher zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Seele aller muntern Gesellschaften in Paris war und in jener Zeit der spirituellsten Losgebundenheit als ein Original erster Größe prangte, sowol im Punkte der Galanterie, als der ausgesuchtesten Prachtliebe, und stets für jeden Finger ein schönes Abenteuer, so wie für jeden Tag einen ernsthaften Gang auf Leben und Tod hatte. Das Ideal eines großen Herrn, der noch, vor der großen Sündflut, der Freuden der Welt vollkommen theilhaftig werden konnte. Welch ein greller Unterschied zwischen einem Grafen von Casatisme, der mit dem Gepränge eines üppigen orientalischen Fürsten reiste, dem kein Wille widerstrebte, der unumschränkter Herr über Alles war, was ihm in den Weg zu treten wagte, und diesem armen Marchese Raggi, der mit dem weißen Bündel unter dem Arme im Kothe neben der Diligence lief und vergebens einen ordinairen Conducteur um Aufnahme bat! Und da liegt nur der Raum von kurzen funfzig Jahren dazwischen!

Nach Sonnenuntergang trat sogleich die tiefste Finsterniß ein; die Straße hob und senkte sich; wir näherten uns dem Apennin und der rauhe Nachtwind des Gebirges stieg über unser Antlitz und die Augen schlossen sich ermüdet. Die Welt mit ihren Revolutionen und Institutionen, Schönheiten und Lächerlichkeiten versank in Nichts.

Als ich gegen Morgen erwachte und die Nase mit Wollust den frischen, belebenden Hauch einzog, der draußen wehete, entzückte mich ein dunkelblauer, gerader Strich, den ich über zusammengeballten Wolkenmassen erblickte, die das Thal unter mir vollständig füllten. Wir hielten auf dem Kamm des Berges und der Strich war das mittelländische Meer. Von jetzt an wandte ich keinen Blick mehr davon. Es war das kalte, bläuliche Licht, das dem Sonnenaufgange unmittelbar voraneilt, und dieser Moment einer freudigen Feierlichkeit ist der schönste, erquickendste Lohn für die überstandenen Mühseligkeiten einer Eilwagennacht.

Die Wolken drängten und wühlten sich immer tiefer in die Schluchten, der Hauch Gottes über den Wassern trieb sie zurück, der Osten lichtete sich hinter den Höhen von Sestri di Levante, diese selbst wurden schwärzer und die Berge gen Nizza, nach Sestri di Ponente, wurden rosenroth von oben bis unten, glühten dann wie Altarkerzen, zu Ehren des Allerhöchsten entzündet, und die Ponzainseln, selbst Elba tauchte, von dieser Glut angehaucht, in malerischer Massenhaftigkeit aus dem Spiegel der See.

Wie schön, wie göttlich rollten wir dahin. Immer auf der Höhe — nun noch ein Vorsprung gewonnen — nun noch einer — sind wir da oben, so müssen wir Genua sehen können, so dachte ich, denn ein verstohlener Blick in die Tiefe hatte mir schon sein Dasein verrathen. Hier ein Thurm, dort einige zusammenhängende Häuser, hier wieder Masten, die aus dem Hafen emporragten. Dann war wieder Alles hinter belaubte Kuppen verschwunden.

Dies sind Landhäuser! Eine edle Structur — großartig — aber wie seltsam! Was dem Architekten, dem Steinmetzen, dem Bildhauer vorbehalten schien, ist hier allein dem Maler überlassen. Balkons, Säulen Büsten und Sta-

tuen sind wie auf Theaterdecorationen gemalt. Es sieht zwar freundlich aus, aber es ist doch nicht das Rechte.

So mehrten sich denn diese Häuser; wir fuhren auf einem erhöhten Damme, an dessen Fuße sich dumpfhallend die Wellen brachen; links stiegen kahle Felsen empor, rechts dehnte sich das Meer mit den Inseln und den duftigen Küsten, die das Schönste sind, was Italien dem Reisenden zeigt; vor uns hebt sich die Laterne aus dem felsigen Kern und wir haben bald das Thor erreicht und befinden uns in einem mäßigen Gewühl von Soldaten, Hafenarbeitern und Obst- und Gemüsehökern, die ihrem Tagesgeschäfte nachgehen.

Genua, die Stadt, zeigt dem im Wagen Ankommenden sogleich ihre größte Herrlichkeit: jene lange Straße nämlich, die, in drei Abtheilungen, die Strada Balbi, Strada Nuova und Strada Nuovissima heißt. Es ist die einzige, wo man mit Viergespann gemächlich fahren kann. Allein sie ist dennoch so schmal, daß man zur Uebersicht der prächtigen Paläste nicht gelangt, die sich hier aneinander reihen und Genua den Namen: Stadt der Paläste und la Superba erworben haben. Auf den ersten Blick imposant erscheint hier nichts als die Lage, und selbst diese gewinnt erst bei näherer Bekanntschaft, wenn man die Blicke in die Thäler und Schluchten versenkt, wo Alles in südlicher Vegetation prangt und strotzt, während die Höhen kahl und unfruchtbar sind. Welch ein Unterschied mit Neapel, wo das üppigste Grün die alten verwitterten Felsen überwuchert und nirgends sich die Spur des irdischen Paradieses verleugnet.

Wir hatten von den „Vier Nationen" rühmen hören, daß dieser Gasthof am Hafen liege und eine treffliche Aussicht gewähre, und wir eilten hin. Allein es war nicht möglich,

unterzukommen. Alle jene Herrschaften, die bei der lombardischen Königskrönung zu Mailand theils als handelnde Personen, theils als Zuschauer mitgewirkt hatten, fühlten jetzt nach beendigten Feierlichkeiten nur zu gut, wie nöthig es sei, sich von der durch ermüdendes Ceremoniell, durch Diners, Bälle, Conzerte und Spectakel aller Art erzeugten Erschlaffung und Erschöpfung unter Gottes freier Luft, unter dem schönen Himmel Italiens, in ruhigen Genüssen herrlicher Naturscenen, im stillen, gemüthlichen Beschauen ewiger Kunstwerke, in sanft erregender Berührung mit wildfremden Persönlichkeiten, zu erholen und sie von Nerven und Blut abzustreifen, um die vergeudeten Kräfte in beiden wieder zu ersetzen. Da ging's uns nun schlimm genug! Wo wir hinkamen, war Alles bestellt, Alles weg. Die Couriere begegneten sich auf den Treppen und wo einer zu spät kam, rannte er davon, als ob der Kopf ihm brenne, um einem andern, der nach ihm kommen würde, so schnell als möglich den Rang abzulaufen.

Hier Metternich, Kolowrath, der Fürst von Fürstenberg, ein Erzherzog, ein Gesandter — wohin sollten sich arme Erdensöhne wenden, wie ein östreichischer General, ein Graf, ein deutscher Schriftsteller — denn vor jenen Größen schwand Alles hin und die zuletzt hier Genannten standen vor jenen mächtigen und großen Lichtern — dem gewinnsüchtigen italienischen Gasthofbesitzer gegenüber — so ziemlich auf gleicher Stufe. So kamen wir endlich, nachdem wir uns schon getrennt hatten, um Jeder für sich allein sein Glück zu versuchen, in dem Gasthofe zur Stadt London wieder zusammen, wo wir einige Zimmer in höchster Höhe eingeräumt erhielten und hier dennoch das Vergnügen hatten, mit den Ministern von Sachsen, Baiern und Hannover unter einem Dache zu wohnen und an einem Tische zu speisen.

Von unserer Höhe hatten wir die schönste Aussicht, die sich denken läßt. Unter uns das Gewühl der Hafenarbeiter, der Ueberblick des ganzen Hafens, von den beiden Molen eingeschlossen, die Laterne, darüber hinaus die fernen Höhen, welche den Busen von Genua umzingeln, ein Theil der alten Mauern der Stadt, die thürmenden Häuser — es war die weiteste, genußreichste Aussicht, die ich noch je aus meinem Fenster gehabt hatte, der aus meinem väterlichen Hause unbeschadet, die über den königsberger Schloßteich reichte und mir ewig unvergeßlich vor der Seele steht.

Das Regenwetter, das, während wir mit dem Aufsuchen einer Wohnung beschäftigt waren, aus Artigkeit nachließ, hatte sich nunmehr wieder eingestellt und trübte mir die schöne Aussicht. Was ich bis jetzt von Genua gesehen hatte, war im höchsten Grade eigenthümlich zu nennen, aber nicht schön, nicht ergreifend. Ich spreche hier nicht von der Lage und dem Meere, sondern von dem Innern. Die Straßen, wie enge Felsenschluchten, ein Steinlabyrinth, das sich in krummen, dunkeln Ausläufern nach dem Hafen hin öffnet. Alle Erdgeschosse aus Buden und Läden bestehend und die Eingänge zu den Häusern, seitwärts in jenen engen Spelunken, die sich zwischen ihnen hinschlängeln, nur mühsam zu finden. So hatte auch unser Gasthof kein Portal nach der Straße, in der er liegt, sondern über dem Eingang der Spelunke hing ein Schild mit der Inschrift: Entrée de l'Hôtel: La Ville de Londres, und nun mußte man in den finstern, stinkenden Gang hinab und seine Hausthüre unter den andern suchen. Hatte man sie aber gefunden, so führte eine breite Marmortreppe, wie sie bei uns nicht die Wohnung aller Könige besitzt, in die obern Stockwerke, zu dem weiten, mächtigen Speisesaal, um den

sich Saal an Saal reihete, längs der ausgedehnten Fronte am Meere.

Das Gewühl in diesen Straßen besteht aus emsigen Leuten, die ihrem Geschäfte nachzugehen scheinen, aus Handlangern und Bettlern — nirgends sieht man elegante Pflastertreter, die sich hier auch freilich nicht ergötzen würden. Plätze, wo dies allenfalls der Fall sein könnte, wie die Carignanbrücke, der Spaziergang Aqua Sola, die Straßen Nuova und Nuovissima, fand ich leer, was freilich der Jahreszeit zuzuschreiben war, da die noble Welt wie überall den Herbst auf dem Lande zubringt.

Gegen Abend konnten wir mit dem Regenschirme einen Rundgang auf der Stadtmauer machen, der für uns sehr belehrend war. Da kamen wir nach und nach zu den ruhigsten und belebtesten Vierteln der Stadt, zu den Wohnungen der Hohen und Reichen, wie zu denen der Armen und Betriebsamen; wir sahen aber überall dieselbe Finsterniß, dieselbe Abwesenheit jener freundlichen, offenen Eleganz, die den sinnigen Fremdling gleich willkommen heißt in der großen Stadt und ihn mehr anspricht, als die sogenannte Gemüthlichkeit in manchem Krähwinkel, die sich in geschlossene Gesellschaften verkriecht und hinter Mauern verschanzt, in die man erst eingeführt und ballotirt werden muß, um ihrer theilhaft werden zu können.

Der Genueser erschien mir sehr einfach in seinen Neigungen und Bedürfnissen. Den Tag über treibt und drängt er sich in halber Finsterniß und dickem Qualm, bei Lampenlicht in seinen Gäßchen, zwischen Anhäufungen von Waaren und Lebensmitteln aller Art, und Abends, wenn sein Geschäft ihn in Ruhe läßt, da klimmt er empor auf die alte Mauer seiner stolzen Stadt und sein Auge ruht auf dem monotonen Spiel der Wellen oder ergötzt sich an dem

Zuge der Wolken und er sieht die Dampfschiffe ankommen und wegfahren und die kleinen Jöllen im Hafen kreuzen und am Ende die Flamme hoch oben in der Laterne erglimmen und dann läutet es von den Thürmen und er entblößt das Haupt und betet und steigt dann nieder, trinkt in der nächsten Botthega eine Tasse Levante und kehrt heim, um auszuruhen und am andern Morgen das ewige Einerlei wieder zu beginnen. Solch ein Genueser weiß nichts vom Kneipchen und vom guten Winkel, von Bier und Wein, vom Kannegießern beim Schöppchen und vom Tageblatt, das Weltgeschichte und Stadtklätschereien bringt — er hat nichts als nach der sauern Last des Tages den freien Blick über's Meer und den Spaziergang auf der alten Mauer der stolzen Stadt Genova, die noch immer wie einst zwischen Meer und Fels fest hineingekittet ist, und statt der Worte, die dem Philister in der Kneipe von den Lippen strömen, mag ihn wol der Strom der Gedanken durchziehen an jene Zeit, da seine Vaterstadt die Wellen beherrschte und seine Vorfahren mächtige und reiche Bürger waren, unter denen große patriotische Tugenden lebten. Die heutigen Italiener leben mehr in der Vergangenheit, als man außerhalb Italiens wol glaubt, und dies macht ihnen die Gegenwart erträglicher, wenn es sie auch oft mit wehmüthigem Schmerze erfüllt.

Ich durchstrich die Stadt nach allen Richtungen bis zum späten Abend. Die Abwesenheit alles Fuhrwerks, wodurch schon Venedig eine so charakteristische Eigenthümlichkeit erhält, verleiht sie Genua noch viel mehr. Dort sind Gondeln, die blitzschnell dahinschießen, deren Führer sich zuschreien, Barken mit schwerer Ladung, die wie unsere

Frachtwagen dazwischen einherschwanken, das Wasser selbst, das allspielende, stets lebendige Element — hier nichts von allem Dem. Die langen, engen Straßen, deren hohe Häuser kaum den Himmel hineinblicken lassen und die auch wol mit Waaren und Geräth aller Art besetzt und vollgestellt sind, sehen wie Stuben und Säle aus; manche Winkel, die keinen Ausweg zeigen, wo die Gemüseverkäufer die trefflichsten Schwämme in großen Haufen liegen haben, sind gleich Kammern, Plätze, wie der der Börse und der daranstoßende, wo die altberühmten Goldschmiede den reichen und wunderbaren Filigranschmuck auslegen, sind Sälen zu vergleichen.

Von eigentlich elegantem Schmuck und Ausputz der Läden ist aber nirgends eine Spur zu treffen und auffallend ist es, daß hier, wie fast in ganz Italien, sich das Meiste des zum Verkauf Ausgebotenen auf Befriedigung des gemeinsten Bedürfnisses bezieht, auf das Essen und Trinken nämlich. So in Mailand, wo die Menge der Boutiken mit Festons von Würsten in allen Farben uns entgegenstrahlt, von den appetitlichen rothen Blutwürsten und safrangelben Schmalzwürsten, um den Risotto zu färben, bis zu den weißen Würsten, die nichts als Wagenschmiere, und den schwarzen, die nichts als Schuhwichse enthalten — dann die ungeheuern Käse von Lodi und Gorgonzola, die wir Parmesankäse nennen, aus Artigkeit für jene Herzogin von Parma, eine Gemahlin des Ercole Farnese, die den Käse liebte. Die Tapete der Läden bilden die an der Luft getrockneten Speckseiten und Schinken — vor der Thüre lagern Haufen von Zwiebeln und Knoblauch, Aepfeln und Trauben, Schwämmen und Gemüsen aller Art. Daneben fällt uns gleich die Aufschrift COMERCIO DI VINO auf, wobei aber Niemand an einen göttlichen Handel, sondern

nur an einen Handel mit Wein denken darf. — Nur Florenz und Rom machen hierin eine Ausnahme; hier übersteigt die Zahl der Kunsthändler alle Uebrigen, in Rom sind ganze Straßen wie die Via Condotti und del Babuino an beiden Seiten mit Mosaik, Bronzen und Bildern garnirt und am Lung' Arno in Florenz reihen sich Gemäldeausstellungen an die Werkstätten der Bildhauer, die Restaurateurs firnissen hier ein Bild, dort eine Terracotta des Luca della Robbia und dazwischen prangen die Meisterwerke unnachahmlicher Marquetterie aus der besten Zeit der Wiedergeburt der Künste, bei welchem Anblicke dem Sammler eher das Wasser im Munde zusammenläuft, als dem Hungrigsten in Mailand, Genua und Bologna beim Anblicke der trefflichsten Speckseiten und Würste.

Einer dieser Alterthumskrämer und Rococohändler in Genua, Marchand de Bric-à-Brac, wie sie in Frankreich genannt werden, il Signor Jesaia Tedescho, empfahl sich uns ganz besonders durch eine Karte, auf welcher, außer seinem Namen, alle Etablissements verzeichnet waren, denen er vorstand. Es waren deren fünf, darunter ein großartiges Magazin im Porto-Franco und ein moderner Seidenladen in unserm Hause. Seine Rococosammlung reizte uns und wir ließen ihm sagen, daß wir ihn nach dem Mittagsessen besuchen würden. Ein junger Mensch leitete uns durch viele enge Straßen und Plätze bis zu einer Steintreppe, an deren unterm Ende uns Herr Jesaia Tedescho, mit vorgestrecktem Bauche, den Hut in den Nacken geschoben und die Hände in den Beinkleidern mit Geld klimpernd, schon lange zu erwarten schien.

Von der Steintreppe hatten wir noch mehre jener Schluchten ähnlichen Gäßchen zu erklimmen, die sich in die Felsen verloren, und kamen endlich an ein großes, wüstes

Gebäude, das gänzlich unbewohnt schien. Und in der That lebte der alte Tedescho hier mit seiner Familie in einigen kleinen Zimmern, während aller übrige Raum mit Waaren gefüllt war. Es waren dort die kostbarsten Stoffe von Seide aufgehäuft, jener alte schwere Sammet, der früher unter dem Namen des genuesischen so große Berühmtheit hatte, in den sich die Fürsten und Damen des Mittelalters kleideten, aus dem die kostbaren Baldachine sich bildeten, die Kaiser und Klerisei beschirmten. Ferner sahen wir hier schweren Damast, alten Gewebes, wie er nicht mehr von den lyoner Fabriken kommt, das Bild der alten Prächtigkeit und Solidität in Allem, bis auf die Gegenstände des Luxus. Auch Stickereien der kunstvollsten Art waren da, wie sie die frommen Schwestern in den Klöstern schufen und mit deren Anmuthigkeit und geschmackvoller Zierlichkeit nichts mehr zu vergleichen ist, was unsere Frauen mit der Nadel schaffen. Alles war hier alt — Jahrhunderte waren verstrichen, seit diese künstlichen Arbeiten entstanden, und dennoch waren sie trefflich erhalten. Hierher mögen Die kommen, die das Verlangen tragen, sich eine Wohnung zu schmücken, geschmackvoll und würdig. Eine kahle Wand erhält durch Fenster- und Thürgehänge von solchen Stoffen eine edlere Zier, als wenn man sie mit den bunten pariser Papierstreifen beklebt, die wahrlich nichts als die Mode für sich haben, und für die Summen, die man für jene Riens und Quelquechoserien in Bronze, Krystall und Alabaster verschwendet, womit uns Frankreich überschwemmt, kann man leicht ein paar gute Bilder erstehen, deren Anblick uns täglich und stündlich Freude bereitet, während wir jener, wenn der Reiz der Neuheit des Besitzes verschwand bis zum Ekel überdrüßig werden.

Unter den Möbeln zeichneten sich einige alte Tische aus

von jener kunstvollen Schreinerarbeit, die jetzt wieder erwacht ist und einen wahrhaft edeln Wetteifer unter unsern Handwerkern erregt. Sie waren eingelegt mit verschiedenen Holzarten, die, in ihren natürlichen Farben und Schattirungen, Landschaften und Ansichten von Städten bildeten, von reichen Arabesken umschlungen. Alles in einer so reinen Zeichnung und mit einem so geläuterten Geschmack ausgeführt, daß diese Tische Kunstwerke genannt werden dürfen. Auch ein Schrank war mir bemerkenswerth, dessen Schubladen sämmtlich feine Miniaturen unter Glas zierten. Ein wahrhaftes Prachtstück!

Wir handelten lange und kauften wenig, da unsere Reisekasse und der weite Weg, den wir noch vor uns hatten, sich mit den Preisen des Herrn Tedescho nicht in Einklang bringen lassen wollte, der übrigens seinerseits mit echt italienischer Courtoisie versicherte, daß es ihm gar nicht darum zu thun sei und daß es ihm Freude mache, so sinnige Freunde des Schönen und der Kunst in seinem Magazine gesehen zu haben. Zugleich erbat er sich aber, daß wir ihn empfehlen möchten.

Genua eignet sich trefflich, um dergleichen Ankäufe zu machen; als Hafen- und Wechselplatz wird die zu leistende Zahlung, eben so wie die Versendung bedeutend erleichtert.

Es war dunkel geworden, als wir Tedescho verließen, und wir begaben uns in das beste und gerühmteste Kaffeehaus: Au grand Caïre. Nirgends sah ich so viele Pracht und Vergoldung auf die unzweckmäßigste Weise verwendet. Das Local war eine Art von Kellergewölbe in einem der finstersten Winkel, mit Sphinxen, Isisbildern und Hieroglyphen im ägyptischen Style und zwar Gold auf Weiß, aufgeputzt. Eine sinnlose Zusammenstellung von Form und

Farbe, von Idee und Zweck! Trotz des kühlen, regnerischen Abends waren Fenster und Thüren nicht nur geöffnet, sondern völlig ausgehoben und die Vorhänge weheten bis mitten in den Raum, wo wir in Nischen ähnlichen Vertiefungen, bei flackernden Lampen, nur spärlich gegen den Zugwind geschützt, da saßen, um in Eile unsere Sematta zu nehmen.

Wir krochen hierauf, in undurchdringlicher Finsterniß, durch das Labyrinth genuesischer Straßen nach dem marmornen Theater Carlo=Felice, wo wir den Lügner von Goldoni von einer sehr mittelmäßigen Truppe aufführen sahen. Der den Lügner gab, konnte mit dem steifsten deutschen Schauspieler kühn in die Schranken treten, nur daß er ihn in der Zungengeläufigkeit übertroffen haben würde.

Im Dom zu Genua, der mit Streifen von schwarzem und weißem Marmor gar wunderlich bekleidet ist, wollte ich den heiligen Graal besichtigen und dabei ältester und alter, morgenländischer und deutscher Zeit, deutschen Minnesangs und anderer Herrlichkeiten gedenken. Man mußte den Schlüssel zum Schranke bei der Municipalität holen lassen und der Beamte, der endlich damit erschien, erhielt einige Franken für seine Bemühung. Während wir ihn erwarteten, befanden wir uns in einer kleinen, niedern, mit ordinairen hölzernen Schränken angefüllten Kammer, die an die größere und italienisch aufgeschmückte Sacristei stieß. Wir glaubten, daß man uns von hier in das Gemach führen würde, das den Hort bewahrt. Aber weit gefehlt! Der Beamte erschien und schloß einen der Schränke auf und nahm ohne alle Umstände eine der heiligsten Reliquien der Christenheit daraus hervor und setzte sie wie ein gemeines

Gefäß zur Besichtigung auf den Tisch. Ich bin überzeugt, daß der Inhaber eines Ehrenbechers heutzutage ihn mit mehr Salbung aus dem Futteral hervorholt, falls neugierige Leute ihn zu sehen wünschen sollten.

Der Graal, le saing-réal, das wirkliche Blut — il sacro Catino, ist — der frommen Sage nach — eine Schale aus einem einzigen Smaragd, den die Königin von Saba ihrem Freunde, dem weisen Salomo, zum Geschenk dargebracht haben soll, und die dann in dem königlichen Geschlechte der Juden bis auf Jesus vererbte, der daraus das Osterlamm mit seinen Jüngern verzehrte. Nach Andern soll Joseph von Arimathia das Blut des Heilandes in dieser Schale aufgefangen haben. Nach Europa kam sie durch die Einnahme von Cäsarea im elften Jahrhundert.

Napoleon, lüstern nach Kostbarkeiten, Seltenheiten und Heiligthümern, hatte auch den heil. Graal nach Paris kommen lassen. Um aber zu untersuchen, ob die Masse wirklich Smaragd sei, schlug er ein Stück davon ab, wo es sich denn freilich alsbald herausstellte, daß sie nur Glasfluß sei. Die nun zertrümmerte Glasschale ruht auf einem schiefen Untersatze aus Gold von kunstreicher Arbeit, mit mannichfachen Edelsteinen besetzt; ihre Schadhaftigkeit hindert jedoch nicht die Andacht, sie zu verehren; alle anwesenden Katholiken verbeugten sich bei ihrem Anblick und drückten ihr einen Kuß auf. Jedenfalls ist sie ein Ueberbleibsel aus dem höchsten Alterthume, das sich — ohne den Vandalismus des „modernen Robespierre zu Pferde" vielleicht noch durch Jahrhunderte unverletzt erhalten hätte.

Ueber die Bauart der genuesischen Paläste sind die Urtheile verschieden; Einige sagen, man müsse den schwarzen, ernsten, großartigern Palästen in Florenz den Vorzug geben, Andere: den luftigern, heitern in Genua, denen es

übrigens auch nicht an Großartigkeit fehlt. Wahr ist es, daß ein Stiegenhaus, wie im berühmten Palazzo=Rosso des Marchese Durazzo, gleich beim Eintritte schon mit hoher Bewunderung erfüllt und daß die Terrasse im königlichen Palaste mit Orangenbäumen und Springbrunnen einem Nordländer wie die Uebersetzung eines fremden Feenmärchens erscheint, indem er sich erinnert, Aehnliches bis dahin nur auf der Hintergardine einer Zauberpantomine gemalt gesehen zu haben. Aber ein alter florentiner Palast ist doch etwas Anderes noch und dort ist es eine andere Hochachtung, die uns packt.

Wer schöne Vandyks sehen will, muß nach Genua gehen. Diese großen, vornehmen und reichen Geschlechter haben die Kunst des Niederländers so recht für sich in Beschlag genommen und ausgebeutet, und er mußte ihre schönen und häßlichen, klugen und rohen Züge auf die Leinwand zaubern. Nur verschönte er eben Alles durch seine Kunst und das Original mag ausgesehen haben wie es will — ein Vandyk ist immer schön.

So zogen wir denn durch die alten Paläste der Spinola, Durazzo, Doria, Pallavicini, Serra — einst so erlauchte Namen, Staatsmänner, Krieger zu Land und See, Handelsherren, Gelehrte — welche diese großen, glänzenden Räume sich und ihrem Bedürfniß erbauten und sie bevölkerten mit Künstlern und ihren Werken und sie erfüllten mit herrlichen Festen voll Drang und Leben, voll Liebe und Klänge, voll Leidenschaft und Reiz. Aber jetzt — wie ist Alles so leer und ausgestorben! Der Fußtritt hallt wider in hochgewölbten Gängen und Bediente in alter, verschossener Livrée befriedigen unsere Neugier, indem sie uns die todten Bilder zeigen und von alter Pracht erzählen. Aber wo sind sie, die adeligen Bewohner dieser Paläste? Nir=

gends zu sehen. Oben in den höchsten Stockwerken sitzen sie, zwischen zerlumpten Tapeten und abgeriebenen Vergoldungen, hadernd mit der neuen Zeit und den Blick über's Meer sendend, der Vergangenheit gedenkend. Gerade wie der Genueser aus den engen, tiefen Gäßchen, wenn er Abends auf die Mauer steigt. Den Edeln wie den Bürger traf das gleiche Loos.

Unter all' der verschollenen und verwaisten Pracht fiel uns der neue, marmorgeschmückte Palast des jungen Pallavicini angenehmer auf, weil er der einzige war, wo wir Etwas fanden, das uns an modernes Leben erinnerte. Mehr als der Prachtsaal im Palaste Serra, aus eitel Gold und Lasurstein, der Millionen gekostet hat und jetzt öde und verwaist steht, gefiel mir der Familiensalon der Gräfin Pallavicini, wo zwischen den zierlich cannelirten Marmorsäulen der gediegenste Luxus in Meisterwerken der Kunst früherer Jahrhunderte sich entfaltet, wo aber inmitten des Raumes weich gepolsterte Armsessel, Sitze mit traulichen Rücklehnen zum heimlichen Geplauder zu Zweien einladend, Arbeitstischchen mit Malergeräthschaften, Etalagen zu Albums und andern Gegenständen, deren Anschauen das Gemüth erheitert, wie Piano, Lesepulte, kleine Bücherschränke mit eleganter Lectüre, Zeugniß ablegen, daß man hier sich „der süßen Gewohnheit des Daseins und Wirkens erfreut," daß in diesen so hochgeschmückten Räumen sich ein sinniges, edles Leben ergeht, das die Freuden zu schätzen weiß, die solch ein Aufenthalt gewähren kann.

Genua hat, wie jede italienische Stadt, seine ganz eigenthümlichen Reize, die gewiß einen Jeden anziehen werden; allein der Reiz, der in einer gebildeten Bevölkerung liegt, wie man sie zu Florenz sieht, oder in einer schönen wie zu Rom, oder in einer vollständig naiven, grell beweg-

ten wie zu Neapel — geht ihm ab; Mailand hat vor ihm die Eleganz voraus, Venedig das Märchenhaft-Fremdartige — Alle sind reicher an Alterthümern, wie an Kunstschätzen — und wenn wir an den Palästen der Strada Balba und der Nuova und Nuovissima stundenlang vorübergezogen sind und dann wieder hinabsteigen müssen in die Spelunken voll lärmendem Gewühl und Gestank, so sehnen wir uns weg von hier und nur der Blick auf das Meer stärkt uns wieder und wenn er hinüber gleitet zu den Höhen der Riviera, die uns die Pforten des irdischen Paradieses erschließen — die Gefilde Hesperiens in altfränkischer Dichterweise genannt.

Jeder Dichter hat etwas vom Propheten in sich und der Ausspruch der Alten bewährt sich auch hier. So hat unser Schiller, der bekanntlich Genua nie gesehen, mit bewunderswerther Wahrheit in seinem Fiesko die Oertlichkeit geschildert. Dies empfand ich an der Darsena, im Palaste des Andreas Doria, aber ganz besonders an jenem Morgen, wo ich auf der Stelle stand, die einst die Burg des Fiesko trug und von der jetzt nur eine der Seitenmauern noch dasteht, welche zu einem neuern Gebäude hinübergezogen ist. Wie herrlich mußte es sein, von dem Altane dieses Schlosses die ersten Strahlen der Sonne heraufleuchten zu sehen über das stolze, noch im Schlummer versunkene Genua — wie Schiller es seinen Helden in dem schönen Monologe ausdrücken läßt! Die Aussicht von dort ist wahrhaft imposant.

Wie belehrend ist ein Blick von dieser Höhe! Welche Macht ruhte einst auf diesem Piedestal von Felsen, welche die Welle des westlichen Mittelmeeres umspült; welcher Muth beherrschte die kühnen Genuesen, die ihre Waffen

nach dem Osten trugen, um dort Städte und Königreiche zu erobern; wie gefürchtet war überall ihre Kraft, während zu Hause der Held an der Eigensucht, an dem Zwiespalt im Innern, an den kleinlichen Ränken und den empörendsten Gewaltstreichen verbluten mußte. Predigen alle italienische Staaten diese Lehre, so ist es Genua am meisten. Alles — das Außerordentlichste gelang der Republik — das Wunderbarste kam ihr unerwartet zu Hülfe — allein an dem Schwersten scheiterte sie dennoch — an der Kunst, sich selbst zu beherrschen. Und als der arme, unbekannte Schiffer mit dem ernsten Gesichte und den klaren Augen in seiner größten Noth vor den Senat hintrat und sprach: Ich bin ein Genueser, gebt mir ein armes Schiff, ihr Väter, und ich gebe meinem Vaterlande eine Welt dafür! da lachten sie ihn aus und ließen ihn von dannen — ihn, der ihrer Macht neuen Glanz und Reichthum, ihrem weltgeschichtlichen Dasein eine Dauer für Jahrhunderte gegeben hätte. Colombo wanderte aus und machte Spanien zum mächtigsten Staate der Christenheit.

Eine Spazierfahrt im Hafen brachte uns zu der malerisch auf dem Felsen erbauten Laterne, von deren Höhe man die schönste Aussicht nach der östlichen und westlichen Riviera, wie nach den Inseln hat. Das Gebäude ist im Innern hohl, wenn dieser bezeichnende Ausdruck hier erlaubt ist, und die Treppen hängen frei an der Mauer, die den Thurm selbst bildet. Von drei Seiten ist sein Fuß von den Wellen umspült und der schmale Raum auf dem Felsen, den der Bau nicht einnimmt, ist mit Gartenerde bedeckt worden und trägt einige Küchenkräuter und Blumen zu Nutz und Frommen des Wächters, der hier mit seiner Familie kein idyllisches Leben führt, da er täglich das grollende Meer, den trotzigen Fels, den gewinnsüchti-

gen Schiffer, Kampf, Untergang oder schwere Rettung vor Augen hat.

Wir versuchten es, durch die beiden Molen in die See hinaus und nach Sestri zu schiffen, allein sie war zu bewegt und das Hereindrängen der Gewässer durch die schmale Hafenpforte hob und senkte unser kleines Boot so gewaltig und der starke Wind warf es dabei so auf die Seite, daß Mast und Segel die Wellen streiften. Einige Frauen wurden bleich und bekamen Schwindel und da die Seekrankheit keineswegs in unserm Plane lag, so steuerten wir so schnell wir konnten zurück, besichtigten noch die im Hafen aufgetakelte Fregatte, die den Prinzen von Carignan um die Welt führen sollte, und landeten dann bei der Villa eines Gastfreundes, die im Schatten von Platanen und Oelbäumen mit schönen Gebäuden sich vor uns ausdehnte, um den heitern, lauen Abend, den ersten seit unserer Ankunft, daselbst zu verbringen.

— — —

„Ich habe ein Mal ein Gespenst gesehen — ein Mal nur — aber ich wünsche, daß es nie wieder der Fall sein möchte," sagte sie.

Wir hatten, Sorbet schlürfend, deutsche Gespenstergeschichten erzählt; ich war die Ursache gewesen. Es gewährte mir ein inniges Vergnügen, hier am Gestade des Mittelmeeres, durch hohe Bergwände von der süßen Heimath geschieden, ein geistiges Band mit ihr anzuknüpfen. Ich schwelgte in der Erinnerung und gefiel mir darin, eine recht malerische Schilderung von unsern überhängenden, spitzgiebeligen Häusern zu machen, mit den finstern, verschlossenen Gängen und den kleinen getäfelten Zimmern, wo aus jedem Winkel der Knecht Dunkelschott uns entgegentreten oder die aschgraue Frau uns anlugen kann. Ich schilderte ferner das

alte Soest in Westphalen, das alte Kronach im thüringer Gebirge und ähnliche geheimnißvolle Ortschaften des lieben Vaterlandes, die mir stets als von einer ganz eigenthümlichen Romantik umgeben scheinen.

Sie saß still und nachdenkend da; ihre schlanke, feine Gestalt, nachlässig voll Anmuth rückgelehnt im Sessel, das weiße Antlitz wie träumend erhoben und das schwarze, glühende Auge von den Wimpern des niedergezogenen Lids überdeckt. Aus dem im Nacken zusammengenestelten reichen Haare hatte sich eine lange Locke verloren und war auf den Busen gefallen. Die Hand des aufgestützten linken Arms spielte mit ihr.

— „Wir waren lange nicht ausgegangen," fuhr sie fort, „schwerer Kummer lastete auf uns Allen. Ach, was hatten wir Alles gelitten! Der Glanz unseres Hauses war durch die Bosheit eines einzigen Menschen vernichtet. Nein! es war eine solche Bosheit, daß ich ihn nicht einen Menschen nennen kann. Es war ein Ungeheuer! Nie ist Schönheit und Tugend ärger verfolgt worden, als meine arme Schwester. Und weil ihre Schönheit ihn reizte und ihre Tugend seinen Anträgen widerstand, häufte er Elend und Schmach auf das Haupt eines edlen Mannes und auf seine Familie. Es war der französische Militairbefehlshaber, von dem ich spreche. Er rühmte sich, die Gunst meiner Schwester um Gold errungen zu haben. — Mein Vater starb darüber hin; der Gram nagte an seinem Leben, uns Jüngere floh damals Das, was wir Glück nannten, wir konnten am Leben bleiben — leben in Schmach. Allein es sollte uns vorbehalten sein, schönere Tage zu sehen.

Unser grausamer Feind war vor wenigen Tagen gestorben. Ich war noch sehr jung und mit Vergnügen vernahm ich die Schüsse, die sie über seinem Grabe abfeuerten, da

sie mich belehrten, daß er uns hienieden nicht mehr schaden könne. In den Augen meiner Mutter, einer Corsicanerin, glühete es unheimlich, wie ungesättigter Rachedurst. Sie gönnte ihm nicht, daß er ruhig in seinem Bette gestorben war.

Es war ein Abend wie heute, tiefe Hüte mit Schleiern auf, die Gestalt bis zur Unkenntlichkeit verhüllt, verließen wir unser Haus, um uns ein Mal wieder unter Menschen zu mischen. Wir durchstrichen Aquasola. Plötzlich an einem Gebüsche vorüber, schreie ich auf. Die Mutter ergreift meinen Arm und zieht mich ängstlich weiter — denn auch sie hatte es gesehen" —

— „Was? was?" riefen wir Zuhörer alle wie aus einem Munde.

— „Ihn — den Bösewicht," erwiderte die Gräfin ruhig. Wir vollendeten den Spaziergang und kehrten dann um. Als wir aber wieder an dem Gebüsche vorüberkamen, da blickte ich wieder hin, etwas gefaßter als früher vermochte ich mein Auge auf den Schrecklichen zu heften. Da stand er, wie ich ihn gewöhnlich gesehen hatte. Aber seine Augen waren eingesunken und aus den Höhlen brannte es hervor, mit bläulichem Scheine, wie angezündeter Schwefel. Ich konnte es doch nicht lange aushalten; ein eisiger Schauer überrieselte mich und ich lief, Mutter und Schwester fortziehend, nach Hause. — Er war es, sagte ich dort und meine Mutter stimmte mir bei, aber meine ältere Schwester hatte ihn nicht gesehen. Wol aber Andere. Obgleich wir seitdem nicht mehr nach Aquasola gingen, so hörten wir erzählen, daß der französische Gouverneur dort Abends spuke und die schönen Mädchen noch immer so erschrecke und verfolge, wie er es im Leben zu thun gewohnt gewesen war. — Das Gebüsch, wo die Erscheinung sich gezeigt hatte,

ward ausgerottet und der Platz mit Sand geebnet. Seitdem ist's ruhig. — Der edle Graf B., der meine Schwester heirathete, hat den letzten Schatten von der uns zugefügten Schmach entfernt und ich muß mit der ganzen Kraft der Erinnerung mir jene Greuel aus den Tagen meiner Kindheit wieder vorführen und Alles zusammenhalten, um nur daran glauben zu können, daß uns eine solche Erniedrigung bevorstand."

Wir saßen stumm da, als sie geendet hatte. Ein junger Mann in der glänzenden Uniform der sardinischen Garde trat auf uns zu, sie erhob sich mit einem Lächeln auf den Lippen, in dem Wehmuth der Erinnerung und der Schmerz der Entsagung zauberhaft in Eins verschmolz — jenes Lächeln, das ein Lächeln der Heiterkeit so weit überstrahlt — und das den Seelenzustand dieser Frau so vollkommen ausdrückte. Sie gab dem Offizier den Arm und wandelte majestätisch am Gestade hin.

Das Schicksal des Ganzen im Schicksal des Einzelnen. — Dies alte Geschlecht, das sich rein und hochgeehrt aus allen Kämpfen des Mittelalters gerettet hatte, vom Rade der Riesenrevolution ergriffen, sein Ruhm in den Staub gezerrt und zertreten, jetzt gebettet auf stille Reste ehemaliger Größe. — Ich las richtig in deinem Lächeln, edle Frau, Wehmuth und Entsagung.

Zwei Bergstraßen am Meere führen nach Pisa ostwärts, nach Nizza westwärts; dies ist die Riviera. Es sollte schwer werden, zu unterscheiden, welcher von beiden der Vorzug der Schönheit zuerkannt werden dürfe. Beide sind vortrefflich ausgeführt und erhalten. Ehemals war's hier beschwerlich und selbst gefährlich zu reisen.

Von Genua, sobald man aus dem östlichen Thore ist, geht's eine beträchtliche Höhe hinan, während man rechts die Orangengärten hat, die sich bis ans Meer hinab erstrecken, links aber in liebliche Thäler blickt voll köstlichen Anbaues, der sich um freundliche Landhäuser verbreitet. Wahr ist es, daß dies eine der schönsten Strecken Italiens ist und daß der Reiz dieser Ufer nur bei Mola di Gaeta wiederkehrt und dann später erst unterhalb Neapel.

Himmlisch ist es hier zu reisen, die herrliche Beleuchtung, der Meeresspiegel, reines Ultramarin, Pinien und Cypressen auf den Höhen, der Weg von riesenhaften Aloen und Agaven eingefaßt, drüben Elba und die fernern Höhen an der Küste, in rosig-veilchenfarbigem Duft verschwimmend — der Gedanke: dies ist Italien, das Land unserer Sehnsucht, unserer Träume von frühester Jugend an. Welch ein Glück!

Bald biegt man vom Meere ab; die Höhe wird rauher und man schleppt sich langsam in der Sonnenhitze im kahlen Gebirge dahin, bis man gegen Abend wieder zur Küste hinabrollt und hart am Strande, bald auf glatten Meerkieseln, bald durch das ausgetrocknete Bette der Gebirgswasser, die zu anderer Jahreszeit wol arge Hindernisse bilden, nach dem heitern Sestri fährt. Am andern Tage wieder derselbe Wechsel. Der Vormittag entzieht uns den Anblick des Meeres, wir nähern uns abermals dem Gebirge. Die Straße wird weiß; die Steinhaufen zu beiden Seiten derselben sind weiß, die Brücken, die Thürpfosten, Alles weiß — glänzend weiß. Im Hintergrunde erheben sich malerische Felsenhäupter von warmer, grauer Farbe, von glänzend weißen Streifen gleichwie von Silberfäden durchzogen. Es geht steil aufwärts. Die vorherrschende weiße Farbe alles Gesteins erregt immer höhere Aufmerksamkeit; ja,

wahrlich — es ist Marmor und dort oben die Häuser am Berge, neben und auf ihm zerstreut, sind Carrara, die Stadt der Bildhauer, mit der ewig unversiegbaren Quelle des edelsten Gesteins, aus dem die Künstler Menschen und Götter bilden.

In Carrara ist fast in jedem Hause eine Werkstatt. Wir besuchten die vorzüglichsten im Fluge; die Bildhauer, daran gewöhnt, Fremde bei sich zu sehen, sind darauf vorbereitet und eingerichtet. Sogleich legen sie Meißel und Schlägel hin und führen den Fremden in eine Art Magazin oder Waarenlager, wo sich zierliche und wol auch künstlerische Sachen befinden. Wir sahen hier einige Köpfe und kleine Statuen nach bekannten Antiken, andere Arbeiten den neuern nachgebildet. Das Meiste in diesen Vorräthen bezieht sich jedoch auf nützliche Gegenstände für den Hausbedarf, wie Fenstersimse, Kamine, Tischplatten u. s. w. Besondere Aufmerksamkeit erregten bei uns die Werke aus Porto Venere, einer schwärzlichen Marmorart, die wie mit Goldadern durchzogen ist und schon bei den Alten in hohem Werthe stand. Die alten Steinbrüche waren lange ausgebeutet und man entbehrte dieses schöne Material, als erst vor kurzem wieder seine Entdeckung gemacht wurde, woraus die Arbeiter in Carrara nunmehr den vollsten Nutzen ziehen. Wir sahen herrliche runde Platten aus Porto Venere für den Preis von fünf bis zehn Napoleons, Vasen und Postamente und andere hübsche Sachen.

Von bedeutenderen Werken sahen wir die herrlichen Kaminsimse, die für den Großherzog von Toscana gearbeitet wurden und unter denen uns eines, mit reichen Ueberhängen von Früchten und Blumen, von einer Zierlichkeit der Arbeit schien, mit der sich nichts vergleichen läßt. Außer-

dem besuchten wir noch den kolossalen Washington, der für das Capitol in jener Stadt bestellt war.

Unser Wagen war vorausgefahren und erwartete uns auf der Höhe des Berges, den wir zu erklimmen hatten, der aber glücklicherweise mit schönen Bäumen besetzt war, durch die wir die Blicke auf die weite Sumpfebene warfen, die sich zu unserer Rechten bis ans Meer erstreckte und unter dem Namen der Maremmen bekannt ist. Es war bereits Nachmittag, als wir die geraden Linien Massas auf seinem Berge in der Nähe sahen und äußerst wohlgemuth die Hôtellerie des Herrn François betraten, die einer der besten Gasthöfe Italiens ist und zu einem längern Aufenthalte einladet.

Wenn man Italien kennt und es gehörig und nach allen Seiten hin durchstrichen hat, so rathe ich, hierher zu gehen, um Gedächtniß und Mappen zu öffnen und in seliger Ruhe das gewonnene Material in sich zu verarbeiten. Oder wenn eine sinnige Gesellschaft von Frauen und Männern sich zurückzuziehen wünscht, um die Wollust einer beschaulichen Einsamkeit zu genießen, so würde ich ihr vorschlagen, bei Herrn François ihren Wohnsitz zu nehmen. Das Haus liegt hoch und gesund und enthält eine Reihe von Zimmern und Sälen, die, weit entfernt von moderner Pracht und Eleganz, doch Alles enthalten, was wohlerzogene Menschen, die man hier und da trivial genug verwöhnte Menschen nennt, zum bequemen und anmuthigen Leben unumgänglich bedürfen. Die lange, offene Galerie des zweiten Stockwerks hat die Aussicht nach der ruhig stillen Landschaft, die melancholisch wäre, wenn sie nicht der italienische Himmel überwölbte. Ueber dunkelgrünes, glänzendes Laub der Orangen hinweg, welche die Abhänge des Städtchens bedecken, schweift der Blick nach der weiten,

schwärzlichen Fläche der Maremmen, die hin und wieder ein Nebelstreif durchzieht, der sich von dem Rauche loslöset, der den stellenweis angezündeten Feuern entsteigt. Von Zeit zu Zeit schallt ein Schuß von dorther, denn die Jagd auf Sumpfvögel ist hier stets rege. Das Mittelmeer, ein glänzender Streif, der das Auge blendet, zieht sich am Horizonte hin und farbige Glutwolken begrenzen diesen. Seitwärts reihen sich die Häuser und Mauern in langen, geraden Terrassenzeilen und darüber hinaus thürmen sich die Marmorfelsen von Carrara. Ist schon der Anblick dieser Landschaft so reizend, so ist es noch mehr die Lust, sich darin zu vertiefen, mit der langen Flinte auf der Schulter durch's Gebirge zu ziehen oder in die Sumpfgegend hinabzusteigen und mit frischer Beute heimzukehren, welche die echt französische Kunst des Meisters François trefflich zu bereiten versteht.

Er war Koch bei dem französischen Gesandten am Hofe von Florenz, als die französische Revolution von 1789 ausbrach. Sein Herr eilte nach Paris und bestieg bald darauf das Schaffot. Er selbst entkam nur mit Mühe den Greueln und zog sich hierher zurück, wo er mit Hülfe seiner kleinen Ersparnisse ein Grundstück erstand, um zum Besten der Reisenden seine freundliche Kunst zu üben.

Von Massa senkt sich die Straße und nähert sich wieder dem Meere; die schönsten Fernsichten bieten sich überall dar und Himmel und Wasser strahlen wider im reinsten Blau, wie es der Norden nie kennen lernt. Glänzende Eidexen huschen lustig durch Gebüsch und Mauerritzen, aus dem stachligen Kern der breiten staubigen Blätter schießt der baumhohe Stiel der Aloe empor, der Hunderte der schönsten Blüten trägt, Kinder laufen singend neben den trottelnden Pferden, überall ist Leben und Reiz, Farbe, Sü-

den! So rollen wir dem Städtchen Spezzia zu, dessen Hafen schon einige Segelschiffe zeigt, die ein- und ausladen und die wir zu besichtigen gehen.

Das Landvolk ist hier groß und schön, die Tracht zeigt manche Eigenthümlichkeit. Besonders gefallen uns kleine, scheibenartige Hütchen aus Stroh geflochten, mit Schnüren und Quästchen und bunten Bandschleifen gar zierlich besetzt, die gleich einer Cocarde an das Haarnetz zur Seite geheftet werden und weder gegen Wind, noch gegen die Sonnenstrahlen zu schützen vermögen, sondern lediglich zum Putze dienen. Dies deutet schon einen allgemein verbreiteten Schönheitssinn an und wir näherten uns in der That dem gebildetsten Volksstamme Italiens.

Ein kurzer Tagemarsch brachte uns nach Pietrasanta. Obgleich es noch sehr früh war, so theilte ich doch die Ansicht einiger Engländer, deren Wagen vor dem Gasthofe bereits hielten, und blieb hier. Alles zeigte uns, daß wir nunmehr das eigentliche Italien erreicht hatten. Es war Nachmittags vier Uhr; der Herbsttag neigte sich bereits dem Ende. Hochaufgepackte Wagen zogen vom Felde herein: zwei Räder ohne Speichen, runde, dicke Breter, mit einem eingeschnittenen Stern um die Achse, dreheten sich beschwerlich und langsam und das Ochsengespann so dicht am Wagen, daß die überragende Ladung sie völlig bedeckte und kaum die Hörner sichtbar waren. Es sah auf den ersten Blick so aus, als wenn das Fuhrwerk sich von selbst bewegte. Gewiß hat sich diese Art des Gespanns und Wagens seit den frühesten Zeiten her gleichmäßig erhalten und ein alter Etrusker, wenn er wiederkäme, würde es weniger anstaunen, als wir Hyperboräer es thaten.

Auch im Wirthshause war uns Alles neu. Diese italienischen Wirthe haben eine eigene Weise, den ankommen-

den Fremden ihre Aufmerksamkeit darzulegen. Das ist nicht wie bei uns im Innern von Deutschland, wo man Stundenlang sitzen kann und warten, bis endlich ein stummes Mädchen oder ein struppiger Kellner erscheint, den Tisch zu decken, dann nach einer abermaligen unendlichen Pause wiederkommt, um die Löffel zu bringen, hierauf die Gläser und so Stück für Stück die ganze Bestellung der Tafel, bis endlich die Suppe aufgetragen wird. Hier laufen sogleich eine Menge Kellner, der Wirth an der Spitze, herbei, um das Serviren zu besorgen. Es entsteht ein eifriger Wettlauf, zur einen Thüre herein, zur andern hinaus; sie schleppen alles Mögliche herbei, was aber der Eine hinstellt, reißt der Zweite wieder an sich und nimmt es mit fort, der Dritte aber schreit ihm nach und draußen entsteht ein greulicher Zank, der damit endet, daß der Gegenstand wieder herbeigebracht wird und einen Augenblick auf dem Tische paradirt, bis ihn ein neu Hinzugekommener ganz im Stillen wieder hinausträgt. Dies Rennen und Jagen, Hin- und Herschleppen, Zanken und Streiten, als gälte es Tod oder Leben, soll dem Fremden aber eine gute Meinung beibringen von dem trefflichen Eifer, der hier herrscht, ihn zu bedienen.

Endlich ist's eine Weile ruhig; man ist zufrieden damit und gibt sich der angenehmen Hoffnung hin, daß die Suppe endlich erscheinen werde. Vergebens. Man öffnet die Thüre und fragt einen der stets Vorübereilenden, die jetzt in einem andern Zimmer vor andern Fremden dasselbe Vorspiel aufzuführen im Begriff stehen, ob sich bald die Speisen zeigen werden? Subito! Subito! ist die Antwort, und um die Langeweile zu kürzen, wird ein kleines Küchenpersonal detachirt, um mit geriebenem Käse, einigen Citronen und etwas Dessert einen neuen Wettlauf wie den frühern der

Tafeldecker aufzuführen. Endlich erscheint die Menestra mit den unvermeidlichen Vermicelli, die Frittura in Oel, das Umido, das gebratene Huhn und der Wirth selbst tritt ein, um als Koch den Triumph zu haben, sich von der Schmackhaftigkeit seiner Zubereitungen zu überzeugen, denn gewöhnlich vereinigt er beide Chargen, namentlich in den kleinern Städten und auf dem Lande.

Ueber Pietrasanta hatte sich ein sternenbesäeter Himmel gespannt, die laueste Luft spielte in den Wipfeln der Bäume, die schwerbeladenen Wagen knarrten aber noch immer vom Felde herein und vor dem mit vielen Kerzen beleuchteten Madonnenbilde knieten betende Menschen. Die Fremden aber gingen mit vollem Herzen auf und ab und freueten sich der schönen Welt Gottes.

Am andern Tage wurde die Gegend anders; sie erschien uns so bekannt und vertraut. Es war Marschland, von Kanälen durchzogen; sehr fruchtbare Gärten voller Obstbäume, von niedern, lebenden Hecken eingefaßt, niedere Bauernhäuser, arbeitsame Menschen auf den Feldern. Gegen Mittag zeigten sich hohe Gebäude in der Ferne und der schiefe Thurm ließ uns nicht lange in Zweifel, welche Stadt wir sahen. Wir bestellten unsere Mahlzeit im Husaren und eilten sogleich fort, um den Dom, das Battistero, den Camposanto und den schiefen Thurm in Augenschein zu nehmen, die alle ein und derselbe Platz vereinigt. Dieser Platz machte den ersten, ganz vollständigen Eindruck auf mich, sowie ich ihn von diesem Lande mir geträumt hatte. Nicht der Dom in Mailand, trotz seiner Pracht und Großartigkeit, nicht die Paläste Genuas in ihrer theatralischen Eleganz waren jene Kunst, die ich suchte. Diese ernsten Gebäude zu Pisa, diese Hallen des Camposanto mit Giotto's und Cimabue's breiten Gemälden, diese eben so einfältigen als

wunderbaren Ergüsse der frühesten Genien, dies erhabene Gewölbe der Taufkirche mit seinem Tonwunder, die erzenen Thüren von nie alternder Pracht, der ungeheuere Dom mit den Denkmälern und endlich dieser zierliche Säulenbau, der sich mit solcher Kühnheit in die Lüfte hebt, mit dem die Geschicklichkeit einen Scherz ausführen wollte, um die guten Pisaner zu erschrecken, der aber jetzt Jahrhunderte allen Windstößen und Erdbeben trotzt und Scherz und Schreck vergessen macht, um nur die reinste Bewunderung vor der Macht des Genius in uns hervorzurufen!

Der späte Mond traf mich noch am einsamen Arno, den schöne Häuser von mir fremdartiger Bauart einfassen; ich konnte mich nicht entschließen, das Zimmer zu suchen. Alles war todt und ruhig; der Strom, schon so nahe seiner Mündung, wogte hier nicht einmal — in den langen Fensterreihen kein Licht — nur ferne, sehr ferne tönte ein Männerchor zu mir her.

Am andern Morgen wollte ich durch das schöne Arnothal gen Florenz ziehen und dann immer weiter ins Gebirge hinein, wo der Fluß über Gestein unter den lieblichsten Gebüschen dahinströmt.

Aus Cannstadt.

Im Juni.

Ein Jahr ist es nun beinahe, daß ich von Dir Abschied nahm, Theurer, und mein Bündel schnürte, um die große Tour anzutreten, die mich dies Mal viel weiter, als die gewöhnliche nach Türkheim führte, die wir so oft und gerne mit einander zu machen pflegen. Ich versprach Dir damals, Briefe von der Reise zu senden, die Dir gleichsam einen Vorgeschmack von dem Lande Deiner Wünsche bringen sollten, das Du ja auch recht bald zu besuchen hoffen darfst. Ich versprach Dir's mit dem ehrlichen, offenen Willen, das Versprechen zu halten, wie ich's immer thue; allein wer mich kennt, weiß, wie schwach ich bin und wie oft der anscheinend geringfügigste Umstand mich zu Lust und Traurigkeit anzuregen vermag. Was uns nun aber auf solch einer Reise begegnet, ist wol im Stande, auch fester organisirte Vorsätze, als die meinigen, zum Wanken zu bringen. Und dann — wie leicht beschwichtigten sich meine Gewissensfragen, wenn wieder ein Tag vergangen, wieder eine Stadt verlassen worden war, ohne daß die für Dich bestimmten, aber nur zum Theil beschriebenen Blätter der Post übergeben wurden. Leuchtete mir's nicht, wie der Stern der schönsten Hoffnung, Dich wiederzusehen und mit Dir den gewohnten, so lieblichen Kreis von Leben und

Handeln, Genießen und Besprechen zu wiederholen und mit Grazie in infinitum fortzuspinnen?

Glaubst Du nicht, daß ich in göttlicher Selbstvergessenheit am Molo von Neapel saß und an nichts dachte, nichts sah, als die Heimat? Jene traulichen Sonnabende, wenn Alles schon still ist und nur das Hausmädchen noch draußen rumort und eine reinliche Ordnung vorbereitet für den festlichen Morgen des nächsten Tages — und wir nun da sitzen auf dem Divan bei der leuchtenden Lampe und der feuchte Scheuerdunst sich zu uns hereinzieht trotz der geschlossenen Thüre und wir in ihm den nahenden Sonntag erkennen und uns freuen, als ob wir noch jung wären oder arm und werktagfleißig und alle Ursache hätten, die Ruhe mit Sehnsucht zu erwarten oder die Braten und Kuchen, die mit ihr erscheinen. Und wenn es dann klingelt — und Du nach uns fragst und scharrend und kratzend zu uns eintrittst mit einem ganzen Sack voll Neuigkeiten und der willfährigsten Suade, sie uns auch mitzutheilen.

Siehst Du, das sind so kleinbürgerliche Genüsse, die ihre eigenthümlichen Reize besitzen, und wenn uns ihr Andenken beschleicht im Getümmel einer großartigen und fremden Umgebung, so strömt mir das Herz über und die Augen mit ihm und von den Lippen schleichen sich die alten dänischen Weisen vom Herrn Olaf, die einst meine liebe Mutter dem Knaben vorsang. Dann schweift noch weiter mein Geist und eine noch fernere Erinnerung wird darin wach an die Heimat meiner Jugend und es entsteht ein solches Sehnen nach Heimat überhaupt — eine rechte Todesfreudigkeit, von der die Spur nunmehr aber wol gänzlich aus der jüngern Welt verschwunden ist.

Ich habe Dir getreulich geschrieben aus Neapel und Rom und Genua — ich habe Dir geschrieben so oft und

so viel ich konnte. Nun sitze ich schon lange wieder zu Hause; der Winter brachte die gewohnte Lust und Plage und das Frühjahr zog mich vor die Thore der Stadt. Hier von Cannstadt will ich nun das Versprechen, das ich Dir gab, vollständig lösen und es versuchen, Dir Das zu ergänzen, was ich von der Reise Dir nur anzudeuten begonnen habe.

Also höre! —

— — Es war Abend; in Empoli wurden Pferde gewechselt. Ich hatte Durst und ging in das der Post gegenüberliegende, weit geöffnete und hell erleuchtete Kaffeehaus. Alles war voll von laut sprechenden Männern, die ihren Kaffee schlürften. Bis auf diesen kam mir Alles auffallend deutsch vor. Die Männer saßen nicht still vor sich hinbrütend oder zu Zwei mit einander leise sprechend, wie das im übrigen Italien der Fall ist, wo die Nichtsthuer den ganzen Tag über das Kaffeehaus belagern und folglich sich bereits am Morgen ausgesprochen haben oder gar nichts zu sprechen wissen. Diese hier sprachen zur Erholung, wie ich sah, sie disputirten zum Vergnügen und tranken aus angenehmem Bedürfniß. Wie gesagt — hätte ich statt des Kaffees Wein, Brot und Käse auf dem Tische stehen sehen, ich würde geglaubt haben, in Deutschland zu sein.

Aber ich war auch in Toscana, der ordentlichsten Wirthschaft der ganzen Halbinsel. Hier haben die Leute gute Schulen und wissen daher so Mancherlei, um es zum Gegenstande einer freundschaftlichen Debatte zu machen; hier arbeiten sie fleißig und fühlen daher das Bedürfniß, sich zu stärken und zu erholen, gleich wie bei uns.

Es überkam mich ein ganz eigenes Gefühl in diesem Kaffeehause; ich vergaß fast, in den Wagen zu steigen, und hätte mich meine Gesellschaft nicht genirt, ich wäre wahrhaftig in Empoli über Nacht geblieben.

Mit sausender Eile ging es zwar fort, allein die vollständigste Nacht ereilte uns dennoch bald und verhüllte uns alle Gegenstände, und mein Wunsch, noch am Tage das Arnothal zu durchstreifen und meinen Einzug in Florenz halten zu können, ist ein unerfüllter geblieben. Montelupo und Lastra wurden erst im Finstern erreicht; die Straße war vortrefflich und zur Seite schimmerte der breite Spiegel des Arno aus dem reichsten Buschwerke zu uns empor. Wir hatten keine Bedeckung nöthig, die Straße nach Florenz ist so sicher, als die nach irgend einer deutschen Hauptstadt. Nicht mit allen seinen Gendarmen kann Oestreich diese Sicherheit für die Lombardei erhalten. Es steckt eine Noblesse in diesen Einwohnern von Toscana, die sich nur mit dem allgemein verbreiteten Wohlstande, mit einer allgemein verbreiteten Bildung vereinigt denken läßt. Toscana hatte die früheste Bildung und seine trefflichen Bewohner wahrten diesen Schatz in allen Wechselfällen ihres Glücks durch Jahrhunderte.

— Alles schlief im Wagen, nur ich wachte. Ich blickte den Weg hinan; in der Ferne flimmte es, wie eine Laterne. Sollte dies Florenz sein? dachte ich und ließ kein Auge mehr von dem Scheine.

Wir hatten den Gegenstand bald erreicht; es war ein altes, schwarzes Thor, in dem wirklich eine Laterne brannte. Zwei weiß gekleidete Soldaten, die auf einer Bank saßen, erhoben sich langsam, um an den Wagen zu treten und nach unsern Päßen zu fragen. Nach dem üblichen Examen durften wir weiterfahren.

In Florenz, Rom und Neapel hielt ich Nachts meinen Einzug. Ich kann nicht sagen, wie vertraulich man da gleich mit solchen fremden Städten wird. Es ist, als wenn eine vornehme Dame uns zum ersten Male im Neglige em-

pfängt. Wir belauschen nicht nur die Schläfer, sondern die Gassen und Häuser. Beim Eintritt in den Gasthof ist es dasselbe. Wer hat es nicht schon empfunden, wenn der Eilwagen Nachts ein paar Stunden hält und es den Passagieren freisteht, das beste Wirthshaus des Städtchens zu besuchen, wo die Stühle noch zusammengerückt stehen vom vorigen Abend, die Karten noch daliegen, die Pfeifen, die halb geleerten Gläser, kurz Alles so, wie es die Philister beim Nachhausegehen stehen und liegen ließen? Da ist man gleich so bekannt, eingeführt, man setzt sich so dreist hin, als wäre man von dem Herrn Stadtrichter selbst vorgestellt in Museum oder Ressource.

Noch mehr liebe ich dies aber in Städten, wie Florenz. Meine Aufmerksamkeit, die am Tage durch hundert Gegenstände zerstreut wird, erfaßt jetzt jede anscheinende Unbedeutenheit und knüpft daran Betrachtungen, die für mich ein vorübergehendes Interesse haben.

Dort hat ein Schläfer sein Fenster offen gelassen und der Wind spielt mit dem Vorhange; hier macht ein frühes Handwerk seinen Laden auf und der Bursche streckt sich gähnend unter dem Thor; ein Wagen fährt vor, um Leute abzuholen, die eine zeitige Spazierfahrt machen wollen. Diese ganz gewöhnlichen Erscheinungen, die wir am Tage gewiß nicht bemerken würden, heimeln uns an; es ist ja bei uns ebenso, denken wir, und Florenz kann so gar weit nicht von Stuttgart liegen.

Mehre Gasthöfe wiesen uns ab, weil sie zu voll waren, und so geschah es, daß wir ein paar Mal über die Arnobrücken hin- und herfahren mußten, wobei uns das herrliche, aus den breitesten Steinplatten gebildete Pflaster sehr angenehm auffiel. Endlich hielten wir am Hôtel Schneiderff, dem vornehmsten in Florenz und gewiß einem der

besten in der Welt. Ein dicker, gutmüthiger Portier weckte nach langem Bemühen den Cameriere und dieser führte uns eine großartige, mit Statuen besetzte Treppe hinan, über eine mit Orangen geschmückte Plattform, durch einen langen Corridor zu einem offenstehenden, weiten Saal, den wir durchschritten, um die anstoßenden vier Zimmer in Augenschein zu nehmen. Dies sollte das uns erwartende Appartement sein. Es war nichts Anderes leer im Hause, wie es hieß.

Wir ließen uns Wein, Zucker, Wasser und Biscuit recht wohl schmecken, während die Betten zubereitet wurden, und gingen dann in fröhlicher Laune schlafen.

Als wir am andern Morgen frühstückten, ließ sich Herr Schneiderff bei uns melden und hereintrat ein hübscher, junger Blondin, der sich mit uns, nach den üblichen Fragen, wie wir die Nacht zugebracht, über die Preise unserer Wohnung und der andern Bedürfnisse in Rapport setzte. Hierauf empfahl er sich und wir sprachen ihn nicht wieder. Wenn wir ihn aber unten im Hause oder vor der Thüre trafen, so stellte er sich mit herabgezogener Mütze, steif, wie ein Soldat vor dem Offizier, zur Seite, um uns vorbeigehen zu lassen. Diese submisse Höflichkeit und die Fernhaltung aller Zudringlichkeit gefiel mir sehr und möchte ich beide Eigenschaften manchem unserer Gasthofbesitzer wünschen.

Ebenso vortrefflich, wie das Benehmen des Herrn Schneiderff, war alles Uebrige in seinem Gasthofe, und ich muß gestehen, auf meinen Reisen mich nie so gut eingerichtet gesehen zu haben, als hier.

Wenn irgend ein deutscher Fürst alte Bauwerke, auch nur von geringem Belang, so unvollendet dastehen ließe,

wie der Großherzog von Toscana die meisten, selbst der wichtigsten in Florenz, so würde sich das schmuzigste Localblatt die Erlaubniß herausnehmen, ihn darüber zu hofmeistern.

Selbst der Dom, dieses Prachtwerk Bruneleсco's, hat noch nicht einmal eine Façade, ebenso wie viele andere Kirchen und Paläste.

Auffallend mag es sein, daß die neuere Zeit den Enthusiasmus der alten nicht theilte und so vieles von dieser Erschaffene dastehen ließ, wie sie es vorfand; allein ich entbehrte nichts durch diesen Mangel und den herrlichsten Eindruck machen mir immer jene Denkmäler, welche der modernen Tünche entbehren.

Florenz ist gewiß eine sehr poetische Stadt, das ist nicht zu leugnen, und der Name Stadt der Blumen kommt ihr mit Recht zu. Denke Dir, welche freundliche Sitte es ist, daß hier die Blumenmädchen dem Fremden nicht nur Sträuße anbieten, sondern sie sogar den Vorüberfahrenden in den Wagen werfen, ohne daß sie sich sogleich dafür bezahlen lassen. Erst, wenn sie Wochenlang diesen anmuthigen Blumengruß gespendet, nehmen sie eine Gabe dafür an, jedoch ohne sie zu fordern. Die Sitte, die Mädchen, Alles, selbst bis auf die gefällige Form der Körbe, ist allerliebst, und meine Frau konnte nicht unterlassen, einen mit nach Hause zu bringen. Er ist flach, nur an den Seiten mit einem sanft erhöhten Rande versehen und vorn und hinten etwas heruntergebogen, ungefähr wie der Rand eines modernen Männerhutes. Die Blumen sind so gelegt, daß sie die Kelche an beiden Enden heraushängen lassen, während die Stengel in der Mitte zusammenstoßen. Ein schön geflochtener Bügel dient zum Halten des Körbchens. Elegante Stroharbeiten sind hier überhaupt an der Tages-

ordnung, und ich habe einen Damenhut zu tausend Franken gesehen, dessen Gewebe einer feinen Leinwand gleichkam.

Nirgends wie in Florenz ist die Kunst an allen Ecken und Enden. Tritt man des Morgens in ganz anderer Absicht aus seinem Hause, um dieses oder jenes Geschäft abzumachen, so wird man fast wider Willen davon ab- und zum Beschauen von Kunstgegenständen aller Art hingezogen.

Längs des Flusses reiht sich Atelier an Atelier, wo die Arbeiten aus verschiedenfarbigem Marmor und Alabaster zur Schau stehen, und dazwischen sieht man Kunsthandlungen in einer Reihe von prächtigen Zimmern und Sälen ausgestellt, die überall, nur nicht hier, große Bedeutung haben und in vielen Städten Deutschlands für viel bewunderte Museen gelten würden.

Der Kunstfreund schwelgt hier so recht in Genüssen. Hat er das reiche Mahl in den Palästen Pitti und Uffizi verlassen, so schweift er noch auf den Straßen und Plätzen umher, wo ihn Bilder und Sculpturen an geöffneten Fenstern und Thüren zum Eintritt locken. Dieser Töpfer restaurirt herrliche Terracotten von Luca della Robbia, jener Maler copirt Raphael und Tizian vor den Augen aller Vorübergehenden und der Bildhauer meißelt vor seiner Thüre ein kunstvolles Basrelief.

Zwei Dinge nur waren mir nicht recht in Florenz, erstens: daß so viele Engländer, weniger von obigen Vorzügen, als von der Wohlfeilheit und Dem, was sie guten, geselligen Ton nennen, angezogen, hier stationiren, und zweitens: daß man auf allen Plätzen und Brücken eine Masse Blinder trifft, die nun mitten in dieser Herrlichkeit so unglücklich sind. Dies Letztere verschuldet die florentinische Polizei, die nur den Blinden das Betteln erlaubt. Sie thäte besser, sie in gute Versorgungsanstalten aufzunehmen.

Ich bin Engländern begegnet, die viel weniger aufgehen ließen, als wir Deutsche, aber in ihren Anforderungen weit anmaßender, sogar unverschämt waren und dennoch mit größerer Aufmerksamkeit vom Wirthe behandelt wurden, als wir. Geschah es, um sie sich zu erhalten? Keineswegs! es mußte dem Manne Einerlei sein. Nur, daß sie zu der Nation der Engländer gehörten, erwarb ihnen die Vorzüge alle, deren sie theilhaftig wurden. Waren auch sie's nicht, die den Wirth bereicherten, so hatten doch schon viele ihrer Landsleute dazu beigetragen, während deutsche Reisende, und seien sie die Vornehmsten, stets nur denselben bescheidenen Aufwand machen. Auch geht der deutsche Reisende über gewisse Dinge leichter weg, die sich der Brite nicht gefallen lassen würde, und dies gilt dem Wirthe als genügender Grund, sich bei Jenem nicht zu incommodiren.

Was in Florenz stets vornehmlich weit getrieben wurde, das ist die kunstvolle Ebenisterei, die Mosaik aus vielfarbigen Holzarten. Du kennst die Liebhaberei, die ich für schöne Möbel besitze, und kannst Dir denken, wie ich vor mittelalterlichen Tischen dastand, die nach den reinsten, geschmackvollsten Zeichnungen ausgelegt waren, Tische, die hundert bis hundertfunfzig Piaster kosteten und die ich nicht mit mir über die Alpen nehmen konnte!

Florenz ist ein Ort des Handelns und Treibens. Zur Sommerszeit war für mich fast kein anderes Leben dort zu finden. Alles war auf dem Lande und nur Sonntags drängte sich einiges Volk auf dem Lungarno und verlor sich bis nach dem Boboligarten. Allein Abends, wenn ich spät über den Pontevecchio ging oder über die Piazza del Granduca und in den anstoßenden Straßen umherschlenderte, dann alle Läden erleuchtet sah und auf Karren und Tischen bunte Waaren ausgelegt mit lauten Käufern und Verkäu-

fern und dazwischen Marktschreier, Decrotteurs und dergleichen Leute, die mit lauter Stimme und trefflicher Suade ihre Sachen anpriesen, da glaubte ich mich plötzlich nach Paris versetzt, denn nicht eine Stadt Italiens zeigt eine Beweglichkeit dieser Art im Volke, wie Florenz. Hieran ist die Nähe von Livorno schuld. Schade, daß der Arno kein belebteres Wasser ist. Nur die Brücken, die über ihn führen, und seine Ufer sind schön, er selbst machte eine stille, bescheidene Figur ohne Schiffe und Gondeln.

In Florenz wird der edelste Luxus gesehen. Ein Platz, wie der des Granduca, kann ein Museum genannt werden. Hier stehen, zwischen den schönsten und merkwürdigsten Gebäuden, der Raub der Sabinerinnen von Johann von Bologna, die Judith von Donatello, der Perseus von Benvenuto Cellini, der Löwe von Flaminio Vacca, der Hercules von Baccio Bandinelli, der David von Michel Angelo, der herrliche Springbrunnen von Ammanato, Cosmus I. von Johann von Bologna! Und dort der alte Palast mit dem wunderbaren Thurme, den Arnolfo Lapo erbaute, hier die weiten, leichten Hallen des Orgagna, die zu dem Palaste der Uffizi führen.

Ich aber ging unter der alten Tettoja dei Pisani auf und ab und wartete, bis ich mich ans Fenster drängen konnte, um Briefe von Dir und andern Lieben aus Deutschland zu erhalten; denn in diesem alten, wunderlichen Gebäude befinden sich jetzt die Postbureaux.

Meine Fenster gehen auf eine Brücke und am Eingange derselben steht eine Kapelle, wo ungemein viel gebetet wird. Den ganzen Tag ertönen die Glocken, bald hoch und fein, bald tief und stark, bald schnell, bald langsam.

Ich weiß nicht, was diese Abstufungen und Variationen im Geläute zu bedeuten haben.

An der Kapelle stand nun jeden Morgen ein kräftiger Mann, der über seinen gewöhnlichen Anzug, der aus Rock und Pantalons bestand, ein weißes Hemde gezogen hatte und auch bestrebt war, mit einer kleinen Glocke, die er in der Hand hielt, das Geläute nach Kräften noch zu verstärken. Sobald er dies Geschäft begonnen hatte, strömten von allen Seiten Weiber und Kinder herbei und traten in die Kapelle, deren kleiner Raum, nach meiner Berechnung, von dieser Menge schon überfüllt sein mußte. Hiemit aber noch nicht zufrieden, holte der Mann noch, was er mit seinen Armen erreichen konnte, von Vorübergehenden zusammen und trieb es dann, immer mit der Glocke klingelnd dahinter gehend, ungefähr wie eine Magd das Federvieh in den Stall treibt, sämmtlich in die Kapelle. Die Letzten ergriff er gewöhnlich und stopfte sie förmlich hinein, dann wurden die Vorhänge geschlossen und Alles war ruhig und still in und um die Kapelle.

Diese Scene, die für keinen Florentiner das geringste Auffallende hatte, war für mich sehr belustigend, und ich unterließ es nie, meinen Mann bei seinem heiligen Geschäft zu beobachten.

Ich weiß nicht, woher es kam, aber die Stadt Florenz selbst hatte so viel Anziehendes für mich, daß ich mich gar nicht entschließen wollte, ihre so sehr gepriesenen Umgebungen zu sehen. Ich wurde nicht müde, in diesen Straßen, auf diesen Plätzen herumzuwandeln, die alten Gebäude zu mustern, dann in die Höfe zu treten und nach dem Namen der Besitzer zu fragen. So hörte ich denn gar oft Namen, so berühmt in der Geschichte und so romantisch klingend, daß mir dann die Gebäude erst recht merkwürdig

wurden und ich sie noch genauer in Augenschein nehmen mußte. Sehr oft am späten Abend setzte ich mich in die riesige Thorhalle eines unbekannten Palastes auf die steinerne Bank, wie ein müder Pilger etwa oder ein von politischen Parteien Verfolgter. Ich schloß die Augen und träumte mir etwas vor, eine Fähigkeit, die ich in hoher Vollkommenheit besitze und die mich wahrhaft beglückt. Dann hob ich mein Augenlid wieder empor zu den Zinnen, Giebeln und Altanen, womit Arnolfo oder Brunellesco das große Werk versehen hatte, unter dessen Halle ich saß. Plötzlich tönte mir Gesang zu, ein schöner, kunstvoller Männerchor; sogleich schloß ich wieder die Augen. Was ich aber hörte, war kein Traum. Nirgends, wie hier, wandeln mit einbrechender Nacht frohe Gesellen in langen Zügen durch die Straßen und singen die schönen Worte ihrer Dichter nach den melodischen Weisen ihres Landes mit ihren weichen italienischen Kehlen. Ich kann nicht sagen, wie angenehm mich dieser Gebrauch überraschte, und um so mehr, da ich nie zuvor etwas davon gehört hatte.

Ich stand auf, ergriff meinen Stock, der mich immer auf Reisen begleitet, und nahm Abschied im Stillen von dem Thore, das mich gastlich beherbergt hatte. Ach, ich mochte in solchem Augenblick gar nicht daran denken, daß mich die luxuriösen Zimmer im Hôtel Schneidorff erwarteten, und wünschte mir etwas Noth und Abenteuer.

Ein Blick auf meinen Stock gewährte mir Trost. Es war derselbe, den ich einst in meiner Jugend einem polnischen Bettler abhandelte, dann am nächsten Bache wusch und nun mit mir durch's Leben schleppe. Dieser Bettelstab im wahren Sinne ist die Poesie, die mich begleitet, und wie ich nun an ihm, müde in der That, die Marmortreppen des Hôtels hinanstieg und in das Zimmer trat, wo

mich ein liebliches Weib und mein Reisegesellschafter am Theetische erwarteten, hier eine neue, erst an diesem Tage fertig gewordene Zeichnung lag, dort das geöffnete Piano zum Spiele einlud und diese Divans, Wachskerzen, schimmernden Silbergeschirre mich vertraut anlächelten, da war ich wehmüthig getröstet und blickte noch ein Mal auf meinen Stab — — ist denn nicht diese ganze Reise das lieblichste Abenteuer? dachte ich, und mit einer Thräne im Auge umarmte ich meine Frau, drückte ich dem Freunde die Hand.

Und als wir schon im Bette lagen, tönte der Gesang noch fort, der mich in den Schlummer wiegte. Mein Freund und meine Frau aber klagten am andern Morgen, daß sie nicht hätten einschlafen können.

Die Gesellschaft in Florenz soll im Winter höchst reizend sein. Besonders gerühmt wurde mir das Haus eines Grafen oder Fürsten Poniatowski, wo Dilettantentheater und Concerte abwechselnd die große und feine Welt erfreuen sollen. Die Familie selbst zählt ausgezeichnete Mimen, die in den Hauptpartien excellirten. Wie ich neuerdings hörte, hat der Graf Florenz verlassen, zum großen Bedauern der dortigen Gesellschaft.

Obgleich ich mit mehren Adressen versehen war, so wurde mir doch von allem Dem nichts enthüllt, da die Jahreszeit die Bewohner aus der Stadt auf Villen und Campagnen getrieben hatte. Ich konnte daher nur geringe Erfahrungen in gesellschaftlicher Beziehung machen.

Weder die Grafin Lipona, noch die Gräfin Survillers habe ich zu sehen bekommen; man schilderte mir Beide als liebenswürdig. Interessant wäre es mir besonders gewesen,

die Letztere in ihrem Hause zu sehen. Ihre stille Zurückgezogenheit trägt den Charakter der Größe. Allein mit einer Tochter bewohnt sie einen der ernstesten alten Paläste der hieran so reichen Stadt. Eine gediegene, von allem Schimmer entfernte Pracht umgibt sie und die bildende, so wie die Kunst der Töne wohnen mit ihr unter demselben Dache. Es ist die Majestät des Unglücks, die ihre ganze Umgebung verklärt und sich in weit höherem Grade zu erkennen gibt, da eine vollständige Absichtslosigkeit sich in dem Wesen der hohen Dulderin ausspricht. Man lächle nicht, daß ich sie so nenne. Nicht die Geburt adelt die Dulderin, sondern die Größe des Unglücks. Nun gibt es zwar Viele, die behaupten, daß die Familie Napoleon's gar nicht unglücklich sei, sondern dem Kaiser vielmehr ihr Glück zu verdanken habe. Sie hätte ja jetzt reich zu leben, schmückte sich mit prächtigen Titeln und dergleichen mehr, während sie ohne ihn nur aus stillen, kümmerlichen Bürgern von Ajaccio bestände. Gleichviel! für solche Leute braucht's keine Erörterung; mögen sie spotten über meine Aeußerung; die Gräfin von Survillers weint still ihre Thränen fort und denkt nicht daran, von ihnen bedauert zu werden.

Die Witwe Murat's hing stets mehr mit der Welt zusammen. Obgleich sie als Gattin ihren Mann beweint, sla Mutter von ihren Söhnen getrennt lebte, als Königin eine Krone verloren und als Schwester Napoleon's den Fall ihres Hauses gesehen hatte — fast zu viel für eines Weibes Busen, so war es nicht jene stille Entsagung, die hier, wie bei der Vorigen, so innig das Herz bewegt. Nicht etwa, daß sie wähnte, daß die einfache Tracht der nordamerikanischen Notarien sich noch ein Mal für ihre Söhne in königlichen Purpur verwandeln könnte — oder daß sie irgend ein Recht auf die Herrschaft diesseit oder jenseit des Faro

zu begründen trachten wollte — aber sie umwebte noch immer eine glänzendere Hofhaltung, zwar nicht so geräuschvoll, daß sie sich für die Königin Karoline einst geziemt hätte, allein doch so, daß sie sich vor dem Hause einer bloßen Privatperson bedeutend hervorhob. Wohnte auch hier Schmerz und tiefer Gram, so gestattete er doch eine Theilnahme, die sich allgemeiner äußern durfte. Hier forderte das Unglück ein Staunen, die Entsagung ein Bewundern heraus und zog sich dabei nicht tiefer in sich zurück. Was Méry und andere beredte Franzosen darüber äußerten, wurde mit Wohlgefälligkeit aufgenommen und die Theilnahme der Welt linderte hier, während die Gräfin Survillers sie so gleichgültig hinnimmt, daß es an Verachtung grenzt. Dies ist die wahre Größe im Unglück!

Ein alter Marchese war anwesend, weil das Podagra ihn gefesselt hielt. Einer Bekanntschaft, die ich in Mailand gemacht, verdanke ich die seinige. Er war ein eifriger Anhänger Napoleon's gewesen, hatte unter dessen Glanzperiode in Paris gelebt und mit allen bedeutenden Männern der damaligen Zeit in Verbindung gestanden. Während der deutschen Feldzüge hatte er auch unser Vaterland kennen gelernt.

Sein Salon war jeden Abend geöffnet und ich benutzte die Erlaubniß, die mir die Empfehlung meiner mailänder Bekanntschaft verschaffte, ihn einige Male zu besuchen. Der Marchese war von sehr altem Adel und sein ganzes Haus zeugte davon.

Im Vorzimmer hielten sich stets vier bis sechs Bediente in weißer, altmodischer Livrée auf. Doch war diese alte Livrée wirklich verjährt und abgebleicht, nicht so wie es jetzt die neueste Mode bei großer Gala vorschreibt. Aus dem Vorzimmer führte die stets offene Thüre in die Galerie

und diese in den Salon. Der Kammerdiener begleitete den Eintretenden bis in diesen und nannte mit heller Stimme den Namen desselben. Darauf eilte er einige Schritte voran, that so, als ob er einen Sessel zurechtrückte, obgleich dieser schon ganz am richtigen Flecke stand, und entfernte sich auf den Zehen.

Der Salon war mit kostbaren Gemälden behängt und der Marchese saß mit seiner Gemahlin, deren languissante Miene noch Spuren ehemaliger Schönheit verrieth, im Divan. In einem Winkel des weiten Gemachs brannten Kerzen auf schweren silbernen Armleuchtern, die auf einer Psyche standen. Man sprach nicht sogleich beim Eintreten, wenn nur noch wenig Welt vorhanden war. Erst als diese sich vermehrte, wurde das Gespräch belebter, doch nie laut. Die Unterhaltung wurde stets mit halber Stimme geführt, selbst wenn sie auf die anregendsten Punkte sich hinzog.

Bald nachdem man Platz genommen hatte, präsentirte ein Diener eine Conserve in Wasser und ein Sorbet zur Auswahl. Sonst wurde nichts gereicht.

Der alte Marchese war an der einen Seite gelähmt und seine Zunge bewegte sich schwer; sein Gehör war vollkommen und sein Verstand frei und ungetrübt. Es überraschte mich nicht wenig, als er mich gleich am ersten Abend in deutscher Sprache anredete und nach einem Herrn von Stülpnagel fragte, den er einst in Preußen gekannt. Er schien sich sehr für diesen Namen zu interessiren und ich mußte bedauern, ihm keine Auskunft geben zu können. Aber dieser Name aus dem Munde des Italieners machte schon auf die an Lingua Toscana gewöhnten Ohren offenbar eine komische Wirkung, obgleich sie noch nicht einmal so glücklich waren, sich den Namen auf eine verständliche Weise zu übersetzen.

Woher mag es kommen, daß bei uns so viele Familien an komischen Namen laboriren, während dies bei andern Nationen nicht der Fall ist? Und oft sind es noch dazu Namen, mit denen die Familie eben nichts verlöre, wenn sie sich einen melodischen oder nichts bedeutenden zulegen würde. Ich könnte ein langes Register hier anführen, meinen Satz zu behaupten.

Bei Gelegenheit der Namen kommt mir hier noch ein anderer Fall ins Gedächtniß. Ich komme einst in Paris mit einer Dame vom Spaziergange und sie mustert die Karten in ihrem Vorzimmer. Bei dieser lächelt sie, jene schiebt sie gleichgültig fort, hier hebt sie eine auf, um sie ins Boudoir mit fortzunehmen — endlich wird sie ernst, wendet sich nach mir und hält mir eine Karte hin. Ich lese: le Baron de *, Seigneur de **. „Kennen Sie den Herrn?" fragte sie. „Ein Name, so unbekannt meinen Ohren, wie der des Hofmarschalls von Kalb der Tochter des Stadtmusikanten Müller," erwidere ich. Und der Mann war doch ein Berliner, dessen Name dort viel bekannt, auch von mir oft gehört worden war. Aber der Titel der Karte war erkauft.

Ich begegnete demselben Manne seitdem oft im Leben. In Mailand saß er neben der Schwester eines regierenden Fürsten, an der Reichmann'schen Table d'Hôte mir gegenüber und ließ es an zudringlicher Unterhaltung nicht fehlen. Die Sache fiel auf, denn der Stand der Dame war bekannt, wie das Aeußere des Mannes, der neben ihr saß. Es konnte nicht ausbleiben, daß man sich nach dem Namen des Tischnachbars, um den man sich anfänglich nicht gekümmert hatte, nunmehr sorgfältig erkundigen ließ. Der Kellner, ein Italiener, wußte den deutschen Namen nicht auszusprechen und verstümmelte ihn daher auf eine höchst

unbarmherzige Weise. Man erinnerte sich zwar, keine solche Familie in Deutschland je nennen gehört zu haben, aber das „Baron" vor dem Namen beschwichtigte etwas und man hörte gnädig lächelnd den Tischnachbar an, der meinen bürgerlichen Ohren und Augen eigentlich unleidlich erschien.

Obgleich er mich sehr in Affection genommen und mich in seinen Palazzo so und so eingeladen hatte, so unterließ ich es doch, als Aristokrat von gutem Geschmack, wenn auch nicht von altadeligem Hause, ihn zu besuchen.

Es ist ein eigenes Ding mit dem aristokratischen Stolze. Oft kann er groß und rührend erscheinen.

Die Grafen von C. verhungerten. Der Sohn des alten Hauses kann sich und die Seinigen retten, wenn er die Tochter eines reichen Fabrikanten heirathet, deren Hand ihm angetragen wird. Der Vater des Grafen, den eine schwere Krankheit ans Lager fesselt, läßt den Sohn zu sich bescheiden. „Und Du willst die Dirne nehmen?" ruft er ihm entgegen. Mit Thränen in den Augen und zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor antwortet der Sohn: „Lieber verhungern!" Da ergreift ihn der Vater beim Arm, zieht mit der andern Hand eine Pistole unter dem Kissen hervor, feuert sie mit zitternder Hand ab und erwidert: „Diese Kugel war für Dich bestimmt, wenn Du unser reines Blut hättest schänden wollen!" Und lange lagen Vater und Sohn sich in den Armen. Da keine ebenbürtige Partie zu machen war, so ist das edle Geschlecht nun ausgestorben und ein Parvenü erkauft vielleicht einmal den Namen, läßt ihn auf seine Karte stechen, wie mein Mann von vorhin, und wandelt als lebendiges Räthsel durch die Welt.

Ein großartiger Fall war es auch, als der Adel einer deutschen Stadt sich berathete, ob er Theil an einem Balle

nehmen sollte, den die Behörden der Braut Napoleon's auf ihrer Durchreise veranstalteten, da sie ja auf dem Punkte stehe, eine Mesaillance einzugehen. Napoleon ein Bürgerlicher! Aber er war es in der That und sein Stammbaum konnte vor echten Richtern keine Gnade finden.

Doch wo bin ich hingerathen! In die Rumpelkammer der Heraldik, zu staubigen Pergamenten! Daran ist der alte aristokratische Salon schuld, in den ich Dich geführt. Komm' jetzt und gib mir Deine Hand, ich will Dich zur Bank Dante's geleiten; der Mond bescheint den Platz und den Campanile, den Giotto so seltsamer Weise mit buntem Marmor ausgelegt hat. Beim Versenken in diese Werke, beim Gedenken dieser Namen verschwindet Alles, was wir Rang nennen, denn welcher reichte wol an solche Höhe, die er errang, der, flüchtig und verfolgt, auf diesem schlechten Sitz von Stein ausruhete.

Lebe wohl für heute und verzeihe mir mein Geplauder. Von Dante's Bank bis zu meinem Bette in Cannstadt ist nur ein kleiner Sprung.

Meine Briefe werden sich nun rascher folgen.

Im Juli.

Pisa ist wie die Vorhalle von Florenz zu betrachten. Nur ist hier Alles todter und einsamer. Die Arnostraßen waren wie ausgestorben und da sie die schönsten sind und hier auch schon, so nahe seiner Mündung, einige Schiffe und Kähne auf dem Flusse zu sehen waren, so hätte man hier noch das meiste Leben voraussetzen können. Wir wohnten „im Husaren," einem der besten Gasthöfe der Stadt, und doch nicht gut.

Die Paläste schienen unbewohnt und bei einem Spazier-

gange durch die Stadt stießen uns sehr wenige Menschen auf. Man kann nur aus den Denkmälern noch abnehmen, wie mächtig Pisa einst war, und die Trümmer der Hafenkette von Pisa, die in verschiedenen Städten der Halbinsel noch jetzt als Trophäen gezeigt werden, deuten genügend an, welch ein Werth auf diese einst so schwer errungene Beute gelegt wurde. Pisa hat nun, außer seinen alten Kunstwerken, nur noch die überaus milde Luft, die ihm seine Lage, unfern dem Meere und im Norden von dem Gürtel der ligurischen Berge geschützt, für ewige Zeiten sichert, welche jedoch die Nähe der Maremmen im hohen Sommer zu sehr mit schädlichen Ausdünstungen schwängert. Brustkranken mag sie jedoch immerhin mit Nutzen zu empfehlen sein. Namentlich wüßte ich keine Stadt Europas, selbst das gepriesene Nizza nicht ausgenommen, wo sich mit seinem Restchen Lunge noch so gut haushälterisch ein Winter zubringen ließe, als hier.

Hier stand der grausige Hungerthurm Ugolino's und für ein Trinkgeld findet sich leicht ein Cicerone, der dem Franken die Stelle zeigt, wo er einst war. Ich mochte nichts davon wissen. Man glaubt gar nicht, wie uns diese Geschichte in Italien verfolgt. Es mag als charakteristisch für die moderne Kunst in diesem Lande gelten, daß die Maler jetzt erst ausschließlich nur diesen Gegenstand wählen. Wie ekelten sie mich an, diese grüngelben, verhungerten Leiber der Knaben, dieser gräßlich starrende Blick des kräftigen Mannes, den die Verzweiflung eher tödtet, als der Hunger. Wer ein Freund von Convulsionen wäre, könnte sich daran ergötzen! Welche Verschränkungen, Verbiegungen, Verrenkungen! Hu, wie schrecklich!

Dieser Lieblingsvorwurf, mit der nöthigen Kenntniß aller technischen Mittel und den gehörigen Licht- und Schat-

teneffecten ausgeführt, läßt erkennen, wie die jungen Maler der Lombardei jetzt ihre Kunst betrachten und welche Wirkung sie von ihr erwarten.

Ich möchte ihr Streben unbedingt mit dem der modernen französischen Tragiker in Verbindung setzen. Und auch sie sind wie diese der Meinung, daß die alten sogenannten classischen Maler zu bedauern sind, daß sie das Ding eigentlich nicht besser verstanden haben. Sie glauben, daß, wenn sie so glücklich gewesen wären, unter Cosmus und Leo gelebt zu haben, die Welt ihr blaues Wunder gesehen hätte. Raphael bedauern sie; sie stimmen zwar darin mit uns Andern überein, daß er für seine Zeit viel geleistet, allein in unserer „verstehe man das Ding eben besser," wie Yorick sagt, und es wäre wahrhaft Thorheit und Ueberschätzung, jetzt noch so viel aus der Schule von Athen und der Disputa zu machen, da man ihre Ugolinos habe. So denken Italiener! junge, hübsch gewachsene Menschen, mit bleichen, ausdrucksvollen Gesichtern, mittelalterlich geschnittenen Haaren und krausen Bärten, die alle Tage des Aeußern wegen sich der edeln Schar der hundert Künstler anreihen dürften, die den Fürsten Raffaelle Sanzio zur Arbeit in den Vatican begleiteten, ohne von den Andern aus dem Zuge gestoßen zu werden. Allein die Gesinnungen machen sie dessen unwerth.

Dafür sind es ehrliche Deutsche mit Glut im Busen, die dasitzen und anbetend studiren und studirend copiren, und denen eine Thräne im Auge zittert, wenn sie vor Raphael stehen. Ich kannte Viele, bei denen dies nicht gemacht war.

Aber nicht blos die Nothwendigkeit, das Schöne an der Urquelle zu studiren, führt so viele junge Maler nach Italien. Und wäre selbst dieses der Fall, so hat ihr verlän-

gerter Aufenthalt in diesem Lande doch noch einen andern Grund. Man wird mit mir einstimmen, wenn ich behaupte, daß die große Menge Derer, die sich in unsern Tagen der Kunst widmen, unmöglich auch Beruf dazu haben können. Nur Wenige zeigen ein echtes Talent und von diesen ächten Talenten leistet wieder nur die kleinste Zahl wirklich etwas Tüchtiges, da sie von der Gelegenheit und andern äußern Umständen hiezu erst begünstigt werden müssen. Die Malerei ist aber eine gefällige, leicht bestechende Kunst. Sie spielt mit Farben, die das Auge blenden, und täuscht am leichtesten mit falschem Scheine. Wer nicht geprüft und geübt ist im Anschauen von Gemälden, dem würde ich den Rath ertheilen, geradezu Dem, was auf den ersten Blick gefällt, zu mistrauen. Das eigentliche Gefallen ist nie Das, wonach der große Künstler strebte.

Mein Gott! wie standen die Leute in Mailand vor des Wieners Amerling rothlasirtem Bilde, so kokett und getüncht, während sie an mancher ernsten, tiefgedachten Composition vorübergingen. Und wenn sich die Leute doch nur fragen wollten, ob es denn so poetisch sei, die Sonne durch einen rothseidenen Vorhang scheinen zu lassen, oder so schwer, es darzustellen.

Ich bin jedoch von Dem abgekommen, was ich sagen wollte.

Die jungen Maler ohne Beruf und Talent zur Kunst, sind oft Diejenigen, die das Handhaben der Pinsel am fingerfixesten erlernen. Solche Leute besitzen oft eine Ausdauer, wie die der indischen Jongleurs, wenn es gilt, irgend eine mechanische Fertigkeit zu erlangen. Sie versehen bei sich selbst den Dienst der Farbenbereiter und Reiber, der Bürstenbinder und aller dieser Hülfshandwerke des Genies, ohne jedoch je wie Polydor von Caravaggio, der Ra-

phael's Farbenreiber war, auch im Stande zu sein, unvollendete Gemälde des Meisters glorreich zu Ende zu bringen.

Für solche Menschen ist nun Italien ein gelobtes Land, in dessen Fundgruben sie schwelgen können und dabei Geld und Ruhm verdienen. Wenn es Jemand einfiele, ein Bild zu componiren und die einzelnen Partien desselben sich in deutschen Galerien zusammenstehlen zu wollen, welch ein Geschrei erhöbe man da bald von allen Seiten und wer wüßte nicht gleich mit polizeilicher Gewißheit die Diebstähle anzugeben und wo sie gemacht? Aber in Italien! da braucht man nicht Raphael, Tizian, Correggio zu plündern, auch nicht die Maler der zweiten Classe, nicht einmal die der dritten. Da sind so viele Galerien, so viele Kirchen, die in ihrem finstersten Winkel Werke des unbekanntesten Meisters verbergen; hier ist's der Arm, dort der Blick, hier die Stellung, dort der Gedanke! Wer wollte hier verrathen, was er kaum ahnt? Modelle liegen in den Fenstern, Staffagen breiten sich an der Landstraße aus; Alles fremd, originell, interessant; die Composition entnimmt man dieser Kapelle, jener Galerie; das Technische erreicht man durch Geduld; das fertige Bild reiset dann zu irgend einer unserer Kunstausstellungen und Deutschland hat einen großen, vielversprechenden Künstler mehr, und Tripstrill oder Scheerau, Flachsenfingen oder Krähwinkel legen darauf flink ein Nationalmuseum an.

Ja, der Aufenthalt in Italien ist doch von großem Nutzen für einen angehenden Künstler! das ist nicht zu leugnen.

Jenes nennen nun aber diese guten Leute Studien machen, und haben sie mehre Portefeuilles voll solcher sogenannter Studien, so kehren sie nach Deutschland zurück und zehren davon ihr ganzes übriges Leben.

Und eben so machen es die Architekten. Diese schreiben sich ganze Gebäude in ihren Mappen ab und kommen sie nach Hause, so lassen sie sie ganz aus Stein und Holz wieder aufführen, wie sie dort oder da von ihnen gesehen wurden.

Die Alten, Cimabue, Buffalmaco, Orgagna, Giotto, nahmen ihre langen, tiefernsten Antlitze, mit denen sie Gott vorstellten, von den noch ältern griechischen Meistern, deren Werke man in den unterirdischen Kirchen, auf alten Mosaiken suchen muß. Nach ihnen bildete Perugino menschlicher; aus seinen christlichen Gottheiten spricht schon ein milderer Ernst; er wendet die Schönheit an, um uns zu rühren; noch sind die Compositionen einfach; dann kam der göttliche Raphael, den nichts übertraf und wol auch auf dem alten Wege nichts übertreffen kann. Den neuen zu suchen und mit Glück zu betreten, auf ihm ein großes Ziel zu erreichen, das bleibt noch dem Genius vorbehalten.

In Italien wimmelt's von solchen Künstlern der Fremde, doch nur die Franzosen allein treiben's in Rom wie reiche Leute. Sie wohnen in ihres Königs fürstlicher Villa auf dem Monte Pincio, zehren von guten Pensionen und bilden ein Corps, das unter der Leitung Ingres steht, eines ernsten Künstlergemüths, voll Präcision und Wissen, der den Franzosen noththut, ihren Leichtsinn zu dämpfen. Am übelsten von Allen sind unsere Deutschen gestellt. Sie kommen nur sehr selten als Pensionnairs ihres Staats nach Rom und sind hier im eigentlichen Sinne „eine hirtenlose Schar." Einige malen, wenn sie dazu kommen können, Albumblättchen für gutes Geld; Andere verschmähen diesen Erwerb. Ein kahler Hügel, ein glühender Horizont, eine Piniengruppe und, wenn's hoch kommt, ein paar Hirten mit Schafen und Hund, das ist der Gegenstand, der fast ste-

reotyp in den Albums wiederkehrt und mit dem sich die reisenden Kunstnaturenthusiasten vollkommen zufriedenstellen. Man sollte jedoch glauben, daß der Hunger dem strebenden Künstler aber schon sehr arg mitspielen muß, wenn er sich zu diesen gedankenlosen Spielen des Pinsels herleihen soll.

Hier hast Du nun die ganze Lebensweise eines solchen jungen Deutschen in Rom.

Morgens, wenn der Tag graut, macht er sich mit seiner Mappe und einem Stück Brot hinaus in die Campagna und durchstöbert sie nach allen Richtungen; Mittags kehrt er bei den Hirten ein und stärkt sich mit einem Schluck herben, aber feuerigen Sabiner-Weins. Dies ist Alles, was er den Tag über als leibliche Nahrung zu sich nimmt. Am Abend tragen ihn die müden Füße nach Rom zurück. Irgend eine Osterie nimmt ihn hier auf, wo ein frugales Mahl seinen Tag beschließt. Doch wie! Noch am späten Abend eilt er zu seinem Modell, um es für den andern Morgen zu bestellen, weil er an der Staffelei arbeiten will. So folgt ein Tag dem andern, immer getheilt zwischen Anschauen, Empfangen, Arbeit und Entbehrung. Wo bei uns trifft man Jünglinge, die dieses stille, nur ihrem Berufe geweihte Leben führen? Diese kennen keine Erholung, als die ihnen die Kunst selbst bietet, der sie sich ganz hingegeben haben.

Wie rührend wird dies nun aber, wenn all' dieses Bestreben fruchtlos ist? Wenn die Kunst die spröde Schöne bleibt, welche die Glut ihrer Anbeter zurückweiset, die Wahrheit sich ihnen nie entschleiert, das Glück nie lächelt? — So geht es aber Vielen.

Nur Wenige von den Deutschen kleiden sich mit bürgerlicher Eleganz, wie die Franzosen, Engländer und Russen. Die Meisten tragen Jacken von Manschester, manches

Mal nach Landesart, mit einem doppelten Rücken, in den sich ein ganzer Hase verbergen läßt, den man auf der improvisirten Jagd erbeutet hat. Von Westen ist niemals die Rede; das Hemde ist offen, der Hals bloß. Ein breiter Strohhut oder eine Sammetkappe deckt die langen, wildschossenden Haare, solch ein Kinn berührte noch nie das Messer. Man findet schöne Gestalten, denen dieses anderwärts unziemliche laisser aller doch wohlansteht.

Die Freiheit, deren diese jungen Leute hier genießen, macht ihnen den Aufenthalt auch in dieser Beziehung sehr angenehm. Sie sind allen Fesseln der Gesellschaft entzogen, die ihrerseits auch von ihnen keine Notiz nimmt. Sie leben mit dem Volke, das ihnen interessante Bilder genug und Unterhaltung dazu bietet.

Ach, lieber Freund, denke Dir doch dieses Volk nicht entartet, nicht bettelhaft, nicht immer schmuzig. Sieh, dort die herrliche Fontaine! Sie sprudelt über Marmorfiguren in ein weites, geschmücktes Bassin an der Ecke eines unbedeutenden Gäßchens und wäre werth, den Hauptplatz so mancher Residenz in Deutschland zu schmücken. Dort hat ein Limonadenverkäufer seinen reinlichen Kram aufgeschlagen. Seine Früchte sind so künstlich ausgelegt, daß ein durchsichtiger Wasserspiegel sich darüber hinzieht und sie dahinter erscheinen läßt, wie unter Glas. Der feine Wasserstaub aber, der sie fortwährend berührt, erhält sie frisch. Hier treten die Männer der untersten Classen hinzu und löschen ihren Durst und stärken sich daran, ohne sich ungebührend aufzureizen.

Mir gefielen diese Limonienlager an der rauschenden Fontaine besser, als die elegantesten Branntweinladen im Norden, und das schöngebildete Volk, das sich hier restaurirte, besser, als die Eckensteher und ihre Dichter.

Wie hier doch Alles so malerisch ist! Du kennst die Heimkehr der Schnitter aus den pontinischen Sümpfen von Robert und hast dort mit Wohlgefallen den Wagen gesehen, vor den die prächtigen Büffel gespannt sind, mit der ganz antiken Physiognomie, wie Thiere der Urzeit, wie Thiere, die aus Stein auf uns gekommen sind. Allein man sieht sie noch jetzt so in der That und Robert that dabei nichts, als schöne Exemplare portraitiren. So schön und treu nun auch diese Abbildung ist, Du hast doch keinen rechten Begriff von dem malerischen Eindruck, den ein solches Fuhrwerk auf den Beschauer macht. Ich konnte mir's stets mit gleichem Vergnügen betrachten, so alltäglich mir auch die Erscheinung wurde. Das Herrlichste dabei ist der knorrige Baumstamm mit den kurz abgekappten Aesten, um die eine Büffelhaut gespannt ist, in die sich der wagenlenkende Bauer stehend drückt mit dem Stolze und dem Ansehen eines Triumphators.

In Neapel sind die alltäglichen Fuhrwerke ungemein aufgeputzt. Sie zeigen reiche Vergoldungen und Schnitzwerk, wie wir's an den altfränkischen Schlitten sehen, die bei solennen Gelegenheiten aus fürstlichen Rumpelkammern an das Tageslicht kommen. So ein neapolitanisches Fuhrwerk hat zwei Räder und wird von einem Pferde gezogen. Darin sitzen zwei Menschen ordentlich, wie sich's gebührt, zwei sitzen zu ihnen auf dem Boden und lassen die Füße heraushängen; hinten stehen so Viele auf, als das Bret faßt, und unten im Netze, das fast die Straße berührt, hängen noch Jungen, die auch mitgenommen sein wollen. Die Pferde sind ganz fabelhaft aufgeputzt und verziert. Auf dem Rücken erhebt sich ein kleines Gerüst, wie ein Thürmchen, ganz mit Nägeln beschlagen, Blumen, Federn und Schleifen schmücken den Kopf. Die südlichen Völker kön-

nen nun einmal ohne Farben und Flitter nicht leben. Wie grau ist Alles dagegen bei uns.

Ich kehre aber jetzt nach Pisa zurück, von wo ich Dir eigentlich in Gedanken diesen Brief schreiben wollte. Siehst Du, das ist das Verdrießliche davon, wenn man solche Dinge zu Hause am Schreibtische berichtet. Da schweift der Geist umher und man vergißt gar zu leicht, von wo man eigentlich ausging, um den Anlauf zu nehmen.

Weißt Du, was mich weit mehr als Ugolino's Hungerthurm in Pisa interessirte? Eine kleine Kirche suchte ich auf mit schlanken Säulen und einiger uralten Mosaik auf verblichenem Goldgrunde dazwischen, die Façade schmückend. Diese Kirche hatte mir Heine, einst als wir uns trennten, im Conterfei geschenkt und darunter folgende Verse geschrieben:

Die Kirche siehst Du auf diesem Bilde,
Darin, zu heiliger Stimmung bekehrt,
Signora Franschesca und Lady Mathilde
Mit Doctor Heine die Messe gehört.

Der Ort selbst hatte für mich nichts Merkwürdiges, allein es war mir Bedürfniß, dort vergangener Tage zu gedenken.

Was Heine auch neuerlich gefehlt haben mag, die Reisebilder können seine Gegner doch nicht aus der Literatur wegleugnen. Das schmähliche Gezänke, das den Lebenden umgab und zu dem er leider nur zu oft und gern Veranlassung gab, in das er zu gern einstimmte, wird bald verstummt und vergessen sein. Es verlieren sich die persönlichen Beziehungen und man wird kein Interesse mehr dafür haben, warum ihn dieser oder jener Philister schmähte, mit kritischem Gänsekiel zergliederte, schwachköpfig einen getauften Juden nannte, dem Alles zum Dichter fehle, weil ihm

die Liebe mangle, und dergleichen Floskeln mehr. Aber Heine's Lieder werden bleiben und Heine's schalkhafte Grazie, seinen neckischen Elfengeist wird man lieb behalten, wenn man längst aufgehört haben wird, beim Lesen jener faden Angriffe auf ihn Ekel zu empfinden.

Wollt Ihr Heine so besonnen, fein, ehrbar und züchtig und moralisch, so philiströs bedächtig mit einem Worte, wie Ihr es seid in allen Dingen, so würde er Euch nie ein Heine'sches Lied gedichtet haben, er wäre eben nicht Heine! Solche Persönlichkeiten geben immer Stoff zum Aergerniß, aber wie urtheilt man später? Die wir jetzt unsere größten Geister nennen, haben dasselbe erfahren. Wie ging's Lessing? — Ja, das war Lessing, hör' ich mit starkem Ausdruck erwidern. Diesen Ausdruck verbinden wir jetzt mit dem Namen; aber Lessing's Zeitgenossen? Und wenn Heine den Spätern auch nicht wie Lessing nunmehr uns erscheinen wird, so wird er doch Heine bleiben und das ist auch etwas, denk' ich, und mehr, als viele Zeitgenossen hoffen können.

Es ist aber doch seltsam! Mit Heine fing die eigentliche Zerfahrenheit in der Composition an. Trotz des herrlichen Stils, fehlt doch seinen Werken die reine, scharfbegrenzte Form, die man von jedem Kunstwerke fordert. Ihm fehlt es nicht an Erfindungsgabe, wie er in seinen Trauerspielen und in einzelnen Partien der Reisebilder wol gezeigt hat. Die Novelle von Gumpelino und seinem Hyacinth ist des Cervantes würdig und vielleicht dem Don Quixotte an die Seite zu setzen, wäre sie so zu Ende geführt, wie sie sollte, allein eben daran liegt es.

Ein geistreicher Mann sagte zu mir, als Heine den zweiten Theil der Reisebilder herausgegeben hatte und man in einer Gesellschaft das Buch sehr lobte: „Ja, es ist viel

Schönes darin, allein es ist kein Buch und Heine wird, wie ich ihn kenne, nie ein Buch schreiben."

Wäre der Mann ein Zauberer gewesen und dieser Ausspruch ein Fluch, er hätte nicht verhängnißvoller in Erfüllung gehen können, als dies hier wirklich der Fall wurde.

Die weiten Hallen des Camposanto in Pisa betrat ich mit stiller Ehrfurcht. Ich verbat mir den Cicerone und entfernte mich von der Gesellschaft. Hierher muß man allein wallfahrten und den frühen Morgen oder den späten Abend zu seinen Betrachtungen wählen. Fromme Kreuzfahrer haben auf funfzig Schiffen Erde vom heiligen Grabe mitgebracht, als Pisa noch groß und mächtig war und solchen religiösen Luxus mitmachen konnte. Diese Erde umschloß einst den Leib des Erlösers und wer in ihr ruht, ruht seliger aus, als in jeder andern. Einige Cypressen streben aus diesem geweihten Boden empor und Zweiglein von diesen Bäumen werden als wirksame Reliquien gläubigen Reisenden mitgegeben, die dafür eine kleine Erkenntlichkeit entrichten.

Ringsumher erstreckt sich ein gothischer Porticus mit offenem Bogen nach dem innern Hofe, gedeckt mit einem kostbaren Gebälke von Cedernholz, dessen kunstvoller, unverkleideter Structur die Blicke bis unter's Dach ungehindert folgen können.

An den Seitenwänden reihen sich großmächtige Fresken der ältesten Meister, zum Theil schon in bewundernswerther Ausführung, wenn auch immer sehr einfach und fromm in der Erfindung.

Kürzlich hatte ich Gelegenheit, einen reisenden Literaten kennen zu lernen, der eben noch nicht von der arroganten

Art war und nicht gleich vom Weltschmerz sprach, wenn er blos Leibschmerz verspürte. Dieser Mann sagte einst nach dem Essen zu mir: „Ich mag nichts mehr von den Kunstgegenständen sagen, die ich auf meinen Reisen finde, denn es ärgert mich, daß wir es immer sind, die den Künstlern den Namen machen." — Guter Gott! und der Mann meinte Thorwaldsen. Wenn solche Leute von Komödianten sprechen, so mögen sie recht haben, aber in Bezug auf wirkliche Künstler so zu sprechen, ist etwas arg.

Wenn man im Camposanto in Pisa umhergeht und daran dächte, daß es irgend einem reisenden Doctor durch den Sinn fahren könnte, er wolle seiner nicht erwähnen, um ihm dadurch nicht Berühmtheit zu verschaffen — so könnte man sich von einem Schauder überlaufen fühlen. O, über die Eitelkeit, die sich doch überall so bloßgibt!

— Wie ich eines Morgens im Eilwagen erwache, so erblicke ich vor mir ein Wesen, das in der Nacht eingestiegen war und nun, noch im tiefsten Schlummer, zwischen zwei dicken Passagieren wie eingepfercht dasaß. Eine gestrickte Mütze bedeckte den obern Theil des Kopfes, ein weiter Carbonaro den untern Theil desselben, so daß von dem Gesichte nichts entdeckt werden konnte.

Ich war neugierig, zu wissen, wen der Himmel uns beschert hatte, und wünschte daher, den neuen Gefährten recht bald erwachen zu sehen.

Ein heftiger Stoß des Wagens kam meinem Wunsche zu Hülfe. Die bis dahin zusammengekauerte Gestalt fing an, sich zu dehnen und zu strecken, wie der Pudel hinter Faust's Ofen. Alle Glieder wuchsen zu einer formidablen Länge; die Mütze fing nach und nach an, sich von dem

Kopfe zu schieben. Ein jugendliches Haar von schönem Nußbraun, weich und seiden; die Augen öffneten sich blinzelnd und zeigten ein schönes Schwarz; wenn das so fortgeht, so ist das ein Adonis, dachte ich, und ließ kein Auge mehr von dem Erwachenden.

Aber, was ist das? Das Gesicht erhebt sich nun langsam aus dem verhüllenden Carbonaro und will gar kein Ende nehmen. Welche Nase! Die scheint angesetzt; die Nase einer Maske. Nun erblicke ich einen stattlichen Schnurrbart. Der macht Vieles gut und gibt der langen, dicken Nase selbst einen Charakter, der sie nicht geradezu häßlich erscheinen läßt. Jetzt hebt sich das Kinn empor; mein Gott! welch ein Kinn! Eine wahre Abellinomaske, ein Ungethüm! Nun verzieht sich Alles; der Mund öffnet sich — er gähnt! welch ein Mund! Ein fürchterlich gähnender Krater — der sich immer weiter und weiter auseinanderzieht, als hätte er es darauf abgesehen, den Gegenübersitzenden zu verschlingen.

So fort blinzelte und gähnte der Entsetzliche, bis wir ins Mittagsquartier angekommen waren und uns sämmtlich hungrig um den Tisch setzten.

Unser Mann nahm aber von den aufgetragenen Gerichten nichts an, sondern ließ für sich allein eine kräftige Fleischbrühe bringen, während wir nur die übliche Wassersuppe, Minestra genannt, bekamen; dann trug man ihm eine ungeheure Schüssel mit Kalbsknochen auf, aus denen er mit vieler Appetitlichkeit das Mark saugte. Diese Art zu essen machte nun Alles auf ihn aufmerksam und wir glaubten, daß sein körperlicher Zustand sie nöthig machte.

Als wir nach dem Mahle im Kaffeehause unsern Kaffee verzehrten und ihn bezahlen wollten, hatte der Mann es schon für uns Alle gethan und der Kellner fügte hinzu, es

sei Sitte, daß wer beim Eintritte in ein Kaffeehaus den Kaffee bestelle, ihn auch bezahle und die Andern regalire. Wir unterließen nicht, uns bei dem Fremden zu bedanken, der dies mit einem vornehmen Kopfnicken ohne weitere Aeußerung irgend einer Artigkeit hinnahm. Es lag in der ganzen Weise des Menschen eine Mischung von Höflichkeit und Stolz, von Annäherung und Zurückhaltung, verbunden mit einem äußern Anstande, der sich nicht ohne Absicht präsentirte; ein Benehmen, das mir, als beobachtendem Reisenden und Skizzenzeichner, die Pflicht auferlegte, diesen Gegenstand vor allen andern in dem weiten Bauche des Eilwagens zur schärfern Beobachtung unter die Lupe zu nehmen.

Darüber verging der Tag, ohne mich viel weiter gebracht zu haben, und ein milder Abend zog über die Landschaft heran. Im Eilwagen verstummten die Gespräche und jeder Reisende drückte sich in seine Ecke mit friedlicher Gemächlichkeit. Ich hatte die Augen geschlossen und mein Gegenüber vergessen. Mein Geist trug mich nach Deutschland hin und ich dachte an das Museum in Stuttgart, wo von belletristischen Blättern nur Gesellschafter, Abendzeitung, Morgenblatt und Europa gehalten werden, und daß es doch eigentlich eine mehr als väterliche Fürsorge des Vorstandes zu nennen sei, die Mitglieder vor den andern Blättern, die in Deutschland herauskommen, zu bewahren. Dann dachte ich auch daran, daß es eine eben so väterliche Fürsorge der Hoftheater-Intendanz sei, die das Herausrufen der Schauspieler verbietet, damit keine Kabale und Partei sich bilden könne. Zu der ersteren Betrachtung brachte mich der Umstand, daß ich nun schon so lange bei vollkommener innerer Zufriedenheit mit andern gebildeten Leuten, die eben so glücklich waren als ich, in Italien pilgerte, ohne auch nur eine Zeile der großen Feuilletonisten an der Spree un

Pleiße zu Gesichte zu bekommen. Zu der zweiten war ich geführt worden, als ich in den Städten, durch die wir kamen, an allen Mauern und Häusern die Worte las: Eviva la Grisi! oder Eviva il Poggi! und dergleichen. Wer schreibt das hin? fragte ich und glaubte zur Antwort zu erhalten: das entzückte Publikum. Allein man erwiderte: der Impresar, der dazu die Erlaubniß von der Polizei einholen muß. Er thut es, um das Publikum auf die hervorragendste Erscheinung seiner Truppe hinzulenken. Auch an unsre Straßenpolizei dachte ich, die schon lange damit umgeht, unterirdische Abzugskanäle anzulegen, damit der Unrath zwischen den Häusern, der offen daliegt und ganze Straßen verpestet, endlich einmal abgeschafft werde, der eben so berühmt zu werden verdient, als die Haufen italienischen Unraths, die von so vielen Reisenden schon so oft und mit Vorliebe beschrieben wurden.

So beschäftigte ich mich mit der Heimat und fing eben an, als gerade einige bestimmtere Formen und Gestaltungen aus diesen Träumen heraustraten und ich darin Bekannte aus der literarischen Bewegung des Augenblicks, der Theaterleitung und dem Unrathe erkannte, in jene Betäubung zu fallen, die dem Schlummer voranzugehen pflegt. Da säuselten plötzlich leise, milde, sehr kunstvoll gerundete Töne durch den Wagen und trieben allen Schlaf von mir fort. Ich horchte schärfer und vernahm, wie ein weicher italienischer Tenor anschwoll und eine jener rührenden Melodien ausspann, wie sie in den Barcarolen und Sicilianen weben, um geraden Wegs auf das Gefühl loszubrechen und es mit Sturm zu nehmen.

In schöne Augen treten Thränen beim Hören derselben, und Bellini verstand vor Allen diese Kunst, so unmittelbar zu wirken.

Ich riß die Augen auf und sah, daß mein Gegenmann der Sänger war. Der weite, abscheuliche Mund öffnete sich, um die sanftesten, schmelzendsten, entzückendsten Töne der Kehle anstimmen zu lassen. Es war ein Sotto = Voce, wie ich es selten gehört; ganz etwas Anderes wie jene Pantaleone, der nur den Unverständigen einen so unverdienten Beifall entriß.

Nur dann und wann erhob sich die Stimme kräftig, um dann wieder himmlisch zu säuseln.

Nun aber machte sich ein junger Mensch, der neben dem Sänger saß, bemerkbar, von dem früher gar keine Notiz genommen worden war. Ein italienischer Commis-Voyageur mit allem Zubehör, ein eingefleischter Dilettant, wenn es je einen gab. Mit sichtbarer Wonne in Blick und Geberde hörte er dem Sänger zu; alle Stellen kannte er, und nicht nur die Musik, sondern auch die Worte vermochten ihn in Muhammed's siebenten Himmel zu versetzen. Man denke sich die Poesie der italienischen Operntexte, die bei uns der Gegenstand lauten Gelächters ist! Aber man darf nicht verhehlen, daß die Uebersetzung auch gewöhnlich allen Reizes entbehrt und der italienischen Sprache eine Art von Poesie innewohnt, die sich im bloßen Tonfall schon kundzugeben vermag.

Der junge dilettirende Commis-Voyageur zappelte mit Händen und Füßen vor Freuden, daß ihn der glücklichste Zufall seines Lebens an die Seite des berühmten Tenors gebracht habe, der sich soeben zum Teatro = Communale nach Bologna begab, um das dortige Publikum zu entzücken.

Die ganze Nacht hindurch wurde gesungen. Der Commis regte an, recitirte diesen, jenen Vers und der Tenor besann sich ein wenig und die Melodie fiel ihm ein. So

wurden alle Opern durchgemacht und wir Andern konnten schon damit zufrieden sein; die Schläfer, weil sie nichts hörten, die Wachenden, weil es sie ergötzte.

Gegen Morgen erst zog der Sänger wieder Kappe und Carbonaro über Augen und Ohren und schlief ein. Als er gegen Mittag aus der Hülle schielte, sich streckte und gähnte, ganz wie am vorigen Tage, machte er durchaus keinen so widerwärtigen Eindruck mehr auf mich und ich suchte ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

Er war in Mailand gewesen, ohne aufgetreten zu sein. Er sprach von Donzelli und der Schoberlechner, die Beide damals dort waren. Den Ersten nannte er einen bedeutenden Künstler, der jedoch von Rubini überflügelt werde. Rubini sei natürlich unerreichbar. Nun weiß man, daß Rubini's Ruhm schon ein alter ist und daß trotz der fast unverwüstlichen Kraft seiner Stimme ein jugendlich frischer Tenor sie wol zu verdunkeln im Stande ist. Allein hier, wie bei andern Gelegenheiten, fand ich die Größe Rubini's selbst von seinen Kunstgenossen mit einer Willfährigkeit anerkannt, die viel Pietät beurkundet und um so angenehmer auffällt, als man in Deutschland keine Spur davon trifft.

Würden die deutschen Tenoristen wol zusammenstehen und Einem aus ihrer Mitte den Preis zuerkennen? Ein anderes Beispiel dieser Art gab mir die Schoberlechner.

Diese Künstlerin hatte ihr ganzes Leben mit einem widrigen Geschicke zu kämpfen und verdankt es lediglich ihrem nicht wegzuläugnenden großen Talente, daß sie sich ihren Namen machte. Als sie noch jung und im vollsten Besitze einer göttlichen Stimme nach Italien kam — sie soll eine Russin sein — da glänzte noch die Pasta am stärksten, die sich ihrem frühen, klugberechneten Rückzuge näherte; da strahlte in üppiger Genialität die herrliche Malibran und

nahm alle Urtheile mit den Köpfen und Herzen unwiderruflich gefangen. Jetzt, da der Schoberlechner fast ausschließlich das Feld in Italien geblieben ist, hat sie weder Jugend noch Stimme mehr in dem Grade, der verlangt wird, wenn man mit diesen Eigenschaften im Stande sein soll zu bezaubern. Dennoch wußte man aber während der Krönung in Mailand nichts Besseres herbeizuziehen, als die Schoberlechner.

Sie folgt der Einladung und bringt eine Schülerin mit. Ein junges Mädchen aus Wien, schlank und schön, mit einer herrlichen Stimme und der vortrefflichen Manier der Meisterin. Signora Schoberlechner singt Norma und Signora Goldenberg Adalgisa. Das junge Mädchen feiert Triumphe und die Lehrerin fühlt keine Regung des Neides und freut sich des gelungenen Erfolges.

O ihr lieben deutschen Sängerinnen, wolltet ihr wol so gütig sein, Aehnliches zu thun? Wäret ihr im Stande, von eurer magern Kunst einen Ableger zu pflanzen, der durch eigene Kraft gedeiht, würdet ihr nicht bald scheel darauf hinsehen und, wie die Natter die Jungen zu tödten strebt, die sie geboren hat, nicht auch Kabale und Intriguen aller Art ins Werk setzen, die gefährliche Nebenbuhlerin zu entfernen?

Die Schoberlechner wurde mir hiedurch größer, als durch ihren Gesang, und es war mir rührend, Meisterin und Schülerin in den schönen Duetten vor aller Welt wetteifern, die Jugend und Kraft der Einen die Kunst der Andern besiegen zu hören und dann deutlich von der Stirne der Schoberlechner einen freudigen Triumph glänzen zu sehen, der von einem feinfühlenden Logenmenschen nicht misverstanden werden konnte. Und deren gibt es in Italien genug.

Die schöne Fanny Goldenberg wurde nach der Saison in Mailand nach Barcellona verschrieben und wird gewiß ihren Weg zum Glücke machen. Die That der Schoberlechner gewinnt noch an Verdienst, wenn man weiß, daß sie sich hierbei eines blutarmen Mädchens mit größter Uneigennützigkeit angenommen hatte.

Am Tage dachte unser Eilwagen-Tenorist nicht daran, zu singen, und als ein paar Damen den Wunsch ganz leise zu äußern wagten, lehnte er es geradezu ab, weil er im Fahren niemals singen könne. Erst am späten Abende, als die Conversation schwieg und die Lüfte kühl wurden, fing es aus seinem Innern wieder so innig melodisch zu säuseln an und bald entspann sich daraus derselbe Gesang, wie in vergangener Nacht. Diese Nachtigallennatur gab der ganzen Erscheinung für uns Alle noch einen größern Reiz und es war wol nicht Einer im Wagen, der in der folgenden Nacht nicht zuhorchte, ohne daß er Schlaf spürte.

Einmal waren wir überdieß nicht wenig erstaunt, ein ähnliches Sängertalent in dem, den Wagen begleitenden Carabinier zu entdecken, der unsern Tenor mit nicht minderer Virtuosität begleitete, als dieser die liebliche Barcarole im venetianischen Dialect:

La notte c'è bella
Fa presto Ninetta,

anstimmte. Ein Genuß, für den die Pariser und Wiener den höchsten Eintrittspreis bezahlt haben würden. Es war unübertrefflich, wie sie das vortrugen. Wie sie kaum die eine Strophe lang hinausgehaucht hatten und dann mit unbeschreiblicher Hast die zweite ergriffen, eine Weile stärker vortrugen und dann wieder verhallen ließen. Das einfache deutsche Lied, so sehr ich es liebe, wenn es unverkünstelt

Das ist, was es sein soll, macht doch nie diesen Eindruck auf mich.

Glaube mir, liebster Freund, es ist sehr schön, Nachts in milder Luft durch Italien zu reisen und sich von zwei wunderherrlichen Stimmen das

Fa presto Ninetta

vorsingen zu lassen.

Cosa rara.

Das Folgende wurde mir Wort für Wort erzählt, wie ich es Euch hier wiedergebe.

Es ist noch nicht gar so lange her, daß in der Gegend von S. Pantaleone in Rom, inmitten der reichen Goldschmiedladen, in einem ziemlich modernen Palazzo, der einer heruntergekommenen, dann ausgestorbenen Familie gehört hatte, ein Roturier seinen Sitz genommen, der an Entbehrungen von früher Jugend auf gewöhnt, sich in den weiten Gemächern nicht zu finden wußte und daher beim herrannahenden Herbste auf den Gedanken kam, den besten Theil seines Eigenthums irgend einem von den reichen Fremden zu überlassen, die um diese Zeit in dem herrlichen Rom von allen Enden der Welt zusammenströmen. Er selbst begnügte sich gern mit dem höchsten Theil des Gebäudes, der ihm zwar die schönste Aussicht gewährte, aber auch tagtäglich einen schönen Theil seiner Lunge raubte, da die hohen Steinstufen zu ersteigen ein vermehrtes Athemholen verlangte.

Es geschah bald, daß sich bei ihm eine fremde adelige Dame von großer Schönheit meldete, und nach kurzen Stipulationen war das Geschäft in Richtigkeit gebracht. Die Dame zog mit ihrem Gepäck und ihrer Dienerschaft ein und

Alles deutete darauf hin, daß der Palazzo für den nächsten Winter ein Sammelplatz der guten Gesellschaft werden würde.

Das vorhandene Mobiliar wurde durch mehrere bequeme und üppige Stücke sogleich vermehrt, in den Salons fanden Flügel, Harfen und andere Instrumente ihren Platz. Viele Bilder, welche den Wänden bis dahin zur Zierde dienen mußten, wurden schnell entfernt, um durch die ausgesuchtesten Werke neuerer Künstler ersetzt zu werden, und bald rollten die Wagen der vornehmen Welt vor das Thor des Palazzo und Diener in bunten Livre'en sprangen vom Tritte, um beim Portier Karten von allen Größen abzugeben.

Wenn der Eigenthümer, neugierig wie er war, einen Blick auf diese Karten warf, so war er höchlichst überrascht, alle seine Vermuthungen, welche schon der Anblick der Wagen und Livre'en in ihm hervorgerufen, um Vieles noch übertroffen zu sehen; denn wirklich lasen sich die höchsten und vornehmsten Namen von denselben. Da gab's den Principe Massimo, den Duca di Braciano, einen von den Borghese, von de Pamfili, von den Ciarra, die Giraud, die Rospigliosi, Odescalchi, die Buoviquarante, kurz, den ganzen hohen Adel Roms und darunter Männer vom Schwerte und vom großen Prälatenhute, ja selbst Fürsten der Kirche mit dem heiligen Purpur bekleidet. Zu diesen gesellten sich die glänzendsten Namen jener fremden Aristokratie, die gleich Zugvögeln sich auf die ewige Stadt beim Nahen des Winters herniederlassen, um aller der Hochgenüsse theilhaft zu werden, die hier Welt und Kirche zu einem ununterbrochenen Faden webt, der die Zeit von den Octoberfesten auf der Villa Borghese bis zum Auferstehungsfeste am Charsonntage umschlingt.

Die Fremde war von sehr vornehmem Geschlechte, das war klar am Tage; sie besaß ein großes Einkommen, darauf ließ

sich schließen; sie hatte die besten Empfehlungen an die ersten Häuser mitgebracht, das wußte man; allein mehr als alles Dieses war es eine Eigenschaft, die sie zierte und die im Stande war, die ganze große Welt Roms zu einer fortwährenden Wanderung nach dem Palazzo in S. Pantaleone anzuregen. Es war ihre Schönheit. In die Männer war ein Feuer gefahren, das sie zur Unruhe trieb, in den Frauen tobte vorläufig nur die unersättlichste Neugier, das Weitere sollte sich erst finden. Alles sprach nur von der schönen Deutschen, denn so schön die Römerinnen selbst sind und so sehr sie es auch durch ihren angeborenen Schönheitssinn empfinden, eben so sehr werden sie auch von der Schönheit Anderer, die sich in charakteristischen Merkmalen äußert, die von den ihrigen verschieden sind, gerührt und durchdrungen. Daher wurde so oft schon den zarten, diaphanen Engländerinnen oder unsern schlanken, naiv-sentimentalen Landsmänninnen ein Sieg zuerkannt, den ihnen keine kräftig antike, hohe und ernste Römerin streitig machte; jene wurden Modelle gepriesener Bildwerke oder erhielten Gatten aus römischen Fürstenhäusern. Die solches Aufsehen erregende Fremde war aber eine Freifrau aus dem schönen Dresden und Wittwe. Um ihren Eltern zu Willen zu sein, die für ihre Zukunft dadurch zu sorgen hofften, hatte sie in frühester Jugend einem Manne die Hand gereicht, der es nicht verstand, an ihrer Seite glücklich zu werden und sie zugleich zu beglücken. Diese Ehe glich einem verworrenen Knäuel, den man Kindern zum Spielen hinwirft. Jedes bemüht sich, das Ende des Fadens zu finden, und in der Hoffnung, ihn erhascht zu haben, an dem das Ganze zu entwirren ginge, zerzaust sich Alles immer mehr. Während die junge Frau sich in Unmuth und Gram verzehrte, suchte der Mann sich andere Zerstreuungen zu verschaffen. Er

stürzte von einer verderblichen Leidenschaft in die andere und als sie endlich alle der Reihe nach zerstörend seinen Körper durchzogen hatten, rieb ein fliegendes Siechthum die letzte Kraft vollends auf und der Tod befreite bald den armen Verlorenen von seinen Schmerzen, die noch unglücklichere Gattin aber führte dies Ereigniß wieder dem Leben zu. Sie stand thränenlos an der Leiche Dessen, den sie nie geliebt, weil er ihr unsägliche Leiden bereitet, und dessen Tod ihr volle Freiheit zu handeln, einen vornehmen Rang und Namen und ein sehr großes Vermögen zugewendet hatte. Sie beschloß eine Reise nach Italien, um zuerst das Andenken an die trübe Vergangenheit zu verwischen und sich des edeln Genusses des schönen Daseins freuen zu können. Nach Rom richtete sich ihr Blick; Alles, was den Aufenthalt während des Winters hier so reizend erscheinen läßt, war ihr geöffnet, war ihr zugänglich; sie war von Liebe zur Kunst durchdrungen; hier konnte sie sich ihr ganz hingeben; nichts fehlte, um ihr volle Entschädigung für alle entbehrten Freuden ihres früheren Lebens zu bieten.

Nur ein trüber Schatten lag auf diesem, dem schönsten Genusse zugewandten Gemüthe. Es glaubte an die Freundschaft zwischen Personen gleicher Geschlechter, aber es zweifelte an der Liebe des Mannes zum Weibe. „Sie sind Alle falsch und betrügen uns arme Geschöpfe;“ dieß war die innerste Ueberzeugung der Baronin geworden, die aus ihren frühern Verhältnissen gerechtfertigt werden konnte, allein eben dadurch alles wahre Glück aus ihrer Nähe scheuchte.

Dieser strenge Ernst, diese Zurückhaltung im Umgange mit Männern, der Vorzug, den die schöne junge Wittwe in der Unterhaltung stets alten, oft häßlichen Herren gewährte, hatten bald zu den seltsamsten Gerüchten die Veranlassung gegeben. Man blieb dabei nicht stehen. Es war Allen un-

glaublich, daß man so schön und reich, so frei und doch so strenge sein könne, die böse Welt kam auf Vermuthungen; man ersann förmliche Romane auf Kosten der deutschen Baronin; man nannte sie eine Heuchlerin; man legte ihr politische Zwecke unter: sie stehe im Solde einer großen fremden Macht, sagte man. Die sie am glimpflichsten beurtheilten, begnügten sich, sie „la Cosa rara" zu nennen, und diesen Namen behielt sie in der Gesellschaft mit Recht, denn es war gewiß ein seltenes Ding, diesen Verein von Schönheit, Reichthum, Freiheit, Gemüth und rascher Empfänglichkeit mit einer solchen Strenge und Entsagung gepaart zu sehen.

Es war die Zeit der gewöhnlichen Conversation im Palazzo bei S. Pantaleone. Die Gesellschaft war nicht sehr zahlreich an diesem Abende und bestand nur aus den Intimen des Hauses. Ein deutscher Diplomat, von bürgerlicher Abkunft und in den besten Jahren, mit einem ganzen Speicher voll staubiger Schulgelehrsamkeit, nahm den ersten Platz, als Landsmann unserer Dame, ein, weil er sie schon in der Heimat gekannt hatte; ihm zunächst hielten sich zwei junge Engländer, reinster Race, die geraden Weges aus London gekommen und in Civita vecchia erst vor wenigen Wochen ans Land gestiegen waren. Ferner war da einer von den feingebildeten Russen, der hinten im Osten großen Ueberfluß an Seelen hatte, aber hier inmitten von Kunst, Geschichte und Civilisation dennoch keine Spur von Seele verrieth; endlich trafen sich zwei junge Römer hier, die als die ausdauerndsten Cicisbeen der renommirtesten Schönheiten der Stadt bekannt waren, und ein Kardinal von gesetztem Alter, den man seiner Sitten wegen hochpries und verehrte. Dieses gewöhnliche kleine Comité der Baronin wurde noch dann und wann durch die Anwesenheit eines

jungen deutschen Künstlers vermehrt, der — wie es schien — der Dame des Hauses größere Theilnahme als die Uebrigen einflößte. Zugleich mit ihm pflegte sich aber auch eine andere freundliche Erscheinung einzustellen. Es war Friederike von S., die mit ihrem Vater, dem alten Grafen, diesen Winter in Rom verlebte. Ihre Güter lagen nachbarlich bei denen der Baronin und sie hatten sich daher schon lange, wenn gleich nicht näher gekannt. Friederike war eben in ihr sechzehntes Jahr getreten; die Dame des Hauses war fast zehn Jahre älter. Dieser Unterschied, sowie die früheren Verhältnisse hatten einer Annäherung im Vaterlande widerstrebt. Hier war es anders und das junge Mädchen ergriff freudig die Gelegenheit, an der Hand ihrer glänzenden Freundin, die diese ihr gern darreichte, in die große Welt zu treten. Friderike war noch eben so unbefangen als jung und überließ sich gänzlich jener unschuldigen Koketterie, die schönen, lebhaften Mädchen angeboren ist. Es freute sie, wenn sie bemerkte, daß sie gefiel, und es gefiel ihr, für den Augenblick zu fesseln, wenn sie gleich nicht daran dachte, diese Fessel auf eine größere Dauer auszudehnen. Ihr Herz hatte noch keine beherrschende Leidenschaft empfunden und sie dachte noch weniger daran, sich einen Gatten zu wählen. Die Baronin that von ihrer Seite, was sie konnte, diesen Zustand ihrer jungen Freundin in seiner ganzen Reinheit ungetrübt zu erhalten. Nur darauf beruhe das Geheimniß eines glücklichen Lebens, sagte sie ihr. Sie warnte sie vor den Männern und ermahnte sie, sie nur stets als Affen, Puppen oder als was sie wolle zu betrachten, mit denen man sich auf mancherlei Weise unterhalten könne. Ja, sie räumte sogar ein, daß es Verständige unter ihnen gebe, die etwas mehr Anspruch zu machen wol berechtigt seien, doch wiederholte sie dann stets, man dürfe ihnen diesen Anspruch nie gewähren,

sondern sie nur als Mittel betrachten, das Einerlei der Umgebung auf möglich angenehmste Weise zu variiren und ihnen immer dabei das Gefühl ihrer untergeordneten Stellung recht klar vor Augen halten.

Diese Lehren fruchteten. Für Friederike war keine wirkliche Gefahr vorhanden. Nur schien jener deutsche Künstler ihren Launen eine bestimmtere Richtung zu geben. Er hatte, obgleich seiner Kunst mit Eifer und Liebe ergeben, sich dennoch früh von den Sitten und dem Ausdrucke der Kneipen emancipirt, die in Rom, wie überall, oft für den alleinigen Stempel der Genialität gelten. Die weite Manchesterjacke, der bloße Hals, das kleine zerquetschte Barret suchte man bei unserem Maler vergebens; er trug Bart- und Haupthaar stets in den Grenzen einer angemessenen Wohlgezogenheit und konnte sich in jedem Salon als der feinsten Gesellschaft ebenbürtig empfehlen. Auch die Baronin wußte dies als eine gute Eigenschaft zu schätzen und sie zeichnete deshalb den jungen Woltmann vor vielen andern seiner bloßhalsigen, unbarbirten Kunstgenossen aus. Das innige Band, welches zwei Landsleute auf fremdem Boden, in weiter Entfernung von der Heimat, ohnedies an einander knüpft, wurde hier noch inniger und Woltmann war nicht nur ein für allemal zur täglichen Conversation eingeladen, sondern er hatte unbeschränkten Zutritt zu jeder Stunde des Tages; für ihn war die Baronin immer zu sprechen. So war es denn auch unvermeidlich, daß er und Friederike sich oft treffen mußten; es begegnete sich wol, daß sie sich in den schattigen Gängen des Gartens fanden, der zwischen hohen Mauern, von dichten Bäumen überwölbt und von würzigen Düften durchzogen, hinter dem Palazzo, den Abhang hinunter ausgebreitet lag. Als wenn sie sich verabredet hätten, so waren sie in den letzten Tagen stets

zusammen; es sah wie Absicht aus und war doch nur Zufall; allein dieser Zufall kommt solchen jungen Leuten immer zu Hülfe und macht aus ihnen — ohne daß sie's selbst noch ahnen — ein Paar Verliebte. Die Welt spricht schon ganz offen davon, ehe sie es selbst wissen. Es ist eine geheimnißvolle Macht, die hiebei im Spiele ist und zwei Wesen in Rapport zu einander setzt. Obgleich Friederike und Woltmann nicht ein Wort gewechselt hatten, das von außergewöhnlichen Gefühlen und Regungen das Geringste verrathen hätte, so war es doch augenscheinlich genug, daß die Schönheit des Mädchens den Maler nicht unempfindlich ließ. Das war aber auch Alles. Woltmann wußte zu gut, daß er — ein Künstler ohne Namen und Vermögen — seine Wünsche nicht so hoch erheben durfte, und Friederike war zu voll von den Lehren ihrer Freundin, um nur den Gedanken fassen zu können, von einem so falschen und treulosen Geschöpfe, wie ein Mann, wirklich geliebt zu werden. Doch hätte sie wol ganz im Stillen gewünscht, wenn Woltmann eine Ausnahme gemacht haben würde.

An jenem Abende, wo die Personen, welche die Intimen des Hauses genannt wurden, sich zur Conversation versammelt hatten, war Alles noch viel ernster als gewöhnlich. Sie traten nach einander so feierlich in den hohen, matterhellten Saal, als gäbe es eine Prozession. Die Baronin, die wenig Umstände zu machen pflegte, begrüßte die Ankommenden flüchtig und kurz und ließ sich in ihrem Gespräche nicht stören, das sie leise und auf Deutsch mit Friederike führte.

Woltmann stand seitwärts und mußte von dem einen Engländer sich die Begeisterung schildern lassen, die ihm der Besuch der Stanzen stets errege, allein er hörte nichts davon, sondern hing mit seinen Gedanken an der Unterhaltung

der beiden Damen auf dem Divan, von der er jedoch kein Wort vernahm.

Die beiden jungen Römer, welche soeben den Corso verlassen hatten, erzählten in abgebrochenen Sätzen, in allgemeiner Haltung, von einigen fremden Equipagen, die man heute zum ersten Male dort gesehen, während der Kardinal und der Russe ihren Scharfsinn aufboten, eine Partie Schach zu Ende zu bringen, die sie conversationell gegen einander führten. Sie theilten sich nämlich blos die Züge mündlich mit, die sie aus neuerschienenen Werken kannten.

Man konnte demnach die Unterhaltung weder bewegt, noch anziehend nennen, allein der Hauptgrund davon mochte wol nur in dem leisen Gespräche zu suchen sein, welches die Hauptperson von den Uebrigen abzog.

„So dürfte denn keine Ausnahme stattfinden?" fragte endlich Friederike mit einer leisen Hebung der Stimme, die einen unterdrückten Seufzer zu verbergen suchte.

„Keine," erwiderte die Baronin mit ernster Strenge. „Alle sind Egoisten oder Betrüger; sie heucheln nur, wenn sie uns von Liebe sprechen, nicht Einer ist unter ihnen, der nicht bereitwillig die feierlichsten Versprechungen um irgend eines Vortheils willen brechen würde und wäre es nur um des Vergnügens der Abwechselung. Sie treten die heiligsten Gefühle in den Staub und sind geneigt, ihr boshaftes Spiel jeden Augenblick mit der unerhörtesten Frechheit zu wiederholen . . ."

„Und Sie selbst, beste Freundin, machten diese schreckliche Erfahrung?"

„Ich selbst, mein Kind! ich selbst."

Friederike seufzte hörbar.

„Ja, ich hatte jene schönen Illusionen, wie Sie," nahm die ältere Freundin wieder das Wort, „ich glaubte an Liebe,

an Tugend — aber ich wurde das Opfer. Ich war bethört und mußte es theuer büßen. — Schöne Jahre meines Lebens sind dahin unter gräßlichen Entbehrungen, unter Thränen, die mir die Erniedrigung auspreßte, die ich von einem jener Unwürdigen zu erdulden hatte. Folgen Sie mir und Sie werden glücklicher sein als ich!"

Friederike antwortete nicht; auch die Baronin schwieg. Die Herren näherten sich, nur der deutsche Maler blieb noch in einiger Entfernuug. Da hauchte Friederike schnell, wie von einem innern, unaussprechlichen Gefühle getrieben und mit einem unverkennbaren Blick auf den Fernstehenden die Worte:

„Ach, ich weiß nicht — aber es ist vielleicht ein größeres Glück — enttäuscht zu werden, als nie getäuscht worden zu sein."

Die Baronin warf nur noch einen bedeutenden Blick auf das Mädchen, dann, ohne ihr etwas zu entgegnen, beantwortete sie mit der gleichgültigsten Miene von der Welt eine Frage, die jetzt der deutsche Diplomat in italienischer Sprache an sie richtete. Das Siegel des geheimnißvollen Zwiegesprächs war hiermit gelöst; das weiche, melodische Idiom des Landes wallte jetzt frei in der Gesellschaft; die Unterhaltung ward allgemein. Allein die beiden Damen waren desto einsylbiger geworden. Waren sie früher, wenn gleich nur leise sprechend, feurig und belebt, so schien nichts von Allem, was zur Sprache gebracht wurde, auch nur das kleinste Interesse in ihnen zu erregen. Die Baronin schien schroffer als je. Fast zeigte sich jene Verachtung in Haltung und Ausdruck, die sie so tief durchdrungen hatte; ihre Umgebung wurde verlegen.

„Cosa rara!" sagte der Kardinal kopfschüttelnd für sich, als er in den Wagen stieg.

„Cosa rara!“ sagten die Römer, als sie die Treppe hinuntergingen.

„So frei, so schön und so kalt!“ sprach der Engländer zum Russen. „Die Italiener haben recht, dies una Cosa rara zu nennen.“

Friederike war noch in dem Salon der Baronin zurückgeblieben, nachdem sich alle Uebrigen entfernt hatten. Es peinigte sie, daß das frühere Gespräch unterbrochen worden war, sie fühlte den Drang, das Thema endlich einmal erschöpfen zu müssen; so sehr auch eine unerklärliche Angst sie drückte, so wollte sie doch nach Beweisen forschen. Nur diese sollten sie überzeugen. Das arme, unerfahrene Kind konnte sich natürlich keine Vorstellung von der Gefahr machen, die bei solchen Versuchen obschwebte.

Noch hatte sie ihren Wunsch nicht äußern können, da ihr innerer Kampf sie daran verhinderte, als die Baronin ihr entgegenkommend, den Faden aufnahm, gleich als ob eine Aeußerung, die Friederiken vorhin wie unwillkürlich entschlüpft war, soeben erst von der besorgten Freundin vernommen worden wäre. Diese Anknüpfungsweise hatte um so mehr Ueberraschendes und deutete darauf hin, wie wichtig die Baronin selbst die ganze Angelegenheit nahm.

„Was sagten Sie da, Liebchen?“ fragte also die Baronin heftig, als ob die Aeußerung Friederikens: „es sei vielleicht besser, enttäuscht zu werden, als nie getäuscht worden zu sein,“ noch in ihrem Innern widerklinge. — „Wie unüberlegt sprachen Sie doch! Ich sehe wohl, daß Sie meinen Worten nicht glauben wollen und daß auch Sie nur die Erfahrung weise machen muß. Ja, wenn die Erfahrung in diesen Dingen uns nur nicht stets unser wärmstes Herzblut kostete.“

Sie dachte eine Weile nach, dann fuhr sie fort:

„Halt, ich habe da einen Einfall! Um Ihnen angenehm zu sein, süßes Kind, will ich in Ihrem Beisein einige Experimente versuchen, die Sie von dem Charakter der Männer überführen sollen. Um Ihrentwillen werde ich mir eine unausstehliche Folter auferlegen. Ich will acht Tage hindurch die Kokette spielen. Mein Salon soll ein anderes Ansehen erhalten. Sie wissen, wie zahlreich er besucht wird und wie verschieden die Menschen sind, die ich bei mir sehe. Nun gut! Der Kardinal und die Gelehrten, die ihrer Sitte wegen in der größten Achtung stehen und deren Philosophie zu erhaben scheint, um vor solchen frivolen Anfechtungen die Segel zu streichen; junge Ehemänner, die noch die Süßigkeiten der Flitterwochen genießen; getreue Liebhaber, die geschworen haben, ihr Leben für ihre Flamme zu lassen; blasirte Touristen, die ihre Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit in Worten zur Schau tragen; alles Dies werde ich besiegen; sie sollen vor mir auf den Knien liegen, und Sie, mein Kind, werden sehen, wie diese Leute, die ich bis jetzt nur durch meine Strenge in Respect zu halten wußte, plötzlich ausarten werden, um sich den fessellosesten Extravaganzen zu überlassen."

Friederike war im höchsten Grade überrascht. Sie blickte mit einer Art von seltsamer Scheu auf ihre Freundin, die in diesem Momente, im Gefühle ihrer Macht und beseelt von ihrem Vorhaben, noch einmal so schön war. Das junge Mädchen war gefesselt und geblendet und je mehr sie ihre Freundin betrachtete, desto sicherer glaubte sie auch an ihren bevorstehenden Sieg. Sie schwieg lange; endlich kam ihr der Gedanke an Woltmann. Auch der? fragte sie sich in ihrem Innern. Eine unerklärliche Hast trieb sie; sie bat die Baronin, ihre Experimente nicht aufzuschieben.

„Wolan," sprach die schöne Frau, „so sei's denn! Ich will meine Menagerie aus dem Käfig lassen und den Thieren die Maulkörbe abnehmen. Morgen Abend schon sollen Sie die Wirkung mit Nutzen beobachten können."

Friederike verließ ihre Freundin in großer Bewegung. Sie vermochte diese Nacht kein Auge zuzuthun.

„Wird auch er in die Falle gehen?" dachte sie.

„O, wenn ich ihm ein Zeichen geben könnte. Ist es besser getäuscht, als niemals enttäuscht zu werden, so wünsche ich, daß die Täuschung noch einige Tage dauerte. Ach, sie hat ja kaum begonnen! und was gewinne ich damit?"

Sie war jetzt nahe daran, die Baronin zu bitten, ihre Experimente zu unterlassen.

* * *

Am folgenden Abende zeigte der Salon der Baronin einen vollkommen veränderten Anblick. Die Gesellschaft war zahlreich. Woltmann fehlte. Friederike hatte nicht den Muth, dem Himmel dafür zu danken. War das Schicksal so gütig, ihre Täuschung länger währen zu lassen? So hätte auch er dann die Probe nicht bestanden? Aber er kam nicht. Er hatte ein Bild zu vollenden, das eine reisende Familie, sehr reich an Kunstsinn, noch reicher an Gold, bei ihm bestellt hatte und nach ihrem Vaterlande mitnehmen wollte.

Die Baronin, die sonst sich wenig mit Dem abgab, was man in Deutschland den Empfang der Gäste benennt, war an diesem Abende die Zuvorkommenheit selbst und ging fast jedem der Eintretenden mit der freundlichsten Miene entgegen. So trieb sie es in allen Stücken, die sich auf die Pflichten der Frau vom Hause bezogen. Während sie sonst

das Ansehen einer Königin hatte, welche die Huldigungen ihrer Unterthanen empfängt, so war sie heute fast die höfliche Dienerin Aller, die sie mit ihrer Gegenwart beglückten. Hier war es ein graziöses Lächeln, dem eine Bedeutung leicht zu finden war, dort ein leichter Druck der Hand, wie in holder Selbstvergessenheit gespendet; dann gab eine leichte Fußberührung die Veranlassung zu einem Blicke, der wie von ungefähr einem andern begegnete und augenblickliche Verwirrung anrichtete. Diese Zaubereien wurden mit solcher Kunst und Geschicklichkeit in Wirkung gesetzt, daß Friederike mit einer Mischung von Lust und Bangigkeit eine Umwandlung bei allen Anwesenden bemerkte, deren Aeußerungen bald laut zn werden anfingen.

Eine kleine Stunde und die Physiognomie des Saales war ganz verändert.

Unsere wohlbekannten Mitglieder des kleinen Comité's, die uns zuerst in die Augen fallen, sind kaum wieder zu erkennen. Das bleiche, ehrbar bemessene Antlitz Seiner Eminenz schien mit der Glut ihrer Kopfbedeckung wetteifern zu wollen, während die formelle Bemessenheit in Haltung und Benehmen einer echt italienischen Lebhaftigkeit gewichen war.

Der deutsche Diplomat nahm in jeder Minute drei bis vier Prisen und verstreute dabei eine Unmasse Tabak auf dem Teppich, während er wie ein Staarmatz dazu plauderte; der Russe war einmal ganz Seele; er sprach nämlich in einem fort von seinen Seelen, die er als Eigenthum besaß, um seinen uncivilisirten Reichthum im vollen Glanze leuchten zu lassen. Der blonde Engländer, der immer ein sehr nüchternes Aussehen hatte, schien aus den Wolken gefallen zu sein. Er riß die großen matten Augen noch weiter auf und

drängte sich so nahe als möglich zur Beschauung des Wunders, das sich vor ihm entfaltete.

Und Alles erregte die wohlberechnete Koketterie eines schönen Weibes! Jeder glänzte in unbeschreiblicher Wonne; Jeder wähnte sich glücklich, ohne seinen Nachbar zu bemerken. Welche tolle Wirkung durch so einfache Mittel! Die meisten dieser Herren waren, ohne es zu wissen, sehr lächerlich geworden; sie schmeichelten sich mit dem Gedanken, ein Wesen zu besitzen, wie diese Frau, diese schöne, reiche, gebildete Frau, diesen Schatz von unberechenbarem Werthe, diese Cosa rara in der vollsten Bedeutung des Wortes.

Friederikens Gefühle wechselten mit jedem Augenblicke. Bald wünschte sie, daß Woltmann kommen möchte; dann bebte sie wieder bei dem Gedanken, daß er kommen könne. Sollte er wol mehr Besonnenheit als die Uebrigen bei diesen so unschuldig scheinenden Angriffen zeigen? O, die Schwachheit der Männer!

Die Gesellschaft zerstreute sich. Jeder suchte noch vor dem Fortgehen irgend ein Zeichen zu erhaschen, das er sich günstig deuten konnte, um daran den Rest der herrlichen Nacht zu schwelgen, und einem Jeden wurde es zu Theil. Als die Herren die Treppe herabstiegen, hatten sie sich wenig mitzutheilen, aber die Aelteren murmelten Allerlei vor sich hin, während die Jüngeren den Himmel des Entzückens still in sich verschlossen. Bei den Murmelnden konnte man die Worte „Cosa rara" wieder recht gut verstehen. Und hatten sie nicht wieder recht? War dies Benehmen nicht ein höchst seltenes? Diese freie, reiche, unabhängige Frau, die ihr tiefes Gefühl, ihr den Freuden der Welt nicht abgestorbenes Herz so lange unter Strenge und Enthaltsamkeit, Entsagung und Ernst gefangen hielt? Wahrlich, das war eine Cosa rara.

Nachdem Alles fort war und die beiden Freundinnen sich allein sahen, blickte die Baronin mit einem wahrhaft höhnischen Lächeln Friederike an. Es stand ihren feinen Zügen nicht gut.

„Nun, Liebchen,“ sagte sie und ihr Männerhaß gab sich in verdoppelten Athemzügen kund, den die starke innere Bewegung hervorbrachte. „Liebchen, was sagen Sie nun? Bemerkten Sie wol eine kleine Veränderung in dem Tone und dem Benehmen meiner Besucher?“

„Ich habe einsehen gelernt,“ erwiderte das Fräulein mit ausweichender Schmeichelei, „daß Niemand im Stande ist, Ihren reizenden Verführungskünsten zu widerstehen. Sie sind eine Zauberin.“

„Was sprechen Sie da von Verführungskünsten!“ rief etwas unwillig die Baronin. „Habe ich denn wol mehr als die gewöhnlichste Koketterie angewandt? Und wie liefen sie in diese ganz gemeine Schlinge! Welche Erbärmlichkeit! Sahen Sie sie kriechen um meinen Thron? Den plumpen, geschwätzigen Deutschen, wie er sich reckte und dann wieder zusammenzog, gleich einem Regenwurm, und dabei zischte, wie eine Schlange; pfui! Dann den ungeleckten Bär des Nordens mit seinem einfältigen Stolze und dem brutalen Aufschneiden, um mir den Appetit nach seiner liebenswürdigen Person zu erhöhen; endlich den stupiden Engländer, welcher glaubt, daß Frauengunst eben so leicht zu erklimmen sei, als die Kuppel der Peterskirche, und zum Schlusse Seine Eminenz, der so roth wurde wie seine Calotte und in dessen Seele hinein ich nun erröthen möchte, wenn ich ihn nicht wie Alle verachtete. Ich bin müde, sie noch aufzuzählen, die sich untereinander hervorthaten, meinem Sessel zu nahen, mein Kleid zu berühren oder den Duft meiner Handschuhe einzuziehen. O, die Tartüffes! Die

Hölle selbst hat ihnen die Larve abgezogen. Und Sie könnten glauben, daß ich nach diesen Erfahrungen den Prätensionen solcher Affen mich hingeben sollte? Mein Herz bebt vor Stolz und Abscheu, wenn ich mir nur denke, daß es dem Hirne eines solchen Thieres einfallen könnte, nach meinem Besitze zu streben. Der hatte keine Zähne mehr, Jener trug eine Perrücke, Der hinkt, Jener ist schief, Alle sind sie alt oder häßlich, plump oder verlebt und doch verließ mich heute nicht Einer, der nicht daran glaubte, er würde mich in kurzem erobert haben. Nicht Einer, der nicht willfährig seinen Gott, sein Vaterland, seine Familie, seine Studien aufgegeben hätte, um nur eine armselige Stunde meine ganze Liebe zu besitzen. Die Elenden! Das sind Männer! Aber lassen Sie uns dieses Sieges wegen nicht stolz werden; auch eine Andere, von weit schwächeren Gaben als ich, würde eben so Großes bewirkt haben!"

Die Baronin ging offenbar zu weit; sie war in einer so mächtigen Aufregung, die unmöglich der Augenblick in ihr hervorgerufen haben konnte. Sie dachte wahrscheinlich an frühere Verhältnisse, an die Treulosigkeit ihres Gatten. Dies zu ihrer Entschuldigung.

„Der Zauber lag in der Ueberraschung — im Ueberfall" — wollte Friederike bemerken. „Sie werden wol bald zur Vernunft zurückkehren" — sagte sie.

„Zur Vernunft zurückkehren! O, über die liebe Unbefangenheit!" rief die Baronin aus. „Ich wette vielmehr, daß in einigen Tagen mein Hôtel einem Narrenhause auf ein Haar gleichen wird. Sie werden sich wie fanatische Derwische geberden. Nachts werden die rührendsten Serenaden unter meinem Fenster erklingen; am Tage werde ich parfümirte Billete erhalten — Sie sollen sie alle zu Papillotten haben, Friederike!"

„Ja, ich bitte, sie mir zu geben, ich bin recht neugierig, sie zu lesen," sprach das Mädchen.

Der Abend war bereits vorgerückt und die Freundinnen trennten sich.

So ging's denn die ganze Woche fort, vollkommen, wie es die Baronin vorausgesagt hatte. Die armen Männer kamen immer mehr aus dem Gleichgewicht und wurden der Spielball der boshaftesten Laune. Der Kardinal würde der Verführerin zu Liebe sie zum Tanze aufgefordert haben; der Deutsche hätte seine zu Papier gebrachten diplomatischen Erfahrungen, die er einst herauszugeben gedachte, in den Tiber geworfen; der Russe würde seinen Leibeigenen die Freiheit geschenkt haben. Es war die umgekehrte Welt und dies Alles durch den Willen einer koketten Frau.

Nur Woltmann machte eine Ausnahme. Auch er war bei einigen dieser Abendgesellschaften zugegen, in denen die Baronin ihre gefährlichsten Minen legte; allein der junge deutsche Künstler blieb unempfindlich. Er bemerkte es nicht, denn er hatte nur Augen für Friederike, deren Glück überschwenglich war. Sie hatte das Bewußtsein, daß er sie wahrhaft liebte.

* * *

Acht Tage waren bereits verflossen, als eines Morgens Friederike sich zu ihrer gefährlichen Freundin begab, um von ihr, dem Versprechen zufolge, die Mittheilung der Liebesbriefchen zu erhalten. Die Baronin zeigte ihr etwa zwei Dutzend von verschiedener Größe und Farbe, die auf ihrer Toilette lagen. Kein einziges davon war erbrochen und Friederike machte sich nun mit großer Neugierde darüber her, ihren Inhalt kennen zu lernen. Vor Allem sah sie

aber nach der Unterschrift und als sie seinen Namen unter keinem fand, fühlte sie ihr Herz erhoben und erleichtert.

„Beste Baronin," rief sie freudig, „ein Juwel fehlt Ihrer Krone — Woltmann zieht nicht an Ihrem Siegeswagen — "

„Woltmann?" wiederholte langsam die Freundin: „Woltmann — ein Juwel? Immerhin! Doch Woltmann ist mein wahrer Freund — ich schätze ihn — ihn wollte ich nicht bei diesem Spiele compromittiren. Mit dem jungen Menschen war ich nicht kokett. Mein Betragen gegen ihn blieb unverändert und er merkte nicht das Geringste."

Dies gefiel Friederike nicht; sie ward nachdenkend und sagte leise, wie für sich:

„Ihn hat sie nicht auf die Probe stellen wollen und gerade ihn wollte ich kennen lernen — sein Herz nämlich."

Die Baronin heftete einen stechenden Blick auf ihre junge Freundin.

„Du liebst ihn also, armes Mädchen?" sprach sie gezogen.

Friederike warf sich statt aller Antwort an die Brust ihrer Freundin.

„Unglückliche Thörin," sprach diese, indem sie einen herzlichen Kuß auf die Stirne des Mädchens drückte. „Woltmann ist wie die Andern auch — es ist, als ob ich ihn schon auf die Probe gestellt hätte."

„Thun Sie es, ich flehe darum," rief Friederike; „es ist ein Dienst, den ich von Ihnen erheische."

„Sie werden ihn mir nicht danken, armes Kind," sagte mit großem Ernste die Baronin. „Es kann nur unser Verhältniß darunter leiden. Gelingt mir der Versuch, so werden Sie mich hassen, gelingt er nicht, so werden Sie mich verachten."

„Was für Gedanken machen Sie sich, theure Baronin!" sagte Friederike von Ungeduld getrieben.

„Ich kenne die Herzen der Männer, aber ebenso die Herzen der Frauen," fuhr die Baronin in ihrer ernsten Haltung fort. „Diejenige Person, die unsere Illusionen zerstört und die Irrthümer aufklärt, die uns lange befangen hielten, sehen wir gewöhnlich aus dem falschen Gesichtspunkte an; wir halten sie für unsern Feind."

„Und wenn ich Ihnen gestehe, daß das Glück meines Daseins davon abhängt — werden Sie mir meine Bitte dennoch verweigern?" rief Friederike in großer Unruhe.

„Dann — nicht mehr," sagte die Baronin nicht ohne Rührung, und sie küssend setzte sie mit Innigkeit hinzu: „Denn ich liebe Sie, wie meine Tochter."

„Noch eine Bitte — ich wünschte als unsichtbarer —" sie wagte nicht auszusprechen.

„Sie sollen unsere Unterredung vom Anfang bis zum Ende anhören. Verbergen Sie sich in eine der großen Fensternischen meines Kabinets; die seidenen Vorhänge verdecken Sie vollkommen."

„Und schon morgen?"

„Morgen, mein Kind!"

* * *

Es ist etwas Eigenes um einen jugendlichen Künstlercharakter. Woltmann glaubte Friederike zu lieben, allein die unübersteigliche Wand, die von den Verhältnissen zwischen Beiden gezogen wurde, brachte oft in ihm einen Kampf zuwege, den er nicht durchzukämpfen die Kraft hatte. Er fürchtete immer seinen Untergang am Ende desselben zu treffen und dies schreckte ihn ab. Er zog sich willig zurück,

noch ehe er seine Hülfsmittel erschöpft hatte. Eine reiche Gräfin und ein armer Künstler! Welch einen traurigen Roman hätte das wol abgegeben! Trotz dieser Einwürfe, die der besonnene Verstand den warmen Gefühlen der jungen Künstlerbrust machte, kehrte in ruhigen, einsamen Stunden der Gedanke an die Möglichkeit einer Verbindung fürs Leben immer mit erneuerter Stärke wieder. Er klagte sich deshalb im Stillen an — er mußte sich dann losreißen und allen Träumen entsagen. Er wollte Zerstreuung. Rom ist so reich an Schönheiten; der stets rege und wache Sinn des Malers darf nicht verlegen sein, im reichsten Anschauen derselben zu schwelgen. Das ist es auch, was dem Leben in der ewigen Stadt den so zarten, eigenthümlichen Reiz verleiht, den kein anderer aufzuwiegen vermag. Woltmann näherte sich einigen Römerinnen, die in vollster Jugend und Schönheit prangten. Sie fesselten ihn — aber Friederikens Bild blieb fort und fort mächtig in ihm — und ließ keine ernste Neigung aufkommen. Dies gab einer gewissen Unentschlossenheit Nahrung, die einen Zug seines Charakters ausmachte. Er liebte es, die Dinge an sich kommen zu lassen. Ein starker, äußerer Anstoß that ihm noth; irgend ein unvorhergesehener, befremdlicher Zufall konnte ihn sich selbst wiedergeben. Dies sah er ein, dies wünschte er; die Leiden des Herzens konnten nur so ihr Ende finden. Den Kranken erleichtert ja jede Veränderung seiner Lage.

Unter einem nichtssagenden Vorwande war die Einladung der Baronin an Woltmann erfolgt. Sie erwartete ihn in ihrem Boudoir. Dieses kleine Gemach der Damen hat stets etwas Geheimnißvolles, Trauliches. Bei dieser Gelegenheit war das Boudoir der Baronin von einem eigenen Zauber durchweht. Die schweren, rothen Vorhänge der Fenster waren zugezogen und verbreiteten das

wollüstigste Halbdunkel, das sich denken läßt, in dem die vielen, zierlichen und kunstvollen darin aufgehäuften Gegenstände in unbestimmten Umrissen verschwammen. Die gescheitesten Leute, und wenn sie selbst gute Bekannte wären, können eine Unterhaltung auf deutschem Grund und Boden, das heißt in deutscher Sprache, nicht anders als mit gewissen banalen Formalitäten beginnen. Dies war auch hier der Fall; allein als dieser Eingang vorüber war, stockte das Gespräch und die Baronin blickte nach dem Maler hin, so verlegen und halb zerstreut, als ob sie Etwas auf dem Herzen habe, dessen sie sich nicht entledigen könnte. Diese maskirte Koketterie machte auf den jungen Menschen keinen Eindruck und die Baronin empfand jetzt das Bizarre ihres Vorhabens und schämte sich fast der Rolle, die sie übernommen hatte. Ihre gewöhnliche Koketterie war eine durchaus unbefangene; jener angeborne Hang, zu gefallen, der selbst den naivsten Gemüthern eigenthümlich ist; ihre jetzige Stellung, einem jungen Menschen gegenüber, den sie schätzte, erfüllte sie daher mit einer Art von Entrüstung gegen sich selbst. Sie mußte sich's recht lebhaft ins Gedächtniß rufen, daß Der, welcher neben ihr saß, es nie bemerkt zu haben schien, welche Schönheit und Liebenswürdigkeit sie schmückte, daß es ihm nie in den Sinn gekommen war, ihr eine schmeichelhafte Aufmerksamkeit zu erzeigen, daß er nie den Wunsch gehegt, eine Gunstbezeigung von ihr zu erhalten; dies erregte die stolze Eitelkeit des Weibes in ihr, ihre kalte Besonnenheit kehrte wieder und sie beschloß den Angriff unbarmherzig zu wagen. Ueberdies war Friederike hinter dem Vorhang verborgen, das Spiel sollte im Ernste gelten, die Eigenliebe der Baronin war dabei engagirt.

Da wandte sich das anmuthvolle Weib mit einem schmachtenden Blick zu dem Künstler und mit einer Stimme, in

der ein Ton des zärtlichsten, schmeichelhaftesten Vorwurfs widerhallte, sprach sie:

„Warum kommen Sie nur immer Abends, lieber Freund? Sie wissen ja, daß ich für Sie auch am Morgen zu sprechen bin. Abends ist mein Salon der Tummelplatz von Leuten aus allen Ländern der Welt . . . . Vermeiden Sie es absichtlich, mir allein gegenüber zu sein? Bin ich so, daß man sich vor mir fürchtet?"

Eine allerliebste Grimasse folgte auf diese Worte.

„Mich fürchten?" wiederholte der junge Mensch schmeichelnd . . . . „Doch — vielleicht. Ein Künstler verzweifelt vor dem Meisterstücke der Schöpfung . . . es ist besser, es nicht zu betrachten, als sich durch den Anblick ganz entmuthigen zu lassen . . . ."

„Schmeichler! Ich habe keine Galanterie verlangt," sagte die Baronin, „sie nimmt sich in Ihrem Munde nicht gut aus."

Dabei blickte die Frau wieder so bestrickend nach Woltmann, daß dieser verwirrt und überrascht schien. Er hatte wirklich bei den Worten an keine besondere Beziehung gedacht, sondern nur etwas Artiges sagen wollen. Eine Pause trat jetzt ein — allein sie war beredt genug. Die Baronin hatte die Blicke gesenkt; ihr Busen wallte leicht, mit einer so züchtigen Anmuth, die zum Entzücken hinriß.

Woltmann war indeß kälterer Natur und beobachtete die Schöne mit großer Bedachtsamkeit. Sie ergriff seine Hand.

„Ich muß Ihnen wol recht sonderbar heute vorkommen," sagte sie . . . „und um Sie aufzuklären, muß ich mich zu einem kurzen Geständnisse entschließen. Hören Sie denn also. Ich bin müde dieses gemachten Wesens, dieser künstlichen Existenz, die die moderne Gesellschaft mir hier bereitet;

mein Herz sehnt sich nach Leben, nach Mitgefühl. Ich komme mir hier wie eine Schauspielerin vor, die eine Gastrolle gibt, aber nur eine Gastrolle zum Vortheil der Andern; ich habe nun endlich genug daran! Wie glücklich sind wir Frauen, wenn wir einen wahrhaften Freund besitzen, einen Freund, in dessen Busen wir unsere Klagen über die Kümmernisse dieser Welt ergießen können, über die Leiden, die sie spendet, ohne sie zu begreifen."

Hier zog die Baronin ihre Hand mit einem leichten Drucke aus Woltmann's Hand, der sie unbewußt ergriffen hatte; dann fuhr sie damit über ihre Augen, als ob sie eine Thräne daraus wischen wollte. Die berechendste, geübteste Kokette würde dieses schlagende Manoeuver nicht geschickter ausgeführt haben. Als sie die Hand von den Augen entfernte, hatte eine lebhafte Röthe ihre Wangen überflogen. Dies war die Röthe der Scham über die Rolle, die sie hier spielte; allein der Maler gab ihr eine andere Deutung. Er nahm sie für den Abglanz einer himmlischen Schamhaftigkeit. Seine Kälte wich nach und nach; obschon er diesem unerwarteten Entgegenkommen nicht entsprechen wollte, so fühlte er doch ein heftigeres Pulsiren in seinen Adern; die Nähe der eleganten, jungen Frau mußte diese Wirkung auf den Unverdorbenen ausüben.

„Ja, das entsetzlichste Ennui lastet mit bleiernem Gefieder auf mir — hier hatte ihr Ton eine Innigkeit, die keine Verstellung war, denn sie sprach aus der Fülle ihres Herzens — ich verschmachte unter diesem Einflusse. Ohne Wunsch, ohne Band, das mich an die Erde knüpft; mein Herz wird bald ausgeschlagen haben . . . . Ich flehe zum Himmel um ein neues Gefühl, das mich erfüllt, das mir auch zu denken gibt . . . . ich will ein festes Ziel für

meine Träumereien. Nein — ich bin noch zu jung, um jeder Hoffnung auf Lebensglück zu entsagen."

Woltmann beugte sich nach ihrem Sitze.

„Für die Jugend blüht der Liebe Glück," sagte er. „So lange man jung ist, kann dies Gefühl nie ersterben; es verjüngt sich stets und es grünt auf's neue im Menschenherzen, wie der Frühling in der Natur. Alle Blüten, aller Wohlduft erstehen auf's neue!"

Er ergriff die Hand der Baronin mit inniger Wärme.

„Wie glücklich wäre Der," setzte er hinzu, „der so viel leuchtende Glut in sich trüge, um alle trüben Wolken, die Sie umgeben, zu durchdringen und zu erhellen; um den düsteren Dunstkreis der Gleichgültigkeit zu zerstören und Ihr Leben wieder mit Schönheit und Licht zu verklären. Ach, warum bin ich das nicht im Stande! Doch, wenn Sie dem geringsten Stern, den Sie in Ihre Zaubernähe zu ziehen wußten, Vertrauen schenkten, so würde Ihr Schicksal sich vielleicht freundlicher gestalten. Ja, glauben Sie mir, wenn ich einigen Werth besitze, so erhält er erst in vertrauten Verhältnissen seine Geltung; die große Gesellschaft entkräftet meine Mittel; meine Blödigkeit ist mir überall im Wege. Würde es mir vergönnt sein, mit Ihnen allein, unbelauscht von Zeugen, in den geheimnißvollen Wundern der Kunst zu schwelgen, Ihnen Rafael's und Michel Angelo's Schönheit zu zeigen, die göttlichen Sammlungen Roms an Ihrer Seite zu durchstreifen, mit Ihnen die ewigen Meisterwerke der großen Dichter zu lesen, vielleicht würde ich schwacher Sterblicher die mir inwohnende Poesie auch auf Sie verbreiten, die Saiten der Begeisterung in Ihrer Brust mit erbeben lassen und Sie so der Lethargie entreißen, die Sie jetzt unglücklich macht."

Der Ausdruck, womit unser Maler diese Worte sagte,

ergriff auch die Baronin ein wenig; die schweren seidenen Vorhänge rauschten leise, wie vom Winde bewegt.

„Ich mit Ihnen die Dichter dieses Landes lesen?" sagte die Dame mit einem reizenden Lächeln, „etwa den schwärmerischen Petrark, oder den üppigen Ariost? Wo denken Sie hin? Das wäre in der That zu gefährlich."

Indem sie so sprach, beugte sie sich anmuthig zu dem jungen Menschen; ihr schöner Nacken war entblößt, eben so die Schultern. Woltmann fühlte sich von einem Schwindel ergriffen. Statt auf jene Zweifel zu antworten, berührte der Mund des Jünglings das Elfenbein des Halses, der ihm fast wie zum Küssen dargeboten wurde.

Diese etwas zu kühne Berührung scheuchte die Dame aus ihrer Vergessenheit auf; sie nahm ihre gewöhnliche strenge Miene an und rückte sich schnell von dem jungen Menschen, dem sie fast die Besinnnung geraubt hatte.

Mit einer exaltirten Bewegung sprang er auf und, die Worte vor sich hinmurmelnd, stürzte er wie aufgelöst zu ihren Füßen: „Vergebung — Sie haben mich berauscht!"

In diesem Augenblicke vernahm man ein leises Ach! und ein fallender Körper machte sich hinter dem Fenstervorhang bemerkbar. Woltmann sprang entsetzt in die Höhe und starrte nach der Seite, wo er den Seufzer vernommen hatte — und als ob ihm ein geheimnißvoller Zug des Herzens die Nähe der Geliebten verriethe, fragte er mit festem Tone: Was das bedeuten solle.

„Ich hörte nichts," sagte die Baronin in sichtbarer Verlegenheit, die sie vergebens zu verbergen bemüht war.

Aber die Vorhänge wurden am unteren Ende wie von der krampfhaft geschlossenen Hand eines am Boden Liegenden zusammengehalten.

„Wir wurden belauscht," rief Woltmann, „wer ist da?"

Und mit einem Sprunge war er nach den Vorhängen und riß sie auseinander. Da lag Friederike, die plötzlich wieder zu sich gekommen wär, wie flehend auf den Knien; als sie ihn aber erblickte, schlug sie, wieder besinnungslos, auf den Boden nieder. Er hob sie auf und trug sie zum Divan; dann nahm er der Baronin ein Riechfläschchen aus der Hand, um mit dessen Inhalt die Ohnmächtige zu beleben. Die Baronin half ihm dabei; aber Beide wechselten keine Sylbe.

Friederike erholte sich nach und nach, sie schlug die Augen auf und, Woltmann erblickend, wehrte sie ihn mit einer leisen Bewegung ab, in der sich jedoch der vollkommenste Abscheu kundgab. Der Baronin hatte sich eine mächtige Verwirrung bemeistert.

Woltmann wußte jetzt Alles.

„Ach — auch Er! Alle gleich!" hauchte leise Friederike. „O mein Gott!"

Woltmann hatte von der Verwandlung im Benehmen der Baronin schon sprechen gehört. La Cosa rara war in Aller Munde. Wurde sie früher nicht ohne Grund so genannt, so ward sie es jetzt mit noch größerem Rechte. Eine reiche, schöne, gebildete, unabhängige Dame, voll Ernst, Strenge, Sprödigkeit, mußte den sinnlich frohen Italienern Cosa rara sein; allein eine so plötzliche Verwandlung erschien als Cosa rarissima! Woltmann konnte dem Gerüchte nicht glauben; die Menschen, die eine solche Erfahrung an sich selbst gemacht zu haben vorgaben, waren als fad, eitel oder stolz bekannt und er wußte ja, wie leicht sie sich in trügerischen Hoffnungen wiegten. Nun aber erhielt er Licht mit einem Male. Er sah, daß hier nach einem großen Plane zu Werke gegangen wurde und daß er selbst zum Opfer desselben ausersehen gewesen war. Dies erschütterte ihn; er

haßte jede Unrechtlichkeit, jede List; anfänglich konnte er keine Worte seinem Gefühle finden, dann aber trat er der schönen Landsmännin fest entgegen und sagte mit Stolz:

„Ihre Schönheit ist eine Falle gewesen — unbefangene, sorglose Herzen, eitle Gecken, fade Tröpfe konnten Ihnen leicht zur Beute werden! Ihre Schuld wiegt schwerer als Treubruch oder Meineid, die Sie dadurch zu veranlassen vermochten. Ein Rausch, ein Hingerissenwerden läßt sich entschuldigen; die kalte Berechnung nur allein ist verdammenswerth. Die Gewissensbisse sühnen den Fehltritt der Herzen, allein nicht vermögen sie Gefühle wieder zu erheben, die der tödtliche Zweifel mit seinem austrocknenden Hauche berührt und durchzogen hat. Sie haben mich von einem Wege abgelenkt, den ich fast, ohne es zu wissen, betreten und der mich vielleicht zum Glücke geleitet hätte — jetzt darf ich nur mit Trauer daran denken. Ich werde ein zurückgezogenes Leben fortan führen, ein Leben der Entsagung; allein ich beneide nicht den Glanz des Ihrigen, das nur der Verstellung und Heuchelei geweiht ist —“

Die Baronin bewegte die Hand, gleich einer beleidigten Göttin. Aber Woltmann fuhr in demselben Tone fort:

„Leben Sie wohl! Meine Vorwürfe schneiden mir selbst in die Seele. Ich fühle, daß es mir nicht zukommt, sie Ihnen zu machen. O, mögen Sie nie bei dem Wagstücke verlieren, das Sie so leichtsinnig eingegangen sind! Mögen Sie nie die Bitterkeit selbst empfinden, die Sie Andern lächelnd bereiten konnten, jenen armen Herzen, die sich um ihr Glück durch jenes Wagstück gebracht sehen —“

Er konnte nicht weiter sprechen, weil Rührung ihn übermannt hatte; mit einem Blicke nach Friederike, in dem sich der tiefste Schmerz ausdrückte, verließ er das Zimmer. Draußen wurde er plötzlich ruhiger; er hatte das Bewußt-

sein, daß das Mädchen ihn liebe; allein ob er ihr Herz nicht für ewig verloren hatte, das war's, was ihn bekümmerte.

„Sie sehen, liebes Kind, bestätigt, was ich Ihnen voraussagte," sprach die Baronin, als sie mit Friederike sich wieder allein sah. „Jetzt ist er mein Feind, der Einzige von Allen, den ich wahrhaft schätzte."

„Ich bin unglücklicher," erwiderte das Mädchen, „Sie verlieren nur einen Freund."

„Wir Beide hatten unrecht," nahm nach einer Pause die Baronin das Wort. „Man sollte nie weder Freundschaft noch Liebe auf die Probe stellen wollen. Dies sind gar holde Täuschungen, die man wohlweislich bis ans Lebensende sich zu erhalten suchen muß."

„Also Alles doch nur Täuschung auf Erden? Wo ist Wahrheit — Wirklichkeit?" rief Friederike aus tiefer Brust und indem sie den schönen Kopf auf den Busen der Baronin langsam senkte, strömten ihre Thränen reichlich darauf nieder.

* * *

Während sich diese Intrigue in dem Palazzo bei S. Pantaleone auf so betrübliche Weise abspann, war in Rom ein Mann erschienen, der viel von sich sprechen machte und bald die ganze Gesellschaft in hohem Grade auf die seltsamste Weise in Anspruch nahm. Es war, als wenn diesen Winter die deutsche Farbe vorherrschen sollte. Denn außerdem, daß schon La Cosa rara, die deutsche Baronin, das Wunder aller Welt geworden war, kam jetzt noch ein junger Mann aus Neapel, ebenfalls von deutscher Abkunft, hinzu, dem die Sage eine ganz absonderliche, geheimnißvolle Kraft anheften

wollte. Sie sollte in der Gabe „des bösen Auges" bestehen, dem Alles zum Opfer fiel, was sein Blick, wenn auch nur vorübergehend, traf.

Wer jemals in Neapel war, kennt diesen Aberglauben, der tief im untersten Volke wurzelt und sich bis zu den Höhen der Gesellschaft ausdehnt. Geht Einer, der in solchem Rufe steht, vorüber, so reißen die Mütter die Kinder von der Straße und verbergen sie ängstlich an ihrem Busen, oder tragen sie in das Innere der Häuser, damit das verhängnißvolle Auge sie nicht berühre; sie treiben ihr Vieh, ihre Hausthiere fort, wenn das böse Auge vorübergeht; selbst leblose Sachen entziehen sie schnell dem verderbenden Einflusse, wohlüberzeugt, daß Alles demselben unterliegen müsse, es sei lebend oder leblos. Daher werden in allen Läden und auf allen Plätzen in Neapel die kleinen Talismane feil geboten, die den Zauber entkräften können, jene Händchen von Korallen oder Elfenbein, mit den ausgestreckten Fingern, die dem Blicke entgegengehalten werden, um ihn von den geliebten Gegenständen abzulenken. Fast jeder Neapolitaner trägt auch diesen Talisman um den Hals, wie wir unsere Augengläser. Ohne diese Vorkehrung ist die Wirkung des bösen Auges offenbar vernichtend. Ein Fahrzeug, auf dem es sich befindet, läuft Gefahr, bei ruhiger See zu stranden; ein Sänger, den es während des Singens betrachtet, kann sogleich falsch singen oder wol gar die Stimme verlieren; ein Lustre in einem Ballsaal, auf dem es den Blick ruhen läßt, fällt alsbald klirrend zu Boden; gesunde Menschen erkranken, Kinder fallen nieder, kurz Alles leidet darunter. Nach allen Berichten sollte der junge deutsche Ankömmling von sehr einnehmendem Wesen sein und vor Allem ein schönes Auge haben, dem man die geheimnißvolle Eigenschaft durchaus nicht ansehen konnte.

Das ist eben das Gefährliche bei der Sache, daß sie sich durch nichts verräth und erst in ihren furchtbaren Wirkungen sich äußert. Nur besondere Kenner sind im Stande, das böse Auge an gewissen nur leichten Merkmalen zu entdecken. Etwas Festes, Durchdringendes, Stechendes im Blicke, wenn man ihm nicht eben so fest begegnet, ist das Erste. Findet aber dies statt, so schlägt sich das böse Auge schnell zu Boden oder schweift unstät seitwärts. Ebenso ist die blaßblaue Farbe des Augapfels, wenn die Wimper lang und dunkel ihn beschattet, ein Kennzeichen; auch die schiefgezogenen Brauen, die sich über der Nase vereinigen, sollen eines sein. Der junge Mann war nach norddeutscher Art blond, schlank; sein Auge war blaßblau, Wimper und Braue etwas dunkeler als das Haupthaar. Man hätte ihn ohne die ihm voraneilenden Schreckensberichte schön gefunden und seine Bekanntschaft zu machen gewünscht; jetzt floh ihn die Gesellschaft wie einen Dämon. Weder Jugend, Schönheit, Reichthum, Familie und Rang, nichts vermochte den Aberglauben zu beschwichtigen. Er lebte einsam, hintan; wo er ging und stand, bildete sich eine alsbald von Allen verlassene Oede um ihn; nichts war im Stande, dieses Loos zu beschwören. Er sehnte sich nach Liebe, nach einem einzigen Wesen, das ihm vertraute, vergebens! Keine, selbst die Leichtfertigste, wollte der augenscheinlichen Gefahr in seiner Nähe Trotz bieten. Es war zum Verzweifeln! Sein Leben ohne Liebe zu verbringen, war dem armen deutschen Grafen entsetzlich; dies sagte man sich von ihm und bedauerte ihn mit hülflosem Mitleide. Der junge Fremde war, wie man leicht denken kann, der Gegenstand aller und jeder Unterhaltung.

Die Baronin, die überall eine gewisse Vorliebe zum Bizarren an den Tag legte, war nicht die Letzte, sich um

das Schicksal ihres neuangekommenen, unglücklichen Landsmannes zu bekümmern. Ihre Neugier, ihn kennen zu lernen, wuchs mit jedem Tage. Der Jettatore, wie man in Neapel die mit dem bösen Auge begabten Menschen nennt, erschien ihr als eine wünschenswerthe, mysteriöse Bekanntschaft. Sie hatte schon einige Mal das Gespräch auf ihn gelenkt, wenn sie mit Friederike allein war; das arme Mädchen war aber so sehr von einer schmerzlichen Erinnerung erfüllt, daß es nur mit halbem Ohre auf Das achtete, was sich nicht unmittelbar auf diese bezog. Woltmann zeigte sich ihr nicht mehr. Er war wie aus der Welt verschwunden; wenn sie oder die Baronin eine scheue Frage nach seinem Befinden an einen Bekannten richtete, so hieß es: „er arbeite an einem großen Bilde und verlasse nur selten, fast nie die Werkstätte." Einige Einladungen der Baronin waren von ihm nicht angenommen worden.

Friederike trug ihn noch immer im Herzen; mit der liebenden Frauen eigenen Großmuth hatte sie ihm längst verziehen und ihre Empfindlichkeit nur auf die Freundin übertragen, die sich doch nur zu der von ihr so sehnlich gewünschten Probe verstanden hatte. Die Baronin hatte das wohl vorausgesehen!

Im Anfange machte die Abwesenheit Woltmann's in den gewohnten Kreisen allerdings eine fühlbare Lücke; bald aber merkte man sie nicht mehr und der Lauf der Dinge wurde dadurch nicht gestört. Die Baronin hatte ihn nie geliebt und konnte sich daher über sein Schmollen leicht hinwegsetzen. Vor Allem ließ sie sich's angelegen sein, ihren Salon wieder in Ordnung zu bringen und die durch ihr Experiment etwas derangirten Köpfe in ihren Normalstand zurückzuversetzen. Ein Jeder wurde mit einiger Strenge dahin gebracht, alle vagen Hoffnungen aufzugeben und sich zu bescheiden.

Die armen Leute glaubten geträumt zu haben und fragten einander: wie es möglich sein konnte, daß sie sich mit solchen Dingen geschmeichelt? Seine Eminenz that Buße, der Engländer betrank sich, die Römer lachten, nur der deutsche Diplomat konnte sich nicht so leicht zufrieden geben. „Da steckt etwas Anderes dahinter, das müssen wir zu ergründen suchen," sagte er, „das Weib hat den Teufel im Leibe." Und er selbst trug die Geschichte in angeborner Schwatzhaftigkeit weit und breit umher und machte Zusätze von eigener Erfindung, sodaß das Ganze ihm als Erzähler allerdings einige Ehre machte, wenn er gleich als Hausfreund der Baronin durch diese Klatschhaftigkeit und Lügensucht nicht im besten Lichte erschien.

Gleich als ob die geistreiche Frau dem geschwätzigen Manne den Stoff erweitern wollte, hörte sie fast gar nicht mehr auf, von ihrem Landsmanne mit dem bösen Auge zu sprechen, dessen Gleichgültigkeit sie erzürnte. Sie hatte nämlich mehrmals geäußert, daß sie den Aberglauben der Italiener keineswegs theile und es daher gern sehen würde, den Jettatore bei sich zu erblicken; dieser aber hatte sich nicht einmal vorstellen lassen. War sie ihm auf dem Corso begegnet, so blickte er nicht nach ihr hin; alles Dies war sie geneigt, einer Rache Woltmann's zuzuschreiben, der vielleicht den deutschen Grafen gegen sie eingenommen haben konnte, da man sie mehrmals mit einander gesehen hatte. Und würde man Woltmann wol ein Verbrechen daraus haben machen können, wenn er seinem jungen Freunde die Warnung zugerufen hätte: daß das Auge einer Kokette gefährlicher sei, als das eines Jettatore? Der Baronin Verlangen, den Fremden kennen zu lernen, wurde jedoch durch diese Vermuthungen und Voraussetzungen nur genährt. Sie

besuchte die Orte mit Vorliebe, wo sie seine Anwesenheit voraussetzte; der kühle Abend fand sie auf der Passeggiata des Monte Pincio, in den Boskets irgend einer abgelegenen Villa, wo ihre Späher den Fremden zuweilen gesehen; allein nie war sie so glücklich, ihn zu sehen. Wie ein Schattenbild, das sie nie erreichen konnte, schwebte er ihr in einiger Entfernung dann und wann vorüber. Die Sehnsucht der lebhaften Frau wurde dadurch nur mehr und mehr gesteigert.

In dieser Lage überraschte sie ein Schreiben von unbekannter Hand, dessen Inhalt sie in freudiges Erstaunen versetzte. Sie überlas es mehre Male; es war eine Erklärung, eine holde, gefühlvolle Erklärung des Unbekannten selbst, folgenden Inhalts:

„Der unglückliche Jettatore weiß zu gut, welche Gefahr sein Umgang bringen kann, als daß er es über sich gewinnen könnte, eine Frau zu sehen, sich ihr zu nähern, für die er die zärtlichste Sympathie empfindet. Er ist zu fest von seinem grausamen Schicksale überzeugt, als daß er es gewagt hätte, sie der gefährlichen Wirkung seines Auges preiszugeben. Es schmettert ihn nieder, daß der Ausbruch seiner Zärtlichkeit dem Gegenstande derselben das unabwendbarste Verderben bringen könnte. Deshalb sein beständiges Fliehen vor ihr, deren Annäherung ihn so hoch beglücken würde. Nie wird er sie kennen lernen, nie — allein desto mehr drängt es ihn, seine Gefühle vor ihr auszuschütten. Dies allein kann ihm Trost gewähren; vielleicht erzeugt sich ein Schimmer von Mitleid in ihrem Herzen — eine Gabe des Himmels, die er ach! bis jetzt vergebens von den Menschen erflehte. Sollte eine sich verzehrende, so unglückliche und ehrerbietige Zuneigung sie nicht rühren? . . . .“

In diesem Tone ging es fort; das Schreiben war lang .... „ein kleines Manuscript" .... wie Heine sagt .... vier Seiten waren es und eng beschrieben. Allein die Baronin las sie dennoch und, als sie damit zu Ende war, überflog sie sie nochmals. Nachdem sie sich von ihrem freudigen Erstaunen erholt hatte, trat der Zustand ihrer Seele ein, den der Graf mit den unseligen Augen vorhergesehen hatte: sie empfand Mitleid mit dem Armen; sie fühlte sich bis in's innerste Herz gerührt. Diese Zeilen wurden nicht gleichgültig oder verächtlich ins Feuer geworfen, wie es das gewöhnliche Loos von dergleichen Zusendungen war — nein! sondern sie schloß sie in eine der wohlduftenden Schubladen ihres Schreibtisches ein, als das erste Kapitel eines Romans, der ihr interessant zu werden versprach.

Als sie Abends Friederike zu sich eintreten sah, war sie heiter, doch in sich gekehrt. Sie hatte den Befehl ertheilt, Niemanden vorzulassen, selbst die Intimen nicht.

„Unser armer Landsmann," sagte sie, „nimmt sein Unglück als Wirklichkeit; die Neapolitaner und Römer haben ihn richtig mit ihrem Aberglauben angesteckt. Welche Einbildung! Graf P... aus Dresden, von gutem, altem Adel und trefflicher Leute Kind, hält sich wirklich für so einen unglücklichen Jettatore! Was sagen Sie dazu, Liebchen? Ich würde es gern über mich nehmen, ihn von dieser Monomanie zu kuriren, wenn sich mir die Gelegenheit darböte."

„Werden Sie sein Arzt," sprach schwermüthig lächelnd Friederike.

„Nimmermehr!" versetzte die Baronin. „Wenn er mir nicht Erörterungen von sehr delikater Natur gemacht hätte, so würde ich das Wagstück unternommen haben — jetzt ist's nicht mehr möglich."

„Soeben reitet er vorbei," rief Friederike.

Die Baronin fuhr elektrisch zusammen, dann ging sie zum Fenster. Der Jettatore jagte unten auf einem schwarzen Pferde vorüber. Der dunkelnde Abend, die hohen, grauen Paläste — die Erscheinung hatte in der That etwas Geheimnißvolles. Friederike starrte neben der Baronin hinab; aber nicht dem Grafen nach, sondern ihre Blicke fest auf Woltmann gerichtet, den sie in den Mantel gehüllt unter einem nahen Portale stehen sah. Noch denselben Abend erhielt die Baronin beim Entkleiden ein zweites Billet von derselben Hand. Der Jettatore sagte darin, daß er heute so glücklich gewesen war, im Zurückblicken von seinem Pferde dem Auge seiner Göttin zu begegnen, daß er aber gleich davon gesprengt sei, um dem Zauberbanne zu entkommen. Nur ein Blick des Mitgefühls, der Gegenliebe könnte das Unglück beschwören, allein dieses dürfe er ja nie erhoffen. Daher würde er auch sein Auge niemals auf der Baronin ruhen lassen, ohne einen durchsichtigen Gegenstand zwischen seinen und den ihrigen anzubringen, damit die schädliche Wirkung dadurch vereitelt werde u. s. w.

Diesmal warf die Baronin das Schreiben voll Unwillen auf den Tisch.

„Mein Gott!" rief sie aus, „der arme Mensch! er ist wahrhaftig toll — sie haben ihn mit ihrem Wahnsinn angesteckt. So jung und so hübsch! Er dauert mich doch recht."

Sie legte sich halb unwillig, halb betrübt nieder; konnte aber nicht einschlafen.

* * *

Es war im Carneval, der Zauberwelt des römischen Lebens. Die Baronin wollte nicht zurückbleiben und gab einen glänzenden Ball, ein Maskenfest, das die ganze römische Gesellschaft in ihrem Palaste vereinigte. Die Säle standen allen jenen Masken offen, die in ihrem Aeußern Bildung und Anstand kundgaben. Der deutsche Graf mit dem unheilvollen Blicke erhielt eine Einladung. Mit nicht geringer Beklemmung erwartete sie die Antwort darauf. Wird er es ablehnen? dachte sie. Der tolle Abend entsprach so wenig ihrer persönlichen Neigung; den Grafen endlich einmal bei sich zu sehen, war das einzige Interessante, was sie sich davon versprach.

Die Antwort kam.

Er würde erscheinen — lautete sie — doch wolle er aus Vorsorge eine Larve mit Glasaugen vorbinden, um den bösen Einfluß zu schwächen. „Er ist unheilbar, der arme Graf!" rief sie böse, dennoch hoffte sie, daß es ihrer Ueberredungskunst gelingen werde, seinen Aberglauben zu zerstören.

Der Abend war schön. Mondschein ergoß sich in den Straßen, die von Masken aller Art belebt waren, die sich in wogenden Schwärmen dem Corso, als dem Mittelpunkte aller Lust und Freudigkeit, zuwälzten. Vor den Palästen fuhren die Kutschen auf. Bei S. Pantaleone glühten rothe Feuerbecken und warfen eine trübe Helle, nur dann und wann durch Flackern erhöht, in die dicken Rauchwolken, die sich zum Abendhimmel erhoben und die glänzenden Sterne verhüllten. Durch die farbigen Vorhänge strömte ein glänzenderes Licht auf die Straße; Töne schallten herunter, das Volk umstand die Säulen des Portals und wich nur langsam vor dem Zuruf der Kutscher und den zurückdrängenden Bedienten. Zwischen Blumen, Spiegeln und Lichtern, durch

glänzende Livréen, an beiden Seiten der majestätischen Treppe aufgestellt, zogen graziöse und geschmackvoll gekleidete Masken zu den Sälen hinauf, um das Fest der weltberühmten Cosa rara zu beleben und die seltene Fremde in der Nähe zu sehen. Allein Alles, was sich um sie her begab und zutrug, Alles, was sie selbst, wie durch einen Zauberschlag, um sich versammelt hatte, war nicht im Stande, mehr als einen gleichgültigen Blick ihr zu entlocken. Stets war es dieselbe Theilnahmlosigkeit und die Römer stimmten in den alten Refrain ein: „Wie? so reich, so schön und so unabhängig und doch so gleichgültig für die Freuden des Lebens! Cosa rara!"

Die Baronin wurde aber dennoch, trotz dieser anscheinenden, theilnahmlosen Ruhe, von einem innern Feuer durchglüht; eine Ungeduld ohne Gleichen durchströmte sie; ihr Blick durchdrang unaufhaltsam den bunten Schwarm und suchte die Maske mit den Glasaugen — allein immer noch vergebens. Da tönt verworrenes Geräusch vom Eingange, ein wunderbares Bewegen hin und her macht sich bemerkbar, eine ängstliche Befangenheit drückt sich darin aus. Ein dumpfes Murmeln, dazwischen der Ausruf: il Jettatore! Man drängt zur Thüre, man geht, die Säle werden im Augenblicke leerer; die Aenstlichen entfernen sich, weil sie eine Berührung mit dem Furchtbaren vermeiden wollen. Die Vorsicht, welche die soeben eingetretene Maske gebraucht hatte, ihr Auge mit einem eigenthümlichen Apparat zu verdecken, ließ sogleich dem Argwohn Raum, daß dies der fremde Graf sei, und der Aberglaube fand darin neue Nahrung.

Der deutsche Diplomat näherte sich mit schelmisch sein sollendem Lächeln der Baronin und sagte mit der ihm eige-

nen Salbung die geflügelten Worte: „Einem Weibe mag ein Mann mit schönen Augen gefährlicher sein, als solch ein Mal'Occhio — nicht wahr?"

Und dazu blinzelte er mit den häßlichsten Augen von der Welt. Allein die Baronin erröthete schnell bis unter die Augen.

„Warum erröthet sie wol?" sagte hierauf der Diplomat zu einem jungen Römer und that sich auf sich selbst etwas zu Gute.

„Man muß eine Dame nie verlegen machen," sprach dieser ernst in angeborenem Zartgefühle.

„Wohl Dem, der's kann," lachte der plumpe Deutsche zurück und lief seitwärts.

Nachdem der Rumor sich wieder gelegt und der Fremde mit den Glasaugen verschiedene Säle durchstreift hatte, näherte er sich der Baronin.

„Ich bin gekommen, wie Sie sehen!" sagte er leise. „So — wird's keine Gefahr haben, wie ich hoffe."

„Welch ein toller Wahn!" sprach sie vor sich hin.

„Sie haben recht — weil ich Sie liebe."

Sie blickte ihn lange an.

„Folgen Sie mir auf die Terrasse," sagte sie, „ich will mit Ihnen allein plaudern."

Sie mischte sich nach diesen Worten ins Gedränge und der allgemeine Strudel drängte sie zur Thüre, die in den Garten führte.

Hier war es stille; einzelne Paare schlüpften durch die immergrünen Taxusbüsche, der Springquell plätscherte, der Mond schwamm in Roms klarem Nachthimmel, fernher tönte der Jubel der Menge in den Straßen, näher rauschte die Musik des Balls; es war eine jener so oft schon beschriebe-

nen, unbeschreiblichen Scenerien, eine römische Zaubernacht in ihrem vollsten Glanze.

Beim Hinaustreten auf die Terrasse sah sich die Baronin um, ob der Jettatore ihr folge. Er war bei Friederike stehen geblieben, die ihm mit verlegener Miene zuzuhören schien. Die Baronin blieb in ihrer Stellung, bis daß er sich zum Weitergehen anschickte, dann trat sie hinaus. Er folgte ihr alsbald. Sie schritt vor, um einen Ort zu erreichen, der sie den Spähern entzog, die vielleicht ihre Entfernung bemerkt haben konnten; ihr Begleiter ging stumm wenige Schritte hinter ihr. Die Baronin setzte sich.

Ein Wink gab ihm das Zeichen, neben ihr Platz zu nehmen.

„Wie ist es möglich," fing sie an, „daß ein Deutscher, der in dem lichten, freundlichen Dresden geboren ist, dem finstern Aberglauben dieser Italiener zum Opfer werden kann? Ihr Vater, Ihr Großvater, waren bekannte, geehrte Offiziere — Ihre Mutter — eine gute Freundin der meinigen — hatte ein sehr schönes, mildes Auge, dem Niemand etwas Arges zutraute, das allen Menschen freundlich lächelte und sich voll Andacht zu seinem Schöpfer erhob. Ist es nicht heidnisch, an so trübe Greuel zu glauben? Ich habe es für meine Pflicht gehalten, mit Ihnen einmal darüber so recht von Herzen, nach guter deutscher Art zu sprechen. Lassen Sie sich nicht bethören — der Wahn raubt Ihnen noch alles Lebensglück! Kehren Sie ins Vaterland zurück — auch ich stehe auf dem Punkte, es zu thun. Italien, trotz seiner Reize, vermag uns nicht für Alles zu entschädigen, was wir in der Heimat zurück ließen. Mein Gott! so legen Sie doch die Maske ab und blicken Sie mir ins Auge, ich fürchte mich nicht,

und Sie werden sehen, ich werde Ihren Blick ertragen können.“

Sie hatte während dieser herzlich gesprochenen Worte seine Hand ergriffen, die er wie aus Dankbarkeit selbstvergessen zu seinen Lippen führte; dann erwiederte er mit Wärme:

„Wohl nannten Sie meine gute Mutter, doch meiner Großmutter erwähnten Sie nicht. Sie war aus italienischem Geschlechte, aus jenem Stamme der della Torre, von denen auch unsere deutschen Grafen und Fürsten von Thurn abstammen. Dieser Abstammung verdanke ich nun aber meine entsetzliche Gabe, die ich leider durch keine Vernunftgründe mir wegphilosophiren kann. Ja, viele Ereignisse haben mich von der unglücklichen Wahrheit überführt. Meine Verwandten mütterlichen Seits leiden Alle mehr oder weniger an diesem Fluche. Doch auch eine köstliche Sage geht in unserer Familie. Es ist der einzige Hoffnungsstral, der uns, wenn gleich nur schwach, leuchtet. Man sagt nämlich, daß wenn es einem mit dem Fluche Begabten gelingen würde, einer Dame Liebe einzuflößen, die um das schreckliche Geheimniß weiß — und dennoch —“

„Aber das sind ja greuliche Märchen! Die Erlösung einer Zauberoper!“ rief hier die Baronin mit unwilliger Geberde und spöttischem Lächeln zugleich. „Sie setzen die Verstellung fort, statt sich zu demaskiren. Oder halten Sie mich für ein Kind?“

„Nein, bei Gott! es ist Wahrheit! Sie müssen es fühlen in diesem Augenblicke. Lassen Sie mich es zu Ihren Füßen aussprechen — ja — Sie sind das Weib, durch das ich gerettet zu sein wünsche!“

Bei diesen Worten war er aufgesprungen und hatte sich

leidenschaftlich der Baronin zu Füßen geworfen; sie war so in Gedanken verloren, daß sie seine veränderte Stellung kaum wahrzunehmen schien; eben so wenig bemerkte sie das Rauschen eines langen Gewandes auf dem Sande des Weges und den Schatten, den ein unferner Körper darauf hinwarf. Ihre Pulse klopften von einer mächtigen Bewegung getrieben. Die glühenden Worte des Grafen verwirrten sie auf eine Weise, wie sie es noch im Leben nicht gewesen war. Und was war es denn eigentlich, was diese Wirkung auf sie hervorbrachte? Man bat sie darum, daß ein milder, liebender, vertrauenvoller Blick von ihr sich in einem Auge spiegele und das Gift daraus entferne, es gleichsam verflüchtige, das die Natur hineingelegt hatte. Es war ein Wahnsinn — gewiß! Hier aber galt es Wahnsinn zu heilen und ihr sollte dazu die Macht verliehen sein. Diese Gedanken flogen wie Pfeile der Baronin durch den Kopf und erst nach einiger Zeit war sie im Stande, sich wiederzufinden, und da sah sie denn, daß ein Mann auf den Knien vor ihr lag und ihre Hände mit Inbrunst in den seinigen hielt.

Sie trat erschreckt einen Schritt zurück.

„Stehen Sie auf, um des Himmels willen! Man kann uns aus dem Ballsaal beobachten — stehen Sie auf!" rief sie.

„Nicht eher, als bis Sie mir Verzeihung meines Ungestüms versprechen."

„Verzeihung? Aber — was soll ich Ihnen denn verzeihen? — O, ich bitte — stehen Sie auf."

„Darf ich Ihnen meine Neigung widmen? Darf ich hoffen, einst die Ihrige zu gewinnen?"

„Ich kann Ihnen jetzt — hier — keine Antwort darauf geben.“

„Wolan — so kann ich hier vor Ihren Augen sterben! Das Leben ist mir zur Last — wenn das einzige Wesen der ganzen Schöpfung, das mich von meinem Fluche befreien könnte, sich dessen weigert — wenn ich stets meinem finsteren Geschicke verfallen bleiben soll — so sei der Kampf zu Ende — ich leiste keinen Widerstand mehr — ich gebe mich selbst auf. Ich führe ein Waffe bei mir, die mich nicht im Stiche lassen wird!“

Er zog einen Dolch halb aus der Scheide, indem er dies sagte.

Die Baronin hatte indeß, innerlich kämpfend, wie in Verzweiflung dagestanden. Ihr Auge heftete sich immer fester auf die Maske, ihr Herz strömte in ihren Blick und mit dem Ausdruck der zärtlichsten Theilnahme rief sie plötzlich:

„Halten Sie ein, Unseliger!“

Dann, ihm die Hand festhaltend und versichert, daß er seinen entsetzlichen Vorsatz nicht ausführen werde, setzte sie schmachtender hinzu:

„Was thun Sie — Graf? Und fühlen Sie denn nicht, daß ich Sie lieben muß, da ich Sie hier, an diesem Platze, so ruhig und theilnehmend anhörte?“

Die Maske ließ den Dolch noch nicht fahren und schwieg.

„Aber was wollen Sie denn noch?“ rief ängstlich die Baronin sich vergessend.

„Was ich will?“ fiel ihr hier die Maske mit dem Glasauge schnell ins Wort, indem sein Ton plötzlich herber und lauter wurde: „nichts — gnädige Frau, als diesen Dolch ruhig in seiner Scheide lassen. Es fällt mir nicht ein, mich

in Wahrheit todtstechen zu wollen. Es sollte ein Lustspiel, kein Trauerspiel werden, Frau Baronin!"

Er riß die Maske vom Gesichte; es war Woltmann. Die Baronin war vernichtet; war ihr auch der Zusammenhang noch nicht klar, so überschaute sie doch sogleich ihre Lage.

„Treten Sie näher, gnädige Gräfin," rief er, indem er einen zitternden Schatten aus dem Dunkel der Gebüsche näher führte. Es war Friederike, der er sich früher zu erkennen gegeben hatte, ohne jedoch ihr etwas von seinem Plane zu sagen. „Kommen Sie," setzte er hinzu, als die Schüchterne da stand und nicht die Augen aufzuschlagen wagte; „kommen Sie, Ihre schöne Freundin zu ihrem Siege zu beglückwünschen. Wahrlich, sie hat es dargethan, daß sie unter allen Frauen es verdient, die Männer zu verachten! Wie hoch steht sie nicht über uns! Ihr Kopf ist besser organisirt, wie der unserige, darum konnte sie stets mit kaltem Herzen aller Verführungen spotten."

Die Baronin empfand Verdruß, Verwirrung, Schmach, Haß, die verschiedensten Regungen erfüllten sie; allein sie besaß zu viel Verstand, um nicht wenigstens vor dem Lächerlichen sich zu retten. Sie unterdrückte alle andern Gefühle und suchte eine ruhige Herrschaft über sich zu gewinnen.

Woltmann verbeugte sich und wollte gehen, da ergriff sie ihn beim Arm und sagte mit schmerzhaftem Lächeln:

„Ich habe diese bittere Lehre verdient, mein Herr, Sie haben Ihr Spiel gewonnen und wir sind nun quitt. Lassen Sie uns gute Freunde bleiben; wir wollen fortan unsere wechselseitigen Schwächen mit duldsamerem Auge betrachten. Reichen Sie mir die Hand — es sei Friede zwischen uns!"

„Gnädige Frau," erwiderte Woltmann sehr ernst, „es

gibt Dinge im Leben, die weder zu vergessen, noch zu verzeihen sind. Von Freundschaft kann zwischen uns die Rede nicht mehr sein. Das Andenken an diese doppelte Mystifikation wird uns nie entschwinden. Wir dürfen uns nicht wiedersehen. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

Mit vorgehaltener Maske entfernte er sich schnell. Die Baronin war auf eine Bank gesunken, Friederike war neben ihr stehengeblieben; sie hätte sich entschuldigen mögen; sie wollte sagen, daß sie selbst nichts von Dem gewußt hatte, was Woltman im Sinne gehabt habe, allein sie fühlte, daß hier jede Erörterung die Wunde tiefer aufreißen müsse, und schwieg. Eine mehrmals wiederholte abwehrende Bewegung der Baronin sagte ihr endlich, daß sie allein zu bleiben wünsche. Die Hand über die Augen deckend, ließ die Baronin jetzt Alles noch einmal an ihren innern Blicken vorüberziehen. Sie sah, wie lange schon ein boshafter Verstand sie zum Gegenstand der Verspottung erwählt hatte; sie dachte mit Abscheu an die Briefe, die sie vom bösen Auge erhalten zu haben geglaubt. Alles, was bis dahin sie noch in der großen Welt gebannt hielt, war jetzt verschwunden. Sie sah nunmehr ein, gedemüthigt wie sie war, daß Niemand sich vor den Angriffen der Liebe sicher wähnen darf, vor jenen Angriffen, die so plötzlich kommen und den unbewachten Augenblick überraschen. Nur eine wahrhafte, das heißt eine von beiden Seiten eingestandene, glühende Leidenschaft ist im Stande, davor zu beschützen.

Friederike überredete ihren Vater, Rom nach dem Carneval zu verlassen, um den göttlichen Frühling am Golf von Neapel zu verleben. Woltmann folgte ihr dahin. Auch die Baronin dachte daran, eine Reise zu machen. Sie wollte gleich Esther Stanhope den Orient besuchen und dort Be-

kanntschaft mit den Scheikhs der Wüste anknüpfen. Aber eine furchtbare Katastrophe kam der Ausführung dieses Entschlusses zuvor.

Sie war eines Abends auf dem Tiber spazieren gefahren; die Gondel schlug um und sie ertrank in demselben Momente, als der deutsche Graf mit dem bösen Blicke am Ufer vorüberritt. Sie wurde todt aus dem Wasser gezogen.

Friederike weinte ihr aufrichtige Thränen nach. Auf der Rückreise nach Deutschland, als sie mit ihrem Vater wieder nach Rom kam, bat sie ihn, ihre Wohnung in dem Palaste bei St. Pantaleone zu nehmen, um der unglücklichen Freundin ungestört in Wehmuth zu gedenken. Hier ward Woltmann ihr beständiger Gesellschafter; der wackere Künstler wußte sich die Gunst des Vaters zu gewinnen, der ihn aufforderte, sie auf ihren weiteren Reisen zu begleiten.

Ganz Rom hatte an dem unglücklichen Schicksal der schönen Fremden, die es unter dem Namen „Cosa rara" gekannt hatte, den größten Antheil genommen und warf nun den grenzenlosesten Haß auf den ihm schon ohne dies überlästigen Jettatore. Der Graf mußte Rom, endlich Italien verlassen, so sehr verfolgte ihn der Volkshaß, da ihm das Gerücht seines Unsterns immer voraus eilte. Er ging nach Paris, wo man freilich nicht an das böse Auge glaubte, wo man aber kaum seine Geschichte erfahren hatte, als er sich zum Gegenstand des Spottes und der Satyre erkoren sah. Hierauf kehrte er ins Vaterland zurück und schrieb, um sich an seinen Verfolgern zu rächen, ein Buch über Italien und ein anderes über Paris, voller Gehässigkeit und Ausfälle. Aber der Verleger, der es druckte, verkaufte es fast gar nicht, was den Verfasser auch in Deutschland vollends in Miscredit zu bringen anfing. Jetzt schrieb der

arme Graf aus Ueberdruß, da ihm Alles misglückte, Artikel für eine gewisse Zeitschrift — das leichteste Geschäft von der Welt — allein auch diese vertrocknete sichtlich, seitdem er sich ihr gewogen bezeigt. So scheint ihn denn wirklich das böse Auge zu verfolgen und die vorurtheilsfreiesten Menschen glauben am Ende doch, daß es damit seine Richtigkeit haben könnte.

Nachtrag.

Memoiren eines Banquiers.

Seinen bewährten Freunden,

den Herren

Arias de la Torre Mazaredos & Comp.

zu Cadiz

und den Herren

Sylvio & Pietro Radicanacchi Fratelli

zu Smyrna

aus freundschaftlicher Hochachtung gewidmet

von dem Verfasser.

Vorwort des Herausgebers.

Der Mensch denkt, Gott lenkt!

Der Verfasser dieser Memoiren, ein Mann noch in den besten Jahren, der sich erst vor kurzem dazu entschlossen hatte, sie dem Publicum zu übergeben, ist in dem Spätjahre 1835 gestorben. Genau betrachtet, hat ihn sein Verleger um's Leben gebracht. Der Fall, daß Verleger ihre Autoren umbringen, ist so selten nicht, wenn es gleichwol noch nicht häufig geschehen sein mag, daß ein Verleger anders, als durch einen Recensenten hingerichtet wurde. Herr S., der den Verlag der Memoiren übernommen, sprach nämlich

in einem Briefe an unsern Banquier sehr lobend von ihrem frischen, interessanten Inhalte und ließ ein Wort von dem Nimbus des „Verstorbenen" fallen, aber dies Wort war es, was den guten Banquier vor der Zeit wirklich zum Verstorbenen machte. Er wollte eine große Reise unternehmen, um in 16 weitläuftig gedruckten Bänden den Zustand der Börsen der alten und neuen Welt zu dechiffriren. Dies Werk sollte, einem großen Vorbilde nach, „Semil'oro's allerletzter Börsengang" titulirt werden, wobei alle Börsen mitgenommen und nur die Buchhändlerbörse leer ausgehen sollte. Da er längst bekannte Geschichten gern vermeiden wollte, so unterließ er es, durch Deutschland zu reisen, und ließ die Börsen von Lüneburg, Hannover, Bamberg, Würzburg, Aschaffenburg u. s. w. in Ruhe, womit er doch mindestens einige ganz artige Bände hätte füllen können, besonders wenn er Abstecher in das Gebiet der Münz-, Maß- und Gewichtkunde unternommen und als ein zweiter Nelkenbrecher keine Blume, die sich auf seinem Wege zeigte, ungebrochen gelassen hätte. Er verstand aber seinen Vortheil nicht, wie ich denn überhaupt der Wahrheit gemäß hier sagen muß, daß er die Reise nicht nur aus eignen Mitteln bestritt, sondern auch jedes Honorar für seine Manuscripte ein für allemal ablehnte. Ein großes, aber für lebende Autoren unnachahmliches Beispiel. Ehre dafür unserem großen Verstorbenen!

Sein Schicksal führte ihn auf ein Schiff, welches ihn im October von Hamburg nach Havre bringen sollte, aber die wüthenden Stürme, die so viel Unglück um jene Zeit anrichteten, schleuderten es an die belgische Küste, und er theilte das Loos des Capitains und zweier anderer Passagiere, die bei dieser Gelegenheit umkamen. Die Andern sind gerettet worden.

Der Verleger war durch rechtmäßigen Vertrag in den Besitz eines Theils der Papiere gekommen und durfte sie publiciren; wie dieses aber nun zu bewerkstelligen sei, das war die Frage. Der unglückliche Banquier hatte sein Material, so weit er es zum Druck bestimmt, dem Verleger zur Durchsicht eingesandt und sich vorbehalten, es nach und nach zu redigiren und zu vervollständigen. Die Reise nach Frankreich, die für ihn so unheilvoll geworden, hatte nun sein Vorhaben vereitelt. Ein Herausgeber mußte jetzt ge sucht werden und meine Verbindung mit der Verlagshandlung lenkte deren Wahl auf mich.

Ich fand das Manuscript im Anfange so ausgearbeitet, daß es den Setzern gleich überliefert werden konnte, und wenn ich mir hie und da erlaubt habe, etwas von dem Meinigen hinzuzuthun, so geschah es nur in Bezug auf die äußere Glätte, die der Verfasser aus Ungeübtheit seinen Schilderungen nicht zu geben verstand. Auf solche Weise haben vielleicht diese Memoiren etwas von meiner Schreibart bekommen, Styl wag' ich hier nicht auszusprechen. Mit dem Schlusse, der den größten Theil des zweiten Bändchens ausmacht, war es jedoch anders der Fall. Hier würde ich mit meinen leichten Veränderungen nicht ausgelangt haben. Es waren größere Tableaux, denen die verbindenden Mittelstücke fehlten; überall traten mir Lücken entgegen und da dem Publicum kein Roman übergeben werden sollte, so durfte hier auch kein Zusammenhang erfunden werden. Jeder Leser wird daher gebeten, hier aus eigenen Mitteln zu ergänzen. Schwer ist es nicht, denn die Begebenheiten sind nicht so ungewöhnlich, und die Wege des Verfassers so menschlich und hell, daß man den Faden nicht verlieren wird, wenn er auch nicht sichtlich vorhanden.

Das Fragmentarische, das hiedurch dem Buche anklebt,

macht es in meinen Augen nur interessanter; unterhaltender ist es gewiß, als wenn jeder kleine Umstand mitgetheilt würde, und gern hätte ich selbst im ersten Bande Manches weggewünscht, das mir zu geringfüig oder überflüssig schien; allein meine Achtung vor dem todten Verfasser verbot mir, an sein Eigenthum eine räuberische Hand zu legen.

Ich kannte übrigens den Mann, von dem hier die Rede ist. In Altona war es, wo ich in dem Jahre 1828 seine flüchtige Bekanntschaft machte. Wie seltsam das Schicksal mit uns spielt! Hätte ich damals wol denken können, daß ich einst dazu berufen sein würde, hier in Stuttgart seine Memoiren zu ediren?

Ich war an einem heißen Julimorgen, den ein kurzer Strichregen nicht zu dämpfen vermochte, mit Herrn Lebrün, dem Director des Hamburger Stadttheaters, nach Altona gegangen, um die dortige Kunstausstellung in Augenschein zu nehmen. Herr Gumpel, ein eben so großer Kunstfreund, als gastfreundlicher Mann, traf uns dort und lud uns zum Essen ein, und da war es, als wir uns nach seiner prächtig gelegenen Villa an der Elbe begaben, daß wir unserm Mann am Ende der Paille-maille begegneten. Herr Lebrün kannte ihn längst, redete ihn an und stellte mich ihm vor. Jetzt, da mir das Leben des Mannes klar vor Augen liegt, ist es mir natürlich ein Leichtes, mir den Zusammenhang aus seinen Zügen herzustellen, deren Seltsamkeit mich damals frappirte und so lange beschäftigte, daß ich während der heitern Mahlzeit bei Herrn Gumpel mehr an den Fremden, der zu Rainville gegangen war, als an die guten Bissen und Weine dachte, die vor mir standen, und dieser Zerstreutheit wegen in der That nicht die unterhaltendste Figur in dem kleinen Kreise spielen mochte.

Er war ein mäßig großer Mann, mit bedeutendem

Bauche und Doppelkinn, sein Gesicht schwärzlichgelb, von Blatternarben durchfurcht, eine hohe Stirne mit krausen Haaren, die stark ins Graue spielten, wie von leichten Wollflocken umsäumt, die Nase lang und dick, an der Spitze röthlich gefärbt, der Mund weit, das Kinn vortretend, von einem dichten, schwarzen Barte umgeben, was mir um so auffallender war, da hier die Mode der jeune France offenbar anticipirt wurde.

Wenn nun die geneigten Leser nach dieser Beschreibung leicht einsehen werden, daß es nicht die Schönheit des Mannes sein konnte, die mich für ihn eingenommen, so bin ich wol schuldig zu sagen, was es war, das mich unabläßig während des Mittagessens beschäftigte. Mit dem „je ne sais quoi“ allein würden sich die Leser schwerlich begnügen, obgleich ich dies zunächst anführen müßte; dann aber auch die bedeutungsvolle Miene, womit der Fremde mich maß, und ein halb spöttisches, halb gutmüthiges Lächeln, das um seine unförmlichen Mundwinkel spielte, als er unserm freundlichen Wirthe, der uns begleitete, die Worte zurief: „Wissen Sie schon, wie heute Metalliques in Hamburg notirt wurden?“ In jenem Ausdrucke lag mehr, als zur Begleitung dieser unter Banquiers so gewöhnlichen Begrüßungsformel erforderlich war. Wie man oft beim ersten Begegnen eines holden Engels es tief im Herzen vernimmt: „Diese oder Keine!“ so schien es mir hier zu Muthe zu werden. Es lag etwas Uebernatürliches in dem Momente. Man lache mich nicht darüber aus; jetzt da ich gleichsam des armen Banquiers Erbe und Testamentsvollstrecker zugleich geworden bin, wird es mir erst recht klar, was ich damals nur dunkel fühlte Und ob auch er vielleicht eine Ahnung von Dem hatte, was ich ihm einst werden sollte? Und ob seine Züge etwa deshalb unwillkürlich diese Bedeutung für mich erhielten? Dies

ist ein Kapitel, wo unsere Erfahrungen, und wären sie die reichsten, nicht auslangen können. Wer erinnerte sich nicht hiebei der ersten Begegnung der unglücklichen Maria Antoinette und Samson's, des executeur des hautes oeuvres, wie der Schreckensmann genannt sein will? Auf einem Spaziergange im Park von Trianon erblickte sie einen fremden Mann, der ihr ein Entsetzen ähnliches Staunen erregte. Man erkundigte sich nach dem Fremden und es war Derselbe, der später eine so fürchterliche Bedeutung für die Königin erhielt, deren schöner Hals sich unter seinen Fäusten bog. Wer konnte damals der Königin von Frankreich und Navarra ein solches Prognostikon stellen, aber woher kam wol die ängstliche Regung in ihrem Innern in jenem Momente?

Ich kann, indem ich diese Stelle überfliege, nicht ohne bitteres Lachen hinzuzufügen unterlassen: daß mir jedoch außer dieser ziemlich magern geistigen Erbschaft nichts von den irdischen Gütern des Banquiers zu Theil geworden ist.

Was ich oben erzählt, wird freilich den Herren, in deren Gesellschaft ich mich damals in Altona befand, wenn sie nämlich ein gutes Gedächtniß haben, die Persönlichkeit enthüllen, die so emsig bemüht war, sich vor den Lesern zu verbergen. Allein ich finde diesen Vorsatz des Dahingeschiedenen eben so unstatthaft, als unüberlegt. Verräth er nicht schon selbst durch die Mittheilung seiner Denkwürdigkeiten größtentheils sein Geheimniß? Werden nicht alle jene Personen, welche darin — wenn gleich ungenannt — figuriren, sich alsbald wiedererkennen, und wer kann uns dafür stehen, daß sie nach Maßgabe ihrer Betheiligung nicht auch Andere ins Vertrauen ziehen und vielleicht selbst Manches darüber veröffentlichen? Ferner haben die Zueignungen an zwei berühmte Handelshäuser, die ich hier in der Uebersetzung beifüge und die den Verfasser nicht ganz von dem Vorwurfe

der Eitelkeit rein erscheinen lassen, ebenfalls einen Fingerzeig gegeben, sein Incognito aufzuhellen. Ob der Verfasser die etwas schnöde Antwort jener Häuser auch dem Buche vorgesetzt haben würde, überlasse ich dem Ermessen des billig denkenden Lesers; mir schien es erlaubt, nach dem Tode des Mannes diesen Gebrauch davon zu machen, da sie dem Manuscripte beilagen.

Da man auf solche Weise das Geheimniß mit Recht: Secredo a voces nennen kann, habe ich mich wahrlich nicht der Indiscretion anzuklagen, wenn ich des Verfassers hier in einer Art erwähnte, die wenigstens für einige Leser in Hamburg die einstmalige Existenz des Mannes außer allen Zweifel setzt und dem gesammten Lesepublicum als Bürgschaft gelten kann, daß ihm hier keine Erfindungen einer müßigen Laune übergeben werden. Mir würden die folgenden Blätter, als solche, nicht der geringsten Beachtung werth sein, und sicher auch jenem Leserkreise, den sie sich vielleicht gewinnen werden, nicht das kleinste Interesse einflößen können.

Was ich zu bevorworten für nöthig hielt, ist nun gesagt, mein Antheil an dieser Herausgabe dargethan, ich ziehe mich daher in den Hintergrund zurück, um meinen Autor, ohne weitere Dazwischenkunft, ruhig bis zu Ende fortsprechen zu lassen. Dann hoffe ich wieder mit einem Schlußworte zu erscheinen, als des günstigen Lesers

Stuttgart, den 1. Juni 1836.

gehorsamster

Herausgeber.

I.

(Aus dem Spanischen.)

Herren Arias de la Torre Mazaredos & Co. zu Cadiz.

. . . . 5. Mai 183 . .

Ich benutze die erste Gelegenheit der wiedereröffneten Schifffahrt, Ihnen mit Diesem die Nachricht zu übersenden, daß ich nunmehr gesonnen bin, mich gänzlich von den Geschäften zurückzuziehen und daß demnach das unter der Firma von * * * bisher in * * bestandene Banquier-Haus seit dem ersten Januar d. J. seine vollkommene Endschaft erreicht hat. Ich kann nicht unterlassen, Ihnen bei dieser Gelegenheit meinen höflichen Dank für die mir während unserer langen Verbindung bewiesene Freundschaft, so wie für den mir eingeräumten Credit hiermit abzustatten. Freundschaft und Credit heben und tragen sich in jetziger Zeit wechselsweise; Eines gibt dem Andern Währung und Maß und, wo man sie in dem Grade, wie ich bei Ihnen, genossen hat, da sind sie des besten Dankes wohl werth. Es drängt mich aber, diesem im gegenwärtigen Falle einen stärkern Ausdruck zu geben, als den die leeren Worte ihm zu ertheilen vermögen, und daher bin ich so frei, zu einem in Ihren Augen gewiß

seltsam erscheinenden Zeichen meiner Erkenntlichkeit zu greifen. Sie werden vielleicht an Ihrer äußersten Spitze von Europa noch nicht in Erfahrung gebracht haben, daß sich von Frankreich aus die Mode verbreitet hat, Memoiren zu publiciren. Diese Mode hat nun so sehr an Ausdehnung zugenommen, daß man sich nicht mehr damit begnügt, bei seinen eigenen Memoiren stehen zu bleiben, sondern daß man rechts und links in fremdes Eigenthum hineingreift und gleichsam Memoiren aller Personen schreibt, mit denen man nur jemals entfernt in Verbindung gestanden, und so viel davon mittheilt, als man nur auf diesem oder jenem Wege theilhaftig werden konnte. Dieses Geschäft ist einträglich und nicht übel an der literarischen Börse accreditirt. Selbst ein Fürst hat darin gearbeitet und setzt, wenn gleich bei einigem Schwanken des Courses, seine Speculationen noch immer im Großen fort. Nur möchte ich freilich hiebei Ihnen aus alter Handelsfreundschaft kein „del Credere" zu übernehmen anrathen.

Diese Vorgänge und ersichtlichen Erfolge haben mich nun bestimmt, auch etwas in solcher Art auf eigene Rechnung zu wagen. Es steht dabei nichts auf dem Spiele. Die kleine Auslage kommt nicht in Betracht und da ich meine Firma nicht preiszugeben gedenke, so ist auch von dieser Seite nichts zu befahren.

Ich habe nunmehr bei mir beschlossen, Eure Edeln als stillschweigenden Associé anzunehmen, das heißt, mein Buch Ihrer geachteten Firma zu widmen. Ich werde dafür Sorge tragen, daß es elegant gedruckt werde, und dann nicht unterlassen, es Ihnen auf schnellstem Wege zuzusenden.

Sie werden hoffentlich diese Aufmerksamkeit zu würdigen wissen und meine Gabe als ein Zeichen wahrer Ergebenheit zu acceptiren so geneigt sein.

In Erwartung einer baldigen Antwort, die mir Ihre Zustimmung hoffentlich bringen wird, habe ich die Ehre, unter nachstehender Beifügung unserer heutigen Börsencourse und einliegenden Preiscourants mit vollkommenster Werthschätzung zu sein

***

II.

Antwort auf voriges Schreiben.

An *** in **

Cadiz . . . . 24. Juni 183 . .

Wir beeilen uns, umgehend auf Ihr geehrtes Schreiben vom 5. v. M. zu antworten. Mit großer Betrübniß haben wir daraus Ihren Entschluß wahrgenommen, Ihr seit so vielen Jahren mit Ruhm geführtes Bankhaus aufzugeben und uns hierdurch des Vorzugs zu berauben, ihm auch ferner die ergebensten Dienste zu widmen. In Gemäßheit Ihrer Anzeige geben wir uns die Ehre, hier einliegend unsern Contoabschluß zu überreichen, aus dem uns ein kleines Guthaben erwächst, das wir unter heutigem

mit 7 Mark $4\frac{1}{2}$ Schilling a vista, ordre eigene,

auf Sie abzugeben so frei waren und um dessen Honorirung wir höflichst ersuchen.

Genehmigen Sie hiermit die wiederholte Versicherung unserer hochachtungsvollsten Ergebenheit.

Ihre

Arias de la Torre Mazaredos & Co.

Theurer Freund! Der Beweis Ihres Andenkens erschien mir eben so auffallend, als überraschend. Was soll ich dazu sagen? Sie sind entschlossen, als Schriftsteller aufzutreten, und führen mir das Beispiel eines Fürsten an; ich muß aufrichtig gestehen, daß ich keinen rechten Begriff von dem Allen habe. Gern würde ich es sehen, wenn unsere Firma ganz aus dem Spiele bleiben könnte, weil ich von hier aus nicht zu berechnen im Stande bin, welche Wirkung dies an der Börse hervorbringen dürfte. Ich fürchte jedoch, daß diese meine Bemerkung zu spät in Ihre Hände kommen wird, da stets sechs volle Wochen zur Correspondenz zwischen Hamburg und Cadiz hin und zurück erfordert werden. Mir bleibt daher für jetzt nichts übrig, als Ihnen bemerkbar zu machen, doch ja nichts unternehmen zu wollen, was unsere Firma präjudiciren könnte, und sich ferner meines persönlichen Dankes für diesen etwas seltsamen Beweis Ihrer Freundschaft versichert zu halten. Schließlich bitte ich noch mir Ihr Werk, das ich zwar nicht verstehen, aber dessenungeachtet sehr hochhalten werde, durch Capitain Peter Martens, der dort im Laden auf hier begriffen ist, gefälligst zu übersenden. Dies ist sicher der kürzeste und für uns annehmlichste Weg.

Einliegend Course und Preisliste.

Mit fortdauernden Gesinnungen wahrer Freundschaft verbleibe ich in meinem und meines ältern Bruders Don Pedro Namen

Ihr

sehr ergebener

Alvaro de la Torre.

III.

(Aus dem Italienischen.)

Herren Sylvio und Pietro Radicanacchi, Gebrüder in Smyrna.

. . . . . 5. Mai 183 . .

Ich habe die Ehre, Ihnen die Auflösung des von meinem seligen Herrn Vater gegründeten Bankhauses an hiesigem Platze mit diesem gehorsamst anzuzeigen und zugleich für den demselben in oft so kritischen Zeitläuften fortwährend geschenkten Credit mit der aufrichtigsten Gesinnung zu danken. Um dieser Gesinnung einen sichern Beweis beizufügen, erlaube ich mir, einen Band meiner Memoiren, deren Herausgabe ich soeben bewerkstellige, Ihrer hochgeachteten Firma zu widmen, und ersuche Sie, verehrteste Herren, diese Widmung annehmen zu wollen und solchergestalt einem meiner sehnlichsten Wünsche die schönste Erfüllung zu schenken.

Ich bemerke schließlich noch zu Ihrer gefälligen Richtschnur, daß, neuesten Nachrichten aus unserem Binnenlande zufolge, Smyrnaer Baumwolle bedeutend im Fallen ist, während beste Georgia mehr faveur zu nehmen beginnt, und in der Hoffnung, daß sich die Nachricht von der Abnahme der Pest auf Ihrem werthen Platze, wie solche unser unparteiischer Correspondent verkündet, bestätigt, erharre ich mit stets gewidmeter Dienstbeflissenheit

* * *

IV.

Antwort auf voriges Schreiben.

Smyrna . . . . . 3. Juli. 183 . .

Mit Bedauern haben wir die Auflösung Ihres Ehrenhauses aus Ihrem schätzbaren Schreiben vom 5. Mai entnommen. Wenngleich die jüngst vergangenen Conjuncturen wenig Gelegenheit gegeben haben, eine belebte Geschäftsverbindung zwischen uns hervorzurufen und die pecuniairen Vortheile in diesem Falle gänzlich in den Hintergrund treten, so sieht man doch ungern eine Firma, wie die Ihrige, aus der Handelswelt scheiden, der sie sowol durch bedeutende Fonds, wie durch glückliche Speculationen stets zu großer Zierde gereichte.

Ebenso überraschte es uns, daß Sie gesonnen sind, Ihren geehrten Börsennamen auf dem Titel eines literarischen Unternehmens prangen zu lassen, und so sehr es uns auch schmeicheln mußte, daß Sie uns erkoren haben, diese Ehre zu theilen, so setzt es uns doch einigermaßen in Verlegenheit, da wir nicht so eigentlich wissen, was den Inhalt Ihrer gewiß sehr schätzbaren Memoiren bilden wird. Unsere Literatur und die Literatur der Franzosen zeigen uns manches Beispiel solcher Denkwürdigkeiten, wo die kleinsten, oftmals unscheinbarsten Details so mitgetheilt werden, daß sie das Interesse des Lesers zu fesseln im Stande sind. Unser Geronimo Radicanacchi, der sich in seiner guten Zeit viel mit den schönen Wissenschaften beschäftigte, hat selbst einige jener Werke gelesen, aber eben deswegen wissen wir nicht, was wir von Ihnen in dieser Hinsicht zu erwarten haben dürften. Schreiber dieses hofft,

daß Sie alle Handelsverhältnisse, in welchen Sie zu unserem Schmyrnaer und Triestiner Hause standen, unberührt lassen werden und namentlich der Geschichte des Zuckerbrandes, sowie der unvorsichtigen Oeffnung des Baumwollballens, der den Tod zweier Personen verursacht haben soll, nicht erwähnen. Ueberhaupt würden wir die Ehre ganz ablehnen müssen, wenn Sie gesonnen wären, unsere Firma in Ihrem schätzbaren Werke anzuführen. Im Falle Niemand von der uns zugedachten Ehre ein Wort erfährt — aber nur in diesem einzigen Falle — glaubt unser Chef Ihr geschätztes Ansinnen nicht von der Hand weisen zu dürfen und erwartet dafür, daß in der Folge, wenn die Ereignisse den levantischen Handel wieder begünstigen und Sie sich hierdurch geneigt fühlen sollten, eigene Geschäfte auf hiesigem Platz wieder zu unternehmen, Sie sich unserer Firma und der Ihnen stets gewidmeten Dienste geneigtest erinnern werden.

In dieser Hoffnung zeichnen sich mit der vollkommensten Hochachtung

Ihre

ergebenen

Sylvio und Pietro Radicanacchi,
Gebrüder

Erste Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Was der geneigte Leser zu erwarten hat. — Buchhändler-Vortheile. — Der Thee beim Nachbar. — Der stillschweigende Compagnon. — Schriftsteller-Manie.

„Je forme une entreprise qui n'eut jamais d'exemple" — so fängt Rousseau seine Confessions an und so kann ich die meinigen wol auch anfangen. Wann hätte man wol jemals gehört, daß ein homme de lettres zugleich ein homme de lettres de change war? Der Stand, zu dem ich mich zähle, ist nicht einmal zu dem lesenden Publicum zu rechnen, geschweige zu dem schreibenden. Da haben wir's: Zählen! Rechnen! Man sollte glauben, daß, wenn einmal ein Banquier die Feder ansetzt, sogleich vom Zählen und Rechnen die Rede sein muß. Aber man stoße sich nicht daran! Es soll so viel wie möglich in diesen Denkwürdigkeiten, wenn ich sie so nennen darf, nur immer figürlich davon gesprochen werden.

Daß ein Banquier seine Memoiren herausgibt, sollte so eigentlich Niemanden in Verwunderung setzen in dieser memoirenwüthigen Zeit, wo von den Memoiren der Contemporaine bis zu denen eines Schornsteinfegers die ganze Zeitgeschichte wie ein buntbemalter Atlas vor den Augen

aller Welt aufgerollt wurde. Daß ein Banquier heut zu Tage Bedeutung genug hat, um nicht erst weitläuftig nöthig zu haben, sein Beginnen in dieser Hinsicht zu rechtfertigen, liegt klar am Tage, vielmehr könnte es auffallen, daß es bis jetzt noch Niemanden eingefallen ist, der großen Börsenaristokratie darin mit gutem Beispiel voranzugehen. Die Frage aber ist, ob mein Beginnen dadurch gerechtfertigt wird. Doch nur Muth! ich will die Bahn brechen! Vielleicht ist dieser erste Schritt im Stande, manchen meiner Standesgenossen aufzufordern, ein Gleiches zu thun. Ich bin nicht so anmaßend, diesen Blättern das Aufsehen zu prophezeihen, was in jüngster Zeit so manche Memoiren gemacht haben, doch bin ich auch nicht so blöde und bescheiden, ihnen alles Interesse abzusprechen. Es sind die Hauptmomente aus dem Leben eines Menschen, der in der Zeit lebte, mit ihr verkehrte, und wenn auch nicht in den Lauf der Dinge mächtig einzugreifen bestimmt war, doch dabei förderte und half, wie es dem thätig wirkenden Einzelnen stets zugetheilt ist, und aus dessen Erlebnissen sich manche Lehre feststellen läßt. Die lebendige Erfahrung hat Vieles vor dem todten Buchstaben voraus. Das, was ich hier gebe, ist eine solche; keine mühsam aus Büchern zusammengestoppelte Lese übergebe ich hier der Welt, sie soll keine Weisheit aus zweiter und dritter Hand erhalten. Alles trägt hier den Stempel der Wahrheit und des selbst Erlebten.

Ein Tagebuch werde ich meinen Lesern jedoch auch nicht übergeben. Das Tagebuch eines Banquiers müßte stets etwas Trockenes und Eintöniges haben. Die notirten Course, die Chancen der Börse, das Maklergeschwätz müßten darin einen zu großen Raum einnehmen; darum nichts von dem Allen. Ich ordne meine Memoiren nach den Hauptmo-

menten meines Lebens und lasse Alles weg, was nicht im Stande ist, ein allgemeineres Interesse zu erzielen.

Obgleich mein Geschäftsleben geschlossen ist, so stehe ich doch noch nicht an dem Rande meiner Tage. Ich verspüre Lust in mir, diesen zwei Bändchen, die ich hier vorläufig dem Publicum übergebe, noch mehrere folgen zu lassen, denn ich bin nicht gesonnen, mein Pulver mit einem Male zu verschießen. Jedoch verspreche ich aber auch feierlichst, nicht aus Speculation auf die Beutel meiner Leser den Faden bis zur Ungebühr zu strecken und Fortsetzung auf Fortsetzung anzukündigen. Meine Umstände sind von der Art, daß ich um des Gewinnes wegen nicht die Feder ansetzen darf. Es zeugte in der That von schwachen Fähigkeiten, wenn Jemand, der einst an der Börse Credit hatte und mit einem Federstriche Tausende gewinnen konnte, in seinem Alter genöthigt wäre, das mühsame Gewerbe eines Schriftstellers zu ergreifen, der Hunderte von Bogen vollschreiben muß, um nur einen mäßigen Gewinn einzustreichen. Ich bedauerte stets diese Schriftsteller von Handwerk und wenn ich nach mir selbst sie beurtheile, so wundert es mich nicht, daß wir mit so vielen schlechten Büchern überschwemmt werden. Wie kann man Unterhaltung für Andere da verlangen, wo Ueberdruß und Sorge regieren, wo die Seiten und Zeilen emsig zusammengezählt werden, um den Bedarf der Haushaltung damit in Verhältniß zu setzen. So sehr man auch in neuerer Zeit von den guten Honoraren sprechen hört, welche die Schriftsteller verdienen sollen, so wäre ich doch nicht geneigt, sie deshalb zu beneiden. Mir erscheint es immer als das sauerste Brot, was Jemandem zugeschnitten werden kann. Müßte ich mich nun z. B. hinsetzen und die vielen Bogen meiner Memoiren nach und nach hinschreiben, ich nähme alle Ehre eines gekrönten Schriftstellers nicht dafür hin,

aber noch weniger sein Honorar. Hundert — zweihundert Louisdor! Mein Gott — die armen Leute!

Etwas Anderes ist es mit den Buchhändlern. Ich glaube etwas von dem Umsatz des Geldes begriffen zu haben und da muß ich denn aufrichtig gestehen, daß es nichts Einträglicheres gibt — den Apotheker ausgenommen — als den Buchhändler. Von einer Taxe kann bei diesem eben so wenig die Rede sein, als bei jenem. Wer wollte ein Recept berechnen, das ganz unscheinbare Theilchen von Medicamenten enthält, die der Apotheker theils nach Centnern einkauft oder im Sommer von armen, alten Weibern auf dem Felde zusammenlesen läßt? Wer taxirte wol ein Buch jemals nach Dem, was es den Verleger gekostet hat? Wer fragt nach dem Honorare, das er dafür gegeben, oder nach den Spesen für Druck und Papier und sucht dieses mit dem Preise in Einklang zu bringen, den der Meßkatalog meldet? Diese treffliche Einrichtung zog längst meine Augen auf dies Geschäft und ich, der ich sonst froh war, meine Capitalien mit 12 Procenten umzusetzen, erhielt mit einem Male Kenntniß von einem Geschäfte, welches das Doppelte, ja das Dreifache abzuwerfen versprach.

Heute — da ich dieses erste Kapitel schreibe — sind es zwei Jahre, daß mein Nachbar, ein bemittelter Banquier, der jedoch einen großen Theil seines Vermögens im Papierschwindel eingebüßt hatte, mich auf Thee und Abendbrot zu sich einladen ließ. Ich pflog keinen Umgang mit ihm und die Einladung überraschte mich daher.

Als ich mich zur gewöhnlichen Stunde einstellte, fand ich ein gut geheiztes Zimmer, Madame hinter der silbernen Theemaschine, meinen Nachbar die Hände in den Seitentaschen und mit kleinem Gelde, gleichwie mit Castagnetten, den Vortrag eines jungen Menschen accompagnirend, der

mit gedehntem, schnarrendem Tone ein hochtrabendes Gedicht vorlas. Mein Hereinkommen war, wie natürlich, nicht ohne Geräusch abgelaufen, daher empfing mich ein ziemlich Scht! aber mein Nachbar hatte mich kaum erkannt, als er mich bei der Hand ergriff, sie mit bedeutungsvoller Miene hinabdrückte und zugleich durch Augenblinzeln mir zu verstehen gab, daß ich meine ganze Aufmerksamkeit auf den Vorleser richten sollte. Ich that es denn auch eine Weile, aber ich muß gestehen, daß es eine Schwachheit von mir ist, in solchen Fällen zuerst zu gähnen und dann einzuschlafen. Beides passirte mir in Berlin selbst, wo ich Holtei und Saphir vorlesen hörte. Ich stand kaum fünf Minuten da, als das furchtbarste Gähnen begann und meinem Munde mit einem Starrkrampfe drohte. Mein Wirth bemerkte es.

„Hören Sie," sprach er, „Sie scheinen mir den schönen Wissenschaften nicht geneigt zu sein! Ich liebe die schönen Wissenschaften wie närrisch, wie kommt es, daß Sie sie nicht lieben?"

„Ich muß Ihnen aufrichtig sagen," erwiderte ich mit freimüthiger Bescheidenheit, „daß ich die schönen Wissenschaften genauer kennen müßte, um sie zu lieben oder zu hassen. Die Wahrheit zu gestehen, sind mir die Wissenschaften ziemlich gleichgültig."

Madame hatte diese Aeußerung nicht sobald vernommen, als sie fast kreischend ausrief: „Die Wissenschaften gleichgültig?" „Die Wissenschaften gleichgültig!" wiederholte in der Tiefe bekräftigend der Mann. „Wie können Einem die Wissenschaften bei jetziger Zeit gleichgültig sein?" fügte er dann im spitzesten Fragetone hinzu.

Der junge Vorleser biß sich lächelnd die Lippen.

Mein Nachbar aber führte mich weit weg vom Theetisch in die entfernteste Fensterecke.

„Lassen Sie den jungen Menschen meiner Frau vorlesen und wir wollen, bis die Andern gekommen sein werden, die unsere Partie mitmachen, ein vertrautes Wörtchen mit einander plaudern.“ So fing jetzt mein Wirth freundlich zn sprechen an. „Warum sind Sie so abhold unserem Parnaß? Ich spreche hier von dem Musenberge nämlich. Ich kann mich wahrhaftig nicht auf Sie verstehen. Es thun sich Leute unter uns hervor, die herrliche Gedichte machen und es verdienen, daß sie auch guten Profit dabei haben. Nur wenn dies der Fall ist, werden sich Mehre von uns zu der Begeisterung hingezogen fühlen. Es ist ja doch keine Hexerei! Wir haben Kopf; denn wer den Cours richtig und schnell im Kopf berechnen kann, wird auch ein Sonnet machen können. Es ist nur die Frage bis jetzt gewesen, ob man dabei wird bestehen können. Für die Andern zu arbeiten, damit sie das Fett oben wegschöpfen, wird man keinem Vernünftigen zumuthen! Wenn Goethe und Schiller das bedacht hätten zu ihrer Zeit, so wären sie jetzt nicht nur die großen Männer, sondern auch die reichen Leute — verstehen Sie mich?“

Und so ging es noch eine Weile fort; ich mag meine Leser mit dem Galimathias nicht langweilen. Das Ende vom Liede war, daß er — wie er selbst sagte — nun auch einmal sicher in Papier speculiren wollte, nachdem er es so oft unsicher gethan. Er hatte im Sinne, eine Buchhandlung zu eröffnen, und forderte mich auf, mich dabei zu interessiren. Er öffnete seinen Secretair und zeigte mir ein Paar sauber abgeschriebene Werke, die er mit seiner Firma in die Welt schicken wollte, und deutete dann mit stolzem Blick auf den jungen Mann am Theetische, indem er sagte:

„Der dort ist mir lieber als Mancher, er macht Ihnen Gedichte nach der neusten Façon; er hat bei Saphir das

Recensiren gelernt und will bei mir ein Journal herausgeben, worin er beweisen wird, daß Alle nichts verstanden haben, bis auf ihn. Ich sage Ihnen, es muß Alles zu Gold werden, was ich drucken lasse; ich habe die besten Köpfe bereits an mich gebracht; Köpfe, die, gegen die Andern gehalten, ihre drei Procent Agio gelten!"

Meine Leser werden es längst wol gemerkt haben, daß mein nachbarlicher Wirth zu jenem Volke gehörte, dem der Handel zu Macht und Ansehen verhilft, obgleich er ihm zum Vorwurfe gereicht, und ich will eben so wenig verheimlichen, daß ich einst sein Glaubensgenosse war, der aber längst zum Christenthume überging. Hierdurch wird erst so Manches von Dem, was ich erzählen werde, seine rechte Deutung erhalten.

Ich wünschte mit ziemlich kalter Miene meinem Wirthe Glück, bedauerte jedoch, meine Fonds in andern Unternehmungen placirt zu haben und daher nicht Theil nehmen zu können. Von diesem Augenblicke an ward der Mann einsylbiger; es kamen noch einige Leute, man machte ein trokkenes Whist und ich empfahl mich. Ich habe seitdem keine Einladung mehr erhalten.

Aber nicht sowol die Buchhandlung, die ich bald in meiner Nachbarschaft eröffnet sah, als vielmehr Das, was ich an jenem Abende gehört hatte, regte mich an, in diesem Geschäfte auch einmal mein Heil zu versuchen. Ich wollte jedoch nur mein Geld riskiren, nicht meinen Namen. Ich wollte mit der Censur und den Schriftstellern nichts zu thun haben, sondern nur mit einem Einzigen bei diesem Handel in Berührung stehen. Meine Gedanken richteten sich auf einen Mann, der mir als redlich und fleißig geschildert wurde. Ich machte ihm den Vorschlag, ihm durch Auxiliartruppen unter die Arme zu greifen, und bat ihn, mir Vor-

schläge in dieser Hinsicht zu machen. Er ließ sich nicht lange erwarten. Ich begriff nichts von Dem, was er vorhatte, aber ich streckte ihm die Summe vor, die er wünschte. So kam ich mit der Literatur in Berührung.

Ich zog mich nach und nach von den großen Geschäften zurück und setzte mich, wie man es zu nennen pflegt, zur Ruhe.

Aber im Buchhandel spielte ich fortwährend mit kleinen Summen. Ich hatte meine Freude daran. Mit der größern Muße kam mir nun auch die Lust, dies und jenes von unsern Verlagsartikeln zu lesen. Jetzt fielen mir die Schuppen von den Augen. Es war bereits lange her, daß ich mir mit Lectüre die Zeit zu vertreiben pflegte. Die alten empfindsamen Geschichten, die poetischen Poesien und vollends gar die aberwitzigen Ritter-Romane, die ich in meinen jungen Tagen gelesen, waren mir zum Horreur geworden; wie erstaunte ich nun, diese natürlichen, ansprechenden, lebendigen Schilderungen zu finden, in einer faßlichen Sprache entworfen und gesunde Lebensansichten, Weisheit für die Welt enthaltend! Diejenigen, welche diese neue Literatur Schritt vor Schritt entstehen sahen, können von dem Riesenabstand nicht so urtheilen wie ich, der, gleichsam nach langem Schlaf erwachend, diese Veränderungen alle vollkommen ausgebildet vorfand und von ihnen bezaubert ward.

Ich fühlte nun mit einem Male, wie leicht und wie schwer es sei, als Schriftsteller aufzutreten, aber zugleich drängte sich mir der Gedanke auf, daß es wol auch meine Bestimmung sein dürfte, einige Tropfen in den Ocean zu spenden, der uns tosend und brandend umgibt und den wir Literatur benennen.

Ich zog einige Hefte vergilbter Blätter aus meinem Pulte hervor und sah sie mit einigem Vergnügen durch.

Es waren bald ruhige, bald bewegte Schriftzüge, die ich bei verschiedenen Anlässen, oft bei wichtigen Ereignissen niedergeschrieben hatte. Jahre waren seitdem vergangen. Ich konnte dem Drange nicht widerstehen, sie dem Publicum zu übergeben.

Mein Compagnon sollte sie aber nicht haben; ich legte mir selbst das tiefste Incognito auf. Unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit spedirte ich das Manuscript an eine, von meinem jetzigen Wohnorte ziemlich entfernte Buchhandlung, die es übernommen hat, den Versuch damit zu wagen. Ich werde die nöthigen Anstalten treffen, im Falle der Erlös die Kosten nicht decken sollte, meinem Herrn Verleger den Schaden zu ersetzen. Vielleicht ist der Mangel jenes Firnisses, der in unsern Tagen die Lesewelt anzuziehen vermag, Ursache, daß meine Memoiren keinen Beifall finden; wenn ich gleich von der andern Seite hoffen darf, daß sie schon um der Seltenheit willen von Leuten meines Standes gelesen werden dürften und sich so ein Publicum gewännen, das gewöhnlich nicht Bücher zu kaufen pflegt.

Wenn ich nun auch nicht gerade befürchte, daß ich meine seltsamen Abenteuer im Geschäftsstyle beschreiben werde, so wäre es mir doch angenehm gewesen, wenn irgend ein gewandter Stylist meine Blätter vor dem Drucke durchgelesen hätte. Allein wie die Sache nun einmal steht, muß ich meine Leser bitten, Alles, das Gute wie das Schlechte, was in diesem Buche enthalten ist, lediglich à Conto mio vortragen zu wollen.

Alle Persönlichkeiten, die sich dem Leser enthüllen werden, sind von dem strengsten Incognito umgeben. Nicht einmal der Anfangsbuchstabe des Namens soll, wie es jetzt üblich, dem Verrathe in die Hand arbeiten. Ich werde,

wenn ich hie und da muß, stets solche wählen, die nicht die geringste Muthmaßung zulassen werden. Nous n'aimons pas le scandale!

Die Zueignung meines Werkes an meine langjährigen und besten Handelsfreunde, die Herren Arias de la Torre Mazaredos & Compagnie in Cadiz und die Herren Sylvio & Pietro Radicanacchi in Smyrna, möge meine Leser vermuthen lassen, daß Der, welcher zu ihnen spricht, einst keine üble Figur an der Börse spielte und sich nicht eben scheuen dürfte, seinen Namen hier vollständig auszuschreiben, wenn ihn nicht die bescheidenen Rücksichten zurückhielten, die von einem alten, reichen Banquier unzertrennlich sind, der zum ersten Male in seinem Leben als junger, bescheidener Autor vor das Publicum hintritt.

Zweites Kapitel.

Erziehung des Verfassers. — Der Vater des Banquiers. — Das orthodoxe Judenhaus. — Schweinefleisch und Sauerkraut. — Die gespenstische Ohrfeige.

Ich war einst glücklich verheirathet nach dem Ausspruche der Menschen; wenn gleich großes Unglück mich während meiner Ehe traf. Sie blieb kinderlos. Ein Sohn, den ich mit einem Bürgermädchen meiner Vaterstadt zeugte, erhielt den Namen der Mutter und sollte einst einen großen Theil meines Vermögens erben. Diese gute Absicht, die ich mit ihm hatte, scheint er selbst vereitelt zu haben; ich will abwarten, wie sich sein ferneres Schicksal gestalten wird.

Von meiner frühesten Jugend will ich meine Leser nicht unterhalten; sie böte wenig Stoff dazu dar und Belehrung wäre gar nicht daraus zu schöpfen. Die Art und Weise, wie noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Erziehung in den Häusern reicher Juden besorgt wurde, ist von der jetzigen sehr verschieden. Ich hatte einen jüdischen Hofmeister, der mich im Talmud unterrichtete und nebenher die gewöhnlichen Schulwissenschaften lehrte. Frühzeitig wurde ich seiner Aufsicht enthoben und in dem Geschäfte meines Vaters gebraucht, der eines der ansehnlichsten im Orte betrieb.

Mein Vater war ein alter, sehr strenger Mann, von einem ungemeinen Stolze beseelt. Die Verachtung, welche seine christlichen Mitbürger ihm und seinen Glaubensgenossen zollten, suchte er reichlich zurückzuzahlen. Er hielt sich von allem Umgange mit ihnen entfernt und lebte wie ein vornehmer Fremder unter gemeinem, niedrigem Volke. Seit vielen Jahren schon ging er nicht mehr aus, gewöhnlich war er in seinem Zimmer verschlossen, und trat er manchmal vor die Thür, so sprach er mit Niemandem und nickte stolz mit dem Kopfe, wenn er gegrüßt wurde. Dieser Hochmuth und Stolz waren ihm eigenthümlich, mir ist seitdem nie wieder ein solches Exemplar eines Juden aufgestoßen. Seine Glücksgüter setzten ihn in den Stand, ein solches System durchzuführen, während ich und einige treue Commis seinen Geschäften vorstanden.

Mein Vater beschäftigte sich abwechselnd mit chemischen Experimenten und mit der hebräischen Dichtkunst. Sein Zimmer war mit Retorten und Kolben angefüllt und dazwischen standen die großen, in Leder gebundenen Folianten einer längst untergegangenen Dichterzeit, mit deren Aus-

legungen sich die Klügelei und Spitzfündigkeit vieler Jahrhunderte ohne sonderlichen Erfolg abgegeben hat.

Nur selten sah ich meinen Vater und geschah es, so hielt mir derselbe Vorträge über Gegenstände des Glaubens und ermahnte mich treu zu bleiben dem mosaischen Gesetze. Es ward mir schwer, diesen Ermahnungen Folge zu leisten. Mein Vater hatte eine Art von Hauskapelle, wo er selbst den Gottesdienst hielt. Ich durfte dabei nie fehlen. Es waren Stunden, die mir statt der gehofften Erhebung, nur Abspannung brachten, mich selbst oft mit Widerwillen erfüllten.

Man denke sich ein Gemach von mäßiger Größe, mit einer Menge von Gebetpulten angefüllt, an denen murmelnde Juden standen, dicht gedrängt, sich hin- und herschaukelnd, wie ein von starkem Winde bewegter, rauschender Baum; in gewissen Zwischenräumen stießen sie tiefe Seufzer aus. Sie hatten Schuhe und Stiefel ausgezogen und die Hüte auf dem Kopf. Es war eine dichte, dunkle, hin und her wogende Masse, voll verworrenen Geräusches, ein unheimliches Meer, das Verderben zu brüten schien und doch an nichts Böses dachte, sondern mit inniger Andacht seinen Schöpfer zu verehren glaubte. Der dumpfe Lärm, die Hitze, der unangenehme Geruch in diesem Raume pflegten mir gewöhnlich eine leichte Ohnmacht zuzuziehen und ich mußte vor beendigtem Gottesdienste das Freie suchen.

Mein Vater hingegen lebte und webte in diesen frommen Uebungen. Er war der Hohepriester dieser Gemeine, die ihn tief verehrte; er versah die heiligen Gebräuche mit vielem Anstande und galt für einen großen Künstler, der die lauten Gebete in eigenthümlicher Weise vorzusingen wußte.

Nach dem Gottesdienste war festliche Tafel, wobei sich alle Hausgenossen einfinden mußten. Mein Vater, der in

den Wochentagen gewöhnlich einsam auf seinem Zimmer speiste, präsidirte dabei echt patriarchalisch. Es wurden mit dem Hute auf dem Kopfe die üblichen Gebete gesprochen, er genoß Brot und Wein, indem er den Segen darüber sprach, und die Speisen waren der Vorschrift gemäß die Nacht hindurch in heißer Asche gekocht worden, welches ihnen nicht nur einen seltsamen Geschmack verlieh, sondern sie auch unverdaulich machte, da der nährende Leimstoff darin völlig verkocht war und das Fett und die weichern Theile der Knochen sich damit auf's engste vermischt hatten.

Ich muß gestehen, daß diese Mahlzeiten nicht nach meinem Geschmacke waren, und daß ich froh war, wenn ich Nachmittags einen christlichen Speisewirth besuchen konnte, um ein tüchtiges Stück Rehziemer, der, wie alles Wild, von der Tafel eines rechtgläubigen Juden verbannt bleibt, oder einen Schnitt saftiger Kalbskeule, welche auch den Juden verboten ist, die nur die Vordertheile der Thiere genießen dürfen, mit Heißhunger zu verzehren.

Jedoch mußte ich mich dabei sorglich in Acht nehmen, daß es meinem Vater nicht hinterbracht würde, der diese Vergehungen gegen die rabbinischen Vorschriften schwer geahndet haben würde.

Ich muß hiebei eines seltsamen Traumes erwähnen, denn für mehr kann ich es wol nicht halten, obgleich er einen noch jetzt nicht ganz verlöschten Eindruck auf mich hervorbrachte.

Es war an einem hohen Fasttage, dem höchsten und feierlichsten, den die Juden heilig halten: der große Versöhnungstag. Man glaubt, daß um diese Zeit das große Conto, welches Gott von jedem Menschen insbesondere durch seine Engel führen lasse, abgeschlossen und saldirt werde, wobei aber, wie natürlich, auch der Frömmste hienieden zu

kurz kommt und einen größern oder kleinern Saldo auf neue Rechnung in sein Debet vorgetragen sieht. Diesen alten Saldo zu tilgen, werden nun Gebete, Fasten und Kasteiungen vorgenommen, Sterbehemde angelegt u. s. w., damit die neuen Sünden auch wieder ein reines Blatt im Hauptbuche der Welten haben, nach dem uralten Sprichworte: „Wer seine Schulden zahlt, erhält seinen Credit."

Die Strenge, womit dieser Tag in meinem väterlichen Hause geheiligt wurde, läßt sich aus der kurzen Schilderung, die ich davon zu entwerfen mir erlaubte, wol bemessen. Auch ich, so frei ich sonst über ähnliche Dinge dachte, konnte mich doch von dem Gedanken nicht losmachen, daß diesem Tage eine ganz besondere Heiligkeit anklebe. Es ist mit solch angeborener Scheu etwas Seltsames; unsere ganze Philosophie ist nicht im Stande sie zu entfernen. Trotz meiner innigen Achtung vor dem Feste war indeß mein nüchterner Magen doch nicht im Stande, den ganzen Tag über in dem Betsaale auszudauern. Ich schlich mich unbemerkt fort und entkam glücklich in eine ferne Gegend der Stadt, wo keine Juden wohnten und die Schornsteine gastlich und gemüthlich rauchten. Mein Hunger stieg mit jeder Minute und eben so der Wunsch, ihm ein Ende zu machen. Vor mir lag ein Wirthshaus, keines von den ersten; aber ich nahm mir nicht Zeit, lange zu wählen, und trat ein. Ein appetitlicher Duft durchzog den Raum; man trug die Speisen auf kleinen Zinntellern herbei, die man den Gästen vorsetzte. Ein alter pensionirter Officier, den ich kannte, ließ sich eben seine Portion reichen. Es war Schweinsbraten mit Sauerkraut! Er lud mich spöttisch lächelnd ein zu kosten, weil er wol dachte, daß ich es nicht thun würde. Aber mein Hunger stieg bis zur Raserei; ich hatte seit dem Morgen nichts genossen; dabei duftete das Gericht so erregend; ich kämpfte

mit mir selbst; wie ich auch schon gegen die Gebote meiner Väter gefehlt hatte, so war doch Schweinfleisch noch nie über meine Lippen gekommen.

Ich erkundigte mich, was es zu essen gebe; es war sonst Nichts zu haben; der alte Officier lachte mich abermals spöttisch an — ich fühlte mich hinfällig zum Sterben — da ermannte ich mich — und meine Lippen stammelten: „Eine Portion Schweinefleisch mit Sauerkraut!" — Jetzt war es heraus und nach kurzem Warten stand der dampfende Teller vor mir. Mit einem triumphirenden Blick auf den Officier steckte ich den ersten Bissen in den Mund.

Nichts hatte mir jemals besser geschmeckt; ich verschlang die Speise und, nachdem ich nun von meiner Seite spöttisch nach dem Officier hinübersah, verließ ich, selbst mächtig über meine Kühnheit erstaunt, das Gasthaus.

Mir war es nicht mehr möglich, den Betsaal zu besuchen; meine Wangen glühten, auch besorgte ich, jeder Gläubige würde mir den genossenen Frevel angesehen, oder besser angerochen haben. Ich brachte den Abend, d. h. bis zum Untergange der Sonne einsam zu, dann erschien ich in unserm Familienkreise, wo eine reich servirte Tafel alle Hausgenossen zum „Anbeißen" versammelt hatte, wie man diese Mahlzeit nach dem Fasttage zu benennen pflegte. Was mir auch für bekannte Leckerbissen entgegendampften, Knoblauch und Zwiebel waren nicht daran gespart, so erschien mir keiner darunter anlockender, als jener verpönte, den ich zum Erstenmale gekostet. Ich entfernte mich nach dem Dankgebete, legte mich zu Bett und ohne vorher, ich muß es gestehen, noch schwere Betrachtungen über meinen heutigen Fehltritt angestellt zu haben, überließ ich mich dem freundlichen Schlummergott, der sich mir ungebeten nahete.

Wie täuschend waren aber seine Lockungen! Es war die fürchterlichste Nacht meines Lebens. Meine todte Mutter trat zu meinem Lager hin. Ich träumte nicht, dessen war ich mir bewußt; ich sah sie deutlich vor mir stehen, im Sterbehemde, und die Wangen eingefallen und bleich, wie ich sie im Sarge gesehen hatte.

Mit ernstem Tone fing sie zu sprechen an und schalt mich, daß ich das geheiligte Gesetz übertreten hatte, und drohte mir mit jenseitigen Strafen, die sie bereits kannte. Ich lag im Angstschweiß gebadet da und wagte nicht, mich zu regen. Aber der Geist fuhr fort, mich wie einen verstockten Sünder zn bearbeiten, und seine Worte wurden immer zürnender und fuhren wie glühende Dolche in meine Brust. Endlich hob er die Hand und versetzte mir einen Backenstreich, den ich fühlte. Ich fuhr in die Höhe, öffnete die bis dahin festgeschlossenen Augen und starrte um mich. Niemand war zugegen und der Mond erhellte mein kleines Zimmer. Ich wälzte mich bis zum Morgen schlaflos umher. Erst mit dem Aufgang der Sonne überkam mich ein kurzer Schlummer. Als ich aufstand, fiel mir sogleich die Geistererscheinung ein; ich gedachte mit Wehmuth meiner schon vor Jahren gestorbenen Mutter und konnte mir nicht erklären, warum ich mich in der Nacht so geängstigt hatte. Die Erscheinung meiner Mutter wäre mir zu dieser Stunde wie ein milder Trost gewesen.

Ich trat vor den Spiegel, um mich anzukleiden — aber was erblickt' ich! — eine geröthete Wange und deutlich die Spur der Finger darauf gezeichnet; ich war vernichtet. — Ein Tuch mußte umgebunden werden und ich gab vor, an Zahnschmerzen zu leiden. Im ersten Augenblicke meinte ich, daß diese Spuren der züchtigenden Geisterhand nie von meinem Antlitze verschwinden würden, und ich dachte daran,

mir das Leben zu nehmen. Aber nach und nach wichen meine Besorgnisse, die rothen Stellen wurden blässer und erloschen endlich ganz. Später schien es mir einleuchtend, daß ich mir selbst, von dem unruhigen Traume erregt, im Schlafe einen derben Backenstreich gegeben hatte, den Eindruck jener Nacht verwischte jedoch keine Zeit und noch jetzt durchrieselt mich ein Schauer, wenn ich daran denke.

Doch hatte dieser erste Versuch seine wichtigen Folgen. Ich emancipirte mich nach und nach immer mehr, wenn ich gleich noch viele Jahre in meinem väterlichen Hause lebte.

Mein Vater hat es zu hohen Jahren gebracht; er starb in seinem achtundsiebzigsten.

Hier sehe ich aber mit Schrecken, daß ich ganz gegen meinen Willen dennoch ein Kapitel mit meinem Jugendleben gefüllt habe. Die Gespenstergeschichte möge mich retten und mich zum mindesten bei den Liebhabern des Schauerlichen einige Gnade finden lassen.

Drittes Kapitel.

Der Festungscommandant in Geldnoth.

Ich war noch nicht lange auf eigene Hand etablirt, als der Napoleonische Krieg ausbrach. Ganz Deutschland war überschwemmt und folglich auch mein Vaterland, wie die Deutschen, im engern Sinne, die Provinz zu nennen pflegen, wo sie geboren sind. Ich nehme überhaupt Anstand, in Deutschland von einem Vaterlande zu sprechen. Der Baier in Preußen, der Schwabe in Baiern, der Schlesier am

Rheine sind Fremde, und nun vollends die Juden! — Der Jude, wenn gleich tausend Jahre darüber vergangen sind, daß seine Vorfahren sich in Deutschland ansiedelten, wird stets nur ein Fremder in diesem Lande sein. Es ist rührend, wenn ich daran denke, wie „unsre Leute", durch Mord und Druck und Gefahren aller Art, dem Boden, der sie ausstieß, dennoch treu geblieben sind — sie hatten dort nicht ihr Vaterland und dennoch trugen sie Alles mit, als hätten sie eines! Das Vaterland des Juden liegt über dem Meere; ich weiß nicht, welchem Winkel in Syrien oder Palästina ich die Arme entgegenstrecken darf und ausrufen: Hier ist die Scholle, die mich nicht wie einen Fremden verwirft! — Und doch thut sie es; in dem Lande ihrer eigentlichen Heimat sind die armen Juden am bedrücktesten; in dem Lande der Doppelhöhle, wo Abraham's und Sarah's Gebeine ruhen, spuckt der eingewanderte Türk' sie an und schilt sie Giaur, den fremden Hund!

Napoleon hatte Deutschland mit Krieg bezogen. Ich wohnte in meinem Hause, machte wenig Aufwand und suchte mit Vorsicht meine Capitalien anzulegen. Es war eine böse Zeit; man konnte in einem Augenblick zum armen Mann werden.

Die Franzosen hatten das ganze Land inne, nur hin und wieder war noch eine Festung in der Hand des Landesherrn. Eine solche lag unweit von meinem Wohnorte; der Commandant hatte früher mit mir in Verbindung gestanden, wie das so zu gehen pflegt; ich mußte ihm kleine Summen auf Wechsel leihen, und er mochte hübsche Judenmädchen gern sehen. Deshalb war er kein Judenfeind.

Wo die französischen Machthaber hausten, da mußte man ganz besonders auf seiner Hut sein. Eine verrätherische Anklage war bald geschmiedet und wer seine Vertheidigung

nicht recht zu führen wußte, konnte nach kurzem Prozeß erschossen werden. Das Beispiel des Buchhändlers Palm hatte ganz Deutschland wie mit einem elektrischen Schlage getroffen; aber viele Andere verbluteten ebenso, hne daß ihr Tod dieses Aufsehen gemacht hätte.

Es war im Spätherbste; eine stürmische Nacht. Ich hatte mich sorgenvoll zu Bette gelegt und der heulende Sturm mich lange nicht einschlafen lassen. Endlich gegen Morgen fallen mir ermüdet die Augen zu. Plötzlich werde ich aufgeweckt.

„Es sei ein Herr unten im Mantel, der mich zu sprechen wünsche," wird mir gemeldet.

Ich sehe nach der Uhr: es ist halb fünf. Ich werfe mich in den Schlafrock und sage, daß man den Fremden zu mir geleite, füge jedoch hinzu, daß der Bediente im Vorzimmer bleiben solle, weil der frühe Besuch dieses Mannes im Mantel denn doch einige Besorgnisse bei mir erregen konnte.

Der Fremde erscheint und gibt sich für einen Offizier unserer Truppen zu erkennen. Er ist der Ueberbringer eines Briefes des Festungscommandanten, der mich bei unserer alten Freundschaft beschwört, ihm mit einer bedeutenden Summe zu Hülfe zu eilen. Nur dann sei er im Stande, fügt er hinzu, die Festung zu halten. Er nannte mich am Schlusse des Briefes den Retter des Vaterlandes, welcher dereinst die Bürgerkrone und einen Orden erhalten würde.

Obgleich es mir sogleich einleuchtete, daß eine Geldsendung, zur rechten Zeit hinspedirt, die Festung dem Landesherrn erhalten könne, so erwog ich doch aber auch sogleich, welche Gefahr für mich daraus entstehen könnte, wenn die Franzosen diesen Boten auffingen. Meine Partie war schnell ergriffen. Ich öffnete die Thür des Vorzimmers, worin mein Bedienter auf der Lauer stand, und rief:

„Sogleich, mein Herr, machen Sie sich aus dem Staube, wenn Sie es in der nächsten Minute nicht bereuen wollen. Ich habe kein Geld, um es in die Festungen zu werfen, damit sie den Kriegern Napoleon's länger Widerstand leisten. Das, was Sie, oder das Schreiben, das Sie mir überbringen, Patriotismus benennen, betrachte ich, wie die Sachen nun stehen, wie Verrätherei. Sagen Sie das Dem, der Sie geschickt hat, und verlassen Sie mich!"

Man kann denken, wie verwirrt der Offizier seinen Rückzug antrat. Dieser unerwartete Empfang bedrohete ihn mit Verhaftung und er machte daher von der Weisung: mich zu verlassen, den schnellsten Gebrauch. Mir that es in der Seele weh, den kühnen Mann, der mit augenscheinlicher Lebensgefahr bis zu mir gedrungen war, so ohne Hoffnung und stark verletzt abziehen zu lassen. Was aber hätte ich wol thun können? In diesem Augenblick war nichts Anderes zu beginnen und ich freute mich, selbst vor den Augen meines Bedienten, der gewiß kein Verräther war, meinen Antheil an der Sache so schlau versteckt zu haben und mich nöthigenfalls auf sein Zeugniß berufen zu können. Jene Zeit war zu gefährlich, um selbst vor einem Bruder in solchem Falle offen zu handeln. Nichtsdestoweniger ging ich aber sogleich mit mir selbst zu Rathe, wie es möglich wäre, die verlangte Summe dem bedrängten Commandanten in die Festung zu spielen.

Ich hatte Ursache, meine Vorsorge zu loben. Bald vernahm ich, daß jener Offizier gefangen genommen wurde; hätte ich ihm Geld anvertraut, so wäre es verloren gewesen; hätte er ein Schreiben von mir zu überbringen gehabt, so wäre ich verrathen worden. Von dem fernern Schicksale des jungen Mannes, der einer der ersten Familien des Lan-

des angehörte, habe ich nichts mehr erfahren können; wahrscheinlich war es beklagenswerth.

Durch die Gefangennehmung seines Boten war aber mein seltsames Betragen dem Commandanten der Festung nicht zu Ohren gekommen und er hegte keinen Zweifel, daß ich seinem dringend ausgesprochenen Wunsche nachkommen würde.

Ich begab mich nun mit der bedeutenden Summe, die verlangt worden war, selbst auf den Weg und erreichte glücklich ein einsames Haus, unweit der Festung, von wo ich ihrem Commandanten Nachricht zukommen lassen konnte. Wirklich erschien dieser selbst, um das Geld in Empfang zu nehmen. Er nannte mich den edelsten Deutschen, den hochherzigen Befreier des Vaterlandes, dem er nach abgeschlossenem Frieden eine Belohnung von seinem Fürsten auswirken wolle, die ihn vor ganz Deutschland auszeichne.

Ich will meinen Muth, eine beträchtliche Summe zu jener Zeit mit so geringer Aussicht auf Wiedererstattung und mit keiner auf Vortheil, nicht zu hoch anschlagen, denn ich war reich genug, um mich nicht zu ängstlich darum bekümmern zu dürfen; aber ich hatte mein Leben gar nich unzweifelhaft dabei auf das Spiel gesetzt und das war allerdings werth, berücksichtigt zu werden, da namentlich damals ein jedes Leben, das dem Staate als Opfer fiel, wenigstens ein Mausoleum in der Zeitung erhielt, und ein Leben, welches als Opfer dargeboten, so glücklich war, sich heil und wohl aus der Gefahr zu ziehen, mit Orden und Titel reichlich ausgestattet wurde.

Nach vielen Schwankungen des Waffenglücks, während welcher die Festung jedoch redlich aushielt, erschien endlich der freudig ersehnte Friede. Mein für verloren gehaltenes Capital erhielt ich zwar nach und nach wieder, aber mit der

besondern und gnädigen Anerkennung war es nichts. Ich blieb nach wie vor ein unbeachteter Staatsbürger — ein Schutzjude, wie es in dem damaligen Curialstyl hieß — der nur durch seinen Reichthum, der freilich nicht wenig beneidet wurde, sich auf einer mäßigen Stufe der Achtung in dem Handel treibenden Theile der Gesellschaft erhielt; der andere nahm ohnedies keine Notiz von mir und ohne mein Geld wäre ich sicher bald zu der untersten Hefe des Pöbels in der Meinung Aller hinabgesunken.

Viertes Kapitel.

Apologie des Geldes. — Die Schreibmaterialienhändler. — Der Fasching der Juden. — Erste Liebe. — Die Falschmünzer. — Der Erhenkte. — Die Rechnung bekommt ein Loch.

Man darf sich nicht wundern, daß das Geld in den Memoiren eines Banquiers die Hauptrolle spielt. Ist es nicht in dieser Zeit wirklich der Hebel alles Großen und Nützlichen, Schönen und Vortrefflichen? Wie lächerlich erschien es mir immer, wenn die Menschen so vornehm auf das Geld herabzublicken scheinen und in ihrem Innern dabei doch nur der Eine Gedanke sich regt: recht viel Geld zu haben. Wie sich doch Alles abmüht und abquält um des Geldes willen! Und diese Leute wollen das Geld verächtlich finden? Heuchler und Lügner sind sie! Nur einmal ward ich vor einem dieser Geldverächter von einer grauenhaften Ehrfurcht durchdrungen. Er war in zerrissene Lumpen gekleidet, er lag halb nackt, im starken Regen unter einer

Dachtraufe, eine harte Brotrinde nagend. Ich warf ihm aus Mitleid ein ansehnliches Geldstück hin und der Mensch sah mich grinsend an und stieß die Gabe mit dem Fuße fort. Aber es war ein Wahnsinniger, wie ich hierauf erfuhr.

Die Erfindung des Geldes ist ein Triumph des menschlichen Geistes! Würden, Talent, Wissen, das Höchste, was den Menschen auszeichnet, es wird durch eine imaginaire Größe aufgewogen: das Geld! Wer diese kleinen, gelben, runden Stücke in gehöriger Anzahl besitzt, herrscht mit den Ersten, sieht sich anerkannt, von Achtung umgeben.

„Dies hier ist der gewaltige Geist, der mächtige Große, der allgemein verehrte Staatsmann; jener dort ist nichts als reich — und Alles ist ausgeglichen — Alle stehen sie nun auf derselben Linie.“

Die Liebe zum Gelde ist, wie die Sachen nun einmal in der Welt betrachtet werden müssen, allen Menschen eigen, sie mögen sich's offen gestehen oder verbergen; aber die Verehrung des Geldes kann nur da Raum greifen, wo bereits der Reichthum Wurzel gefaßt hat. Nur wer selbst reich ist, vermag den höhern Sinn des Reichthums zu begreifen. Eher kann ein Kinderloser Vaterfreuden, ein einsam im Leben Schwankender die Genüsse des Hausvaters, ja — ein Blinder die Freudigkeit, die in den Farben lebt, und ein Tauber sich die Herrlichkeit einer Beethovenschen Symphonie vorstellen, als ein armer Schlucker die Gefühle, die ein Reicher hat. Zu wissen: ich kann Alles, was ich will! ist ein Gefühl, das kein anderes aufwiegt. Viele meiner ehemaligen Glaubens- und Standesgenossen werden vollkommen verstehen, was ich hier nur unvollkommen auszudrücken im Stande bin.

Ich war von Geburt reich, aber der Wunsch, diesen Reichthum zu erhalten und zu vermehren, bewog mich, mich

nach einer reichen Partie umzusehen. Mir ward die Wahl nicht schwer! Um jene Zeit überstrahlte ein großes Haus alle andern in meinem Wohnorte. Es war räthselhaft, wie dieses Haus zu seinem Glanze gekommen. Es trieb ein Gewerbe, das Tausende treiben, ohne dabei eben reich zu werden: den Handel mit Schreibmaterialien, die aus England bezogen wurden. Jetzt, in den Zeiten höchster Schreibseligkeit, hat dieses Geschäft natürlich eine größere Bedeutung gewonnen. Freilich wurde Alles nur im Großen ausgeführt und nur nach dem allergrößten Maßstabe; aber dennoch so reich dabei zu werden! das schien unerklärbar.

Ich kümmerte mich weiter nicht darum; das Haus war sehr angenehm; man sah nur die beste Gesellschaft dort, und was den Reiz derselben erhöhte, das waren zwei Mädchen, schön und gebildet, um deren Hand schon Viele sich beworben hatten, ohne sie zu erhalten.

Die Aelteste dieser Beiden schien sich ganz zu einer Gattin für mich zu eignen. Ich näherte mich ihr und Alles, was ich an ihr entdeckte, forderte mich auf, meine Bewerbungen mit Eifer fortzusetzen.

Um die Zeit der Fastnacht bei den Christen feiern wir ein Fest, das eine ähnliche Bedeutung hat. Es soll zum Andenken der Befreiung des Volkes von dem ihm während der persischen Gefangenschaft durch Haman gedroheten Tode eingesetzt sein und wird daher das „Hamansfest" genannt. Haman, der boshafte Minister des Königs Ahasverus, muß das Schaffot besteigen und die schöne Königin Esther weiß es dahin zu bringen, daß ihr geliebter Bruder Mardochai, aus dem Kerker befreit, auf dem reichgeschmückten Leibrosse des Königs von stolzen Dienern durch die Straßen Susan's geführt wird. Wäre Haman's Verrätherei damals gelungen, so lebte heute kein Jude mehr; ich lasse es dahin gestellt,

ob die Welt dadurch ein anderes Ansehen gewonnen hätte, glaube es aber fast. Viele Ueberlieferungen wären gewiß mit den Juden verloren gegangen, die als lebendige Chroniken von Jahrhunderten zu Jahrhunderten zu den Völkern sprachen und Weisheit predigten.

Noch jetzt freuen sich aber die Juden dieses Sturzes des bösen persischen Ministers und gedenken der schönen, tugendhaften Königin Esther in Ehren; dabei vermummen sie sich, wie auch die Christen es an ihrer Fastnacht thun, statt aber wie diese sich an einem öffentlichen Orte zu vereinigen und einen Ball zu halten, zogen sie es vor, sich einander in der Vermummung zu besuchen, wo sie in jedem Hause gleich freundliche Aufnahme fanden. Jene Häuser, wo zahlreiche Gesellschaft eingeladen war, und besonders die, wo sich junge, hübsche Mädchen fanden, wurden vorzugsweise von dem Maskenschwarm heimgesucht, in den sich auch viele Christen mischten, denen es nicht unwillkommen war, sich in die Häuser reicher Juden auf diese Weise einzuführen, theils zur Unterhaltung für den Augenblick, theils um noch später diese alttestamentarischen Sitten und Gebräuche zur großen Ergötzung ihrer Glaubensgenossen nachahmend zu verspotten.

In der Familie der Schreibmaterialien-Händler war an diesem Feste eine glänzende Gesellschaft versammelt. Man hatte die großen Zimmer des Hauses geöffnet und es drängte sich darin eine Menge von Gästen umher, sowol geladene als ungeladene, die zu Fuß und zu Wagen maskirt herbeikamen, um den Tumult, der überall herrschte, zu vermehren.

Der Chef des Hauses, noch von altem Schrot und Korn, ging mit vorgestrecktem Bauche und die Hände in den Hosentaschen, Geld durch die Finger rollend, hin und her, freundlich schmunzelnd, rechts und links mit dem Kopfe

nickend und zum Essen und Trinken auffordernd, während seine dicke Ehehälfte, mit Juwelen bedeckt, auf dem Sopha saß und kluge Blicke aus den glühenden Augen, unter der tiefen Spitzenhaube hervorsandte, Alles genau musternd, was um sie vorging. Eigentlich aber war die Dame vom Hause mit ihren Gedanken nicht beim Feste; man wußte, daß sie die Geschäfte leitete, sie saß den ganzen Tag über im Comptoir, wog Ducaten und führte die Bücher; sie hatte keinen Geschmack für solche Mummerei und Narrethei, ihr Sinn war auf den Ernst des Lebens gerichtet. Sie sah aus, als taxirte sie Alles wie ein kluger Wardein, nicht aber wie die Wirthin und Königin des Festes, die sich der bunten Beweglichkeit dieser lustigen Welt erfreuete.

Wer sich ihr nahete, verließ sie bald wieder, denn es war trotz ihrer Klugheit nicht viel Vernünftiges mit ihr zu reden; besonders war sie aber deshalb zurückhaltend, weil sie immer zu vermuthen schien, man werde bei ihr um die Hand ihrer Töchter anhalten. Sie wollte davon zur Zeit noch nichts hören, weil sie vorsichtig in der Wahl war und ganz eigensinnige Forderungen an ihren zukünftigen Schwiegersohn zu stellen beabsichtigte.

Ich kümmerte mich nicht um sie. Meine Augen und Sinne hafteten auf einem ganz andern Gegenstande. Ich wollte die Tochter erobern und schmeichelte mir, dann die Einwilligung der Eltern von selbst zu erhalten.

Ich benutzte den Augenblick, als ein langer Maskenzug von lustigen Gesellen mit Musik in den Saal einzog und Alles sich hinzudrängte, um ihn in Augenschein zu nehmen, das Mädchen zu occupiren, das in Gedanken verloren in einem Nebenzimmer sitzen geblieben war und wie vergessen auf einem Flügel klimperte.

Sie hörte mich an; ich wurde zärtlich und ergriff ihre

Hand, die ich küßte; sie ließ es ruhig geschehen. Ein paar Stunden vergingen und wir merkten nichts von Dem, was um uns vorgegangen war, die Gesellschaft verlor sich — ich schreckte ordentlich auf — ich hatte ihr noch so viel zu sagen, nach meiner Meinung — aber die Zeit war für diesmal um und ich mußte mich entfernen, nicht ohne Hoffnung, in dem Terrain ihres Herzens etwas für mich Günstiges ausgerichtet zu haben.

Ich besuchte nun dieses Haus öfter und überzeugte mich davon, daß mich das Mädchen wirklich liebte, und daß auch die Eltern mich nicht ungern sahen. Unsere Liebe war solid und hatte nichts von der überspannten Lächerlichkeit, wie sie damals unter vielen meines Glaubens herrschte. Dies lag eben sowol in meinem Charakter, als in dem meiner Geliebten.

Obgleich sie trefflich zu singen verstand und eine starke Stimme hatte, so unterließ sie es doch, den Einladungen des Directors der Singschule zu folgen, wann große christliche Tonwerke öffentlich aufgeführt wurden. Es war nämlich nicht selten, daß junge Jüdinnen die Arie:

„Singt den göttlichen Propheten"

in Graun's Tod Jesu in der Kirche vortrugen, zum Aerger aller frommen Zuhörer. Das nannte man damals Toleranz und Aufklärung und sah nicht ein, wie lächerlich man sich damit machte.

Eben so wenig schwärmte das Mädchen meiner Liebe von Theobald und Theourosa oder von der Hyacinthe und dem Karfunkel, wie es ebenfalls zu jener Zeit durch Werner Mode geworden war. Ich kannte überspannte Närrinnen aus guten jüdischen Häusern, die kein Schweinfleisch aßen und am Sabbath sich nicht die Nägel beschnitten, aber einen kleinen Weihkessel und ein Marienbild an der Wand hatten,

und von Religion und Frömmigkeit viel ungewaschenes Zeug vorbrachten. Sie faselten von einer Religion der Kunst, oder von einer Kunstreligion, wie sie es nannten; aber die Hauptsache dabei war, daß sie nichts davon verstanden und eigentlich keine rechte, wahre Religion hatten. Einige jüdische Studenten unterstützten dieses überspannte Wesen und verbreiteten es immer mehr. Es waren vollkommen lächerliche Geschöpfe, von denen eine treue Abconterfeiung in der Posse „Unser Verkehr" in der Person des Isidorus Morgenländer angetroffen wird. Der Verfasser, Doctor Sessa, hat ein wahres Meisterstück geliefert, das aus der genauesten Beobachtung hervorgegangen ist. Jetzt sind diese jüdischen Schöngeister nicht mehr anzutreffen. Sie wären auch ganz hors de saison, da dergleichen Caricaturen doch immer nur das allgemeine Treiben reflectiren, diese Kunstphantasien und mystisch-religiöse Träumereien aber längst andern Liebhabereien Platz gemacht haben.

Das Mädchen, das ich mir erwählt hatte, war von kräftigem, gesundem Schlage, einfach an Gemüth und wahrhaft liebenswürdig. Mein Sinn war von jeher zu sehr auf's Praktische hingeneigt, als daß ich mich in diesem Falle hatte täuschen sollen. Auch ich streifte nicht im geringsten an Empfindelei und bemerkte mit innigem Vergnügen, wie meine Geliebte mit allen Jenen, die sich darin gefielen, nach Herzenslust ihr loses Spiel trieb.

Nachdem wir unsere Angelegenheit unter uns ins Reine gebracht hatten, wollte ich keinen Augenblick zögern, meinen Wunsch den Eltern bekannt zu machen. Meine häufigen Besuche waren wohlgefällig bemerkt worden und meine Absichten konnten nicht verborgen geblieben sein. Es wäre gewagt gewesen, hätte ich damit zurückhalten wollen, da Viele der Abgewiesenen insgeheim auf Rache sannen und

gern bereit waren, nachtheilige Gerüchte über mich auszustreuen. Ich ergriff daher die erste Gelegenheit, die sich mir darbot, mit meinem Antrage vor die Mutter zu treten.

Wie groß war aber meine Ueberraschung, als ich ganz gegen Erwarten ziemlich kalt empfangen wurde. Es lag eine Verlegenheit, etwas wie Bedauern in der Art und Weise, wie ich angehört wurde, und wenn ich gleich keine völlig abschlägige Antwort erhielt, so war doch auch keine ermunternde Aufforderung die Folge, um in meinen ehrlich gemeinten Bewerbungen fortzufahren. Nur zu bald sollte ich die Ursache kennen lernen, die mich auf ewig von dem Gegenstande meiner ersten Liebe trennte.

Der räthselhafte Reichthum der Eltern des Mädchens hatte eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit erregt, man sprach davon, daß ein sehr gefährliches Geschäft wol die erste Veranlassung dazu gewesen sein mochte. Auch ich hatte an verschiedenen Orten darüber sprechen hören. Es war erwiesen, daß viele falsche Scheidemünze aus England eingebracht wurde und daß auf solche Weise so mancher von meinen Glaubensgenossen zu großem Vermögen gekommen war. Ich war nicht abgeneigt, dem Gerüchte Glauben beizumessen, daß auch die Eltern des Mädchens sich mit diesem verbrecherischen Handelszweige in früherer Zeit wol abgegeben haben mochten, allein ich war eben so überzeugt, daß ihr jetziger Glücksstand sie davon abhalten mußte, sich noch diesen halsbrecherischen Speculationen hinzugeben. Wie mußte ich also erschrecken, als mir eines Morgens gemeldet wird, daß plötzlich über Nacht die Behörde eine Haussuchung dort angestellt habe und daß in Folge derselben Vater und Sohn in Verhaft genommen wurden. Ich eilte fort zu meinen Freunden und erhielt leider alsbald die traurige Bestätigung.

Man hatte Wind erhalten, daß eine neue Sendung falscher Scheidemünze angekommen sei, und die sichersten Nachweisungen über die Quelle ihrer Verbreitung. Bei frühem Morgen begaben sich Abgeordnete der Behörde in das Haus jener Leute und erklärten ihren Vorsatz, Alles zu durchsuchen. Befremden mehr als Verlegenheit empfing sie. Man schloß willig Kassen und Schränke auf und man fand nicht, was man vermuthete. Aber damit begnügten sich die Beamten nicht, sondern sie durchsuchten das Haus vom Keller bis zum Boden, jedoch mit nicht besserm Erfolg. Schon wollten sie sich unter Bedauern höflich entfernen, als plötzlich ein Gerichtsdiener herbeilief, der das Hofthor besetzt gehalten hatte und die Meldung brachte, er habe Geld klirren hören, das in den Hof des Nachbars hineingeworfen worden war. Man eilte dahin und fand in der That drei Säcke mit blanker Scheidemünze, von denen einer aufgeplatzt war und dessen Inhalt auf den ersten Blick für falsch erklärt wurde.

Zugleich wurde der Sohn des Hauses, ein hübscher und gewandter junger Mensch, auf der Mauer ergriffen, welche beide Höfe schied; er gestand, die Säcke in den Hof des Nachbars hinabgeworfen zu haben. Es waren die letzten der großen Sendung, die bis auf diese bereits in Circulation gesetzt worden war.

Nach den ersten Verhören wurde der Vater wieder in Freiheit gesetzt; die Last des Verbrechens ruhete nur auf dem Sohn. Er war in England gewesen, hatte alle Verbindungen mit den Falschmünzern eingeleitet und selbst die Sendungen convoyirt. Dem Alten ließ sich durchaus nichts nachweisen, wenn es gleich mit Gewißheit anzunehmen war, daß er schon lange den Nutzen aus dieser Speculation gezogen und schändlich genug war, seinen armen Sohn hinzuopfern.

Seit diesem Unglücksfall lebte die Familie sehr zurückgezogen und ich selbst sollicitirte vergebens um die Erlaubniß, meine Theilnahme an dem Ereigniß persönlich kundgeben zu dürfen.

Während die Untersuchung in Bezug auf den Sohn ihren Anfang nehmen sollte, entzog sich dieser freiwillig der irdischen Gerechtigkeit. So wurde nämlich von den Richtern selbst angenommen, obgleich sein Tod in meinen Augen stets Zweifel erregte. Es befand sich in seinem Gefängnisse noch ein junger Mensch, der bedeutender Verbrechen wegen dort war. Jetzt hatten ihn Schulden zur Haft gebracht. Dieser machte nun einst in der Nacht einen gewaltigen Lärm und schrie nach dem Gefangenwärter. Als dieser kam, führte er ihn zu dem Bette seines Leidensgefährten, der darin mit seiner Halsbinde erdrosselt lag. Sein Röcheln und Stöhnen, so sagte er aus, haben ihn aus dem Schlafe erweckt, worauf er sogleich Lärm gemacht; bis man aber gekommen sei, habe der Andere den Geist aufgegeben.

Die Sache wurde streng untersucht. Dem ersten Anscheine nach sollte der junge Mensch ohne Hülfe sich nicht den Tod habe geben können. Man sprach sogar davon, daß er einen kostbaren Ring am Finger getragen hatte, der nun vermißt wurde; allein trotz aller Zweifel brachte man nichts heraus und die Meinung stellte sich am Ende dahin fest, daß hier ein Selbstmord vorliege. Man wollte wissen, daß der Unglückliche ein junges Christenmädchen geliebt habe, daß er auf dem Punkte gestanden sei, sich taufen zu lassen, und daß er nun, von Schande erdrückt und einer infamirenden Strafe entgegensehend, das Leben nicht länger habe ertragen können.

Wie es zu gehen pflegt, mußten die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden; alle Rechtlichen zogen sich von dem

Hause nun zurück, so wie sie früher es suchten und sich glücklich schätzten, sich darin aufgenommen zu sehen. Einsam und still verlebten die reichen Leute und mit ihnen ihre hübschen Töchter ihre Tage. Meine Liebe war nicht so romantisch, daß ich im Stande gewesen sein sollte, mich über die öffentliche Meinung hinwegzusetzen. Eine Verbindung mit diesem Hause konnte nicht mehr das Ziel meiner Wünsche bleiben. Ich suchte meine Leidenschaft für das Mädchen mit Macht niederzukämpfen und mir die gebührende Stellung in meiner Welt, d. h. an der Börse, recht lebhaft vor Augen zu führen. Um aufrichtig zu sein, gestehe ich, daß mir die Entsagung nicht schwer ward. Wäre ich ein Dichter oder ein Maler gewesen, ich glaube, ich hätte einen schweren Kampf zu bestehen gehabt. So aber — ein Banquier! da treten Herzensempfindungen vor den reellen Gefühlen in den Hintergrund.

Mein Entschluß wurde übrigens auch dadurch erleichtert, daß der Gegenstand meiner frühern Neigung die Stadt verließ und mit ihrer Schwester in einer entfernten Provinz bei einem Verwandten zu leben beschloß. Dort soll sie später sich verheirathet haben; ob sie glücklich wurde, weiß ich nicht zu sagen, ich habe nichts darüber erfahren können.

Dies aber war meine einzige Jugendliebe; ich habe seitdem nicht wieder so geliebt. Meine Neigungen zu Frauen beschränkten sich von nun an nur auf gewisse Beziehungen, das Herz war selten dabei so recht für voll im Spiele. Nach Dem, wie ich mich nun selbst zu kennen glaube, mußte die einzige Herzensneigung, die ich jemals gefühlt, einen so tragischen Ausgang haben. Es war weise vom Schicksal, es so zu lenken. Ich kann mir denken, daß wir unglücklich geworden wären, wenn sich Alles damals nach unsern Wün-

schen gefügt haben würde, bis zu welchem Grade sich dieses Unglück aber gesteigert hätte, dies vorauszusehen, liegt außer der Sphäre meiner Berechnungen.

Fünftes Kapitel.

Die Erholungsreise. — Der Dichter am Wege. — Der Lump. — Tragischer Ausgang.

Den trüben Eindruck zu verwischen, den der eben erzählte Vorfall auf mein Gemüth gemacht hatte, beschloß ich, eine Reise zu unternehmen.

Eine heilsame Zerstreuung kann in solchem Falle nur von fremden, nie gesehenen Gegenständen ausgehen. Ich reiste vorerst nach der Hauptstadt des Landes, von welcher ich schon so lange mir hatte vorerzählen lassen. Der Weg führte mich durch eine traurige Gegend; elende Hütten, ein Volk, das der Armuth erlag, weil der Boden selbst durch eisernen Fleiß sich nichts abtrotzen ließ; Wege und Landstraßen, auf denen man jeden Augenblick den Hals zu brechen riskirte; die schlechtesten Gasthäuser, die man sich denken kann und worin man selbst an dem Nöthigsten Mangel litt, so fand ich mein sogenanntes Vaterland. Obgleich ich Manches in der Stadt, wo ich lebte, auszusetzen fand und wol einsah, daß hienieden nicht Alles vollkommen, oder daß wenigstens noch nicht Alles auf einen Punkt gehoben war, der nichts mehr zu wünschen übrigließ, so war mir doch der Anblick dieses Landstrichs zu überraschend, um mich nicht mit Wehmuth zu erfüllen. So hatte ich mir's vor den Thoren meines Geburtsortes nicht gedacht!

Aber statt daß es sich in der Nähe der Hauptstadt freundlicher gestalten sollte, nahmen die trüben Aspecte im Gegentheile immer zu, je näher ich dem Sitze der Herrlichkeit, des guten Geschmacks und der feinen Sitte kam. Meine unmuthige Ueberraschung hatte einen solchen Grad erreicht, daß ich ein paar Stationen vor dem Ziel meiner Reise einen Brief an einen Freund schrieb und mich im bittersten Spotte darüber ergoß, was ich zu sehen bekam.

In dieser Stimmung kam ich in der Residenz an. Ich stand mit keinem einzigen christlichen Hause dort in Geschäftsverbindung und präsentirte mich daher nur in jüdischen, unter denen ich jedoch die reichsten kannte. Sie lebten auf einem Fuße, den ich bis jetzt in der Provinzstadt noch nicht kennen gelernt hatte. Die ersten Künstler und Staatsmänner verschmäheten es nicht, über die Schwelle zu schreiten, an welcher der Segen der Thora angeheftet war, dem kein Gläubiger vorübergeht, ohne ihn durch einen Kuß zu verehren. Ein ungeheurer Luxus herrschte überall; ich wohnte Gastmählern bei, deren ein gekröntes Haupt sich nicht hätte schämen dürfen. Aber alle diese Leute machten auch Geschäfte, welche auf die großen Weltereignisse, deren Mittelpunkt wir Alle waren, Einfluß ausübten.

Große Lieferungen für die Armee, Auszahlungen der Subsidiengelder, der Kriegssteuern, das waren die Bereiche, worin sich diese Häuser bewegten. Mir gingen zum ersten Male die Augen auf; was ich bis jetzt getrieben, hatte ich von meinem Vater so treiben sehen, und obgleich ich über ziemliche Summen zu gebieten hatte, war mir doch nur Alles, im Vergleich mit Dem, was ich hier sah, wie Kleinhandel erschienen. Ich bewarb mich als Theilnehmer bei verschiedenen Speculationen und war erfreut, als man meine Vorschläge annahm.

Nach einem ziemlich lustigen Aufenthalte von mehren Wochen verließ ich die Residenz, um durch den Staat eines benachbarten Fürsten meine Reise bis an den Rhein auszudehnen. Hier hatte ich ein Abenteuer, das ich erzählen will.

Es war ein kühler Morgen zu Anfang des Winters; ich saß im guten Pelze im zugemachten Wagen und schaute hinaus auf die bereifte Landschaft. Da zog ein junger Mensch meine Aufmerksamkeit auf sich, der am Wege saß und vor Kälte fast erstarrt zu sein schien. Ich ließ halten, und da aus dem luftigen, abgetragenen Röckchen ein edles Gesicht hervorblickte und mich dabei etwas Unbestimmtes zu dem Menschen hinzog, so lud ich ihn ein, sich in meinen Wagen zu setzen, gab ihm einen überflüssigen Mantel, der auf dem Rücksitze unbenutzt lag, und öffnete sogleich mein Flaschenfutter, um ihm ein Gläschen Madera anzubieten. Er dankte herzlich und nannte mich seinen Lebensretter; er war nämlich dem Erfrieren eben so nahe, als dem Verhungern gewesen, da ich ihn getroffen hatte.

Zu meinem Erstaunen vernahm ich, daß ich so glücklich gewesen war, einem Glaubensgenossen das Leben gerettet zu haben. Er war vom fernen Rhein bis nach Prag gezogen, wo er sich bei der zahlreichen Gemeinde als Lehrer oder Erzieher durchzubringen gehofft hatte. Allein seine Hoffnung war fehlgeschlagen. Einige wohlwollende Familien hatten sich seiner anfänglich angenommen, dann aber mußte er den gegen ihn gesponnenen Intriguen weichen. Würde er dies nicht gethan haben, so hätte er selbst für seine persönliche Sicherheit Befürchtungen hegen müssen. Er schilderte mir mit lebhaften Farben die Rachsucht seiner Widersacher, die ihn dazu vermochte, entblößt von allen Hülfsmitteln, kränklich wie er war, in rauher Jahreszeit, sich auf den Weg, nach einem ungewissen Ziele, zu begeben.

Der Wein hatte ihm nun ein Wohlbehagen mitgetheilt, das sich in heitern Gesprächen zu erkennen gab; er wurde Das, was man redselig zu nennen pflegt. Er sagte mir, daß er Dichter sei und bereits mehre von seinen Poesien habe drucken lassen; hierauf nannte er mir seinen Namen und verwunderte sich, daß ich ihn noch nie nennen gehört hatte. Ich aber entschuldigte mich bei ihm auf das beste damit, daß ein Geschäftsmann, wie ich, nicht Zeit habe, sich um Dichter und ihre Werke zu bekümmern, und fügte noch hinzu, daß ich wünschte, er möge mir dieser aufrichtigen Aeußerung wegen doch ja nicht seine Achtung entziehen. Er versicherte hinwieder, daß ich ihm einen so großen Dienst erzeigt habe, den er sein ganzes Leben nicht vergessen könne, und daß er es einem solchen Manne, der sich in großen Geschäften wiege, gar nicht verdenke, wenn er sich um das lose Gesindel der Poeten nicht bekümmere. Dabei lachte er bitter.

In der That war es damals eine recht böse Zeit für Leute solchen Gelichters. Der Kanonendonner wollte alle Sangvögel zum Schweigen bringen, und wagten es dennoch einige, ihr Zwitschern hören zu lassen, so wurden sie unstät umhergejagt und wußten nicht, wo sie ihr Nest hinbauen sollten. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm über die Laufbahn, die er ergriffen, meine Verwunderung auszudrücken.

Ich habe es stets nicht begreifen können, wie Künstler sich in einem Orte ansiedeln konnten, dessen Lage augenscheinlich nur Vortheile zum Handel bietet. Wer kann so grausam gegen sich selbst sein, sich mit einem glühenden Künstlergemüth unter egoistischen Börsenmenschen umherzutreiben und im Elend zu darben, während man durch Handel auf jedem Schritt ein reichliches Auskommen finden kann. Aber noch unbegreiflicher war es mir, daß Juden etwas

Anderes, als den Handel ergreifen mögen, zu welchem sie bis diesen Augenblick doch nur einzig und allein bestimmt zu sein schienen. Es gehört eine Entsagung hiezu, deren Kraft ich mir nicht zutraute. Wer Künstler sein will, gehe nach Italien, und wer den Handel verschmäht, höre auf, Jude zu sein. Thut er das nicht, so muß nothwendig ein Zwiespalt entstehen, den keine Kraft in seinem Innern auszugleichen im Stande sein wird. Wir haben genug Beispiele gehabt, die mir aber in diesem Augenblicke nicht einfallen und die hier aufführen zu wollen auch wol sehr überflüssig wäre.

In der nächsten bedeutenden Stadt, die wir erreichten, setzte ich meinen Dichter ab, nachdem ich ihm eine ansehnliche Unterstützung gegeben hatte; er war von Dankgefühl durchdrungen und versprach mir, von seinen fernern Schicksalen Bericht abzustatten.

Er hielt getreulich Wort. Ich bekam bis an seinen Tod von Zeit zu Zeit Briefe von ihm. Er war ein gelehrter, talentvoller Mann, nur taugte er leider nicht für die Welt, wie sie damals war; daran ist er jung gestorben. Nachdem er sich mühevoll durchgeschlagen, und größtentheils Verfolgungen von seinen Glaubensgenossen selbst auszustehen hatte; bald für einen Freigeist, bald für einen Schwärmer verschrien wurde, kam er nach einer Provinzialhauptstadt, die eine ansehnliche Menge Juden unter ihre Bewohner zählte, von denen aber die Reichsten bereits zum Christenthume übergetreten waren. Hier kam man ihm anfänglich mit großer Bereitwilligkeit entgegen und versprach ihm, kräftig für ihn zu wirken. Die sogenannte jüdische Reformation hatte damals eben begonnen. Man wollte nicht nur deutsche, studirte Rabbinen, statt der unwissenden polnischen Juden, die sonst an vielen Orten jenes wichtige Amt bekleideten;

sondern man ging weiter: man wollte Predigt und Gesang für den verworrenen, betäubenden Lärm, der mir in meiner frühern Jugend den Gottesdienst in den Synagogen so sehr verleidet hatte. Mein armer Dichter schien der Gemeinde jener Stadt die trefflichsten Eigenschaften zu einem modernen Prediger zu haben, wie sie ihn brauchten, und ich zweifle nicht, daß er ihr blumenreiche und salbungsvolle Reden gehalten haben würde. Allein wie das Sprichwort sagt: „Während das Gras wächst, verhungert die Kuh", so ging's auch hier. Man stritt hin und her; es gab Parteien für und wider; man mußte Stimmen zum Schweigen bringen, fremde Interessen bekämpfen; der arme Dichter legte sich allen möglichen Zwang auf, seinem zukünftigen Predigerstande gemäß zu leben. Er versagte sich jede Freude, jeden Genuß, zu dem seine Jahre ihm wol ein Recht gegeben hätten, und beschränkte seinen Umgang aus devotester Dankbarkeit nur auf die Häuser, die seine Mäcene waren. Daran that er aber unrecht, der arme Mensch!

Wer kein Geld hat, wird in der jüdischen Umgangssprache gewöhnlich „Lump" geheißen. Man würde erstaunen, Männer, welche durchaus des rechtlichsten Ansehens genießen, als Lumpen bezeichnet zu sehen, wenn man nicht wüßte, daß sie kein Geld besitzen. Wer an Achtung in den Augen wackerer Juden nicht verlieren will, gebe ja keine Blößen seines Geldbeutels zu erkennen, sonst ist es darum geschehen.

Jener Professor, den die ganze gelehrte Welt anerkennt, jener Beamte, der in seinen häuslichen Verhältnissen sehr ehrbar erscheint, ist „ein Lump", denn er suchte einmal ein kleines Capitälchen bei einem Juden aufzunehmen. Hat er dieses Capitälchen ehrlich zurückgezahlt, so heißt es von ihm

im jüdischen Conversationston: „Er ist ein grundehrlicher, braver Mann, aber er ist doch ein Lump!"

Wer diesen Gebrauch des Wortes nicht kennt, wird in solchen Aeußerungen vergebens nach einem Sinn forschen.

Ein solcher Lump war denn auch der gute Dichter und dies beeinträchtigte das Ansehen bedeutend, dessen er zufolge seiner Candidatur bedürftig gewesen wäre. Dazu kam noch, daß geschäftige Leute nach seiner Heimat schrieben, um über seine frühern Lebensverhältnisse Auskunft zu erhalten. Man erfuhr, daß er im Punkte der Liebe keineswegs ganz reinen Leumunds genieße; ein armes Christenmädchen hatte ein Pfand seiner Zärtlichkeit aufzuweisen und war bald darauf gestorben; das Pfand lief aber nunmehr bettelnd im Orte herum und wurde von den andern schmuzigen Bettelkindern „Jud" geschimpft und sie schämten sich seiner.

Dies war natürlich keine besondere Empfehlung für den armen Lumpen, der deutscher Prediger einer Judengemeinde werden wollte. Die Mäcene, die er fortwährend besuchte, fingen an, sich etwas von ihm zurückzuziehen, und die Andern, die er ohnehin vernachlässigt hatte, fuhren in der Aufsuchung nachtheiliger Umstände nur desto eifriger fort. Er selbst saß unterdeß in einem kleinen, elenden Zimmerchen, dessen geringe Miethe ihn sogar am Ende eines jeden Monats in die tödtlichste Verlegenheit setzte, und arbeitete an einem großen Trauerspiel mit Chören: „Salomo's Siegelring." Gewiß das Unpassendste, das er in seiner Lage thun konnte. Hierüber kam der Tod, wie auf leisen Socken, unmerklich zu ihm herangeschlichen, klopfte ihm auf die Schulter, als er gerade an seinen Versen feilte, und sprach:

„Laß das gut sein, armer Lump! wie magst du nur so dich plagen und um nichts, Launen ertragen und hungern und frieren und dich überdrüssig harren! Es wird doch

nichts daraus! Komm, wir wollen das Ding bald anders machen."

Und damit war's aus; in dem kalten Zimmer lag alsbald die kalte Leiche des Dichters. Er, der nie zu Pferde gesessen, mußte an der galoppirenden Schwindsucht sterben. Eine bittere Ironie! Aber sie war mitleidig und hat's schnell mit ihm gemacht. Seine Gedichte und sein Trauerspiel hat Niemand zu sich genommen; die losen, schmierigen und halbzerrissenen Blättchen wurden auf den Kehricht geworfen und nur Das, was schon zerstreut, hie und da in Tageblättern gedruckt worden war, wurde wieder gesammelt und neu aufgelegt; ich habe auch auf sechs Exemplare pränumerirt, weil es hieß, daß man ihm einen Denkstein auf seinem Grabe von dem Ertrag errichten wollte. Ich weiß nicht, ob etwas Ordentliches zu Stande kam.

Die Gedichte selbst habe ich nie gelesen, ich lese in der Regel keine und habe auch keine Zeit zu so etwas; aber nach Dem, was ich aus Gesprächen mit dem Verstorbenen und von Andern über ihn erfahren habe, glaube ich, daß er ein guter Dichter gewesen ist.

Der arme, gute Mensch! daß er auch nur eben ein Lump sein mußte!

Sechstes Kapitel.

Frankfurt. — Der Jude-Paria. — Der reiche Wohlthäter. — Der Banquier und der Juwelenhändler. — Häusliche Gebräuche. — Kaffeehaus, Kartenspiel und Fische.

Ich besuchte Frankfurt. Diese Stadt war damals noch nicht so, wie ich sie einige Jahre später kennen lernte. Unter den Fittigen des schützenden großherzoglichen Adlers durften die Juden selbst auf der Zeil und dem Liebfrauenberge wohnen und mit den Christen sich der gesunden Luft erfreuen, welche der gütige Himmel in und um Frankfurt wehen läßt. Nur die Trödler und Schacherer der untersten Art blieben in dem Qualm der alten Judengasse gebannt und wollten nichts wissen von der großmüthigen Emancipation, die der Großherzog von Frankfurt ihnen angedeihen ließ.

Ich war jedoch Zeuge, wie sehr die Bürger diese Maßregeln verwünschten, und zog daraus den Schluß, daß über kurz oder lang meine armen Glaubensgenossen genöthigt werden dürften, in ihre alten räucherigen Quartiere zurückzuwandern, wenn gleich ein solcher Fall damals noch nicht entfernt vorauszusehen war. Einst machte ich nämlich einen Gang vor das Thor und hatte mich ermüdet unter einen schönen Baum gesetzt, um dessen Stamm eine Bank lief. Kurze Zeit darauf nahm eine Familie neben mir Platz, die soeben von einem entfernten Spaziergange zu kommen schien; der Vater sagte, er sei sehr ermüdet, und wischte sich den Schweiß von der Stirne; er freute sich dabei des schattigen Plätzchens und der schönen Aussicht. Aber plötzlich, als wenn er eine giftige Schlange erblickte, sprang er auf und sagte zu seiner Frau und den Kindern: „Kommt Kinder,

hier ist unsers Bleibens nicht, muß der Teufel so 'n verdammten Jud' auch überall haben!"

Hier sprangen Alle auf und folgten dem Vater.

Anfänglich bezog ich den Affront auf mich, da ich aber ganz unbekannt den Leuten war und in meinem Aeußern sich nichts, was den Juden verrathen hätte, ausdrückte, so lenkte ich meine Blicke nach der andern Seite des Baumes, um den Gegenstand zu entdecken, der jenen christlichen Familienvater so plötzlich aus seiner Ruhe aufgeschreckt hatte, die ihm noch vor wenigen Augenblicken ganz trefflich zu behagen schien. Ich bemerkte einen kleinen Mann in einem grauen, schlichten Ueberrocke, der in Gedanken versunken da saß und gar nicht bemerkt hatte, welchen unangenehmen Eindruck seine Anwesenheit auf die Familie gemacht. Ich erkannte den Mann sogleich und nun erhob auch ich mich, nicht aber, um mich aus seiner Nähe hinweg zu begeben, sondern um ihm meine Ehrfurcht zu bezeigen. Es war ein reicher, sehr wohlthätiger Israelite, der seine Unterstützung Christen und Juden angedeihen ließ und nie erst fragte: „Welchem Glauben gehört Ihr an?" ehe er die Hand öffnete, um seine Gabe zu spenden. Jeden Freitag umlagerte eine Menge Armer seine Thür und Allen wurde eine reiche Gabe bescheert; reich im Verhältniß zu ihrem Elende und zu Dem, was ihnen die Mildthätigkeit ihrer Mitbürger zufließen ließ. Ging der Mann über die Straße, so neigten sich die kleinen Handwerker, Tagelöhner und Handelsjuden tief vor ihm, und die Kinder und Weiber liefen ihm nach, um den Zipfel seines Rocks zu küssen; dies ward ihm zu Theil, während die vornehmen Christen ihn flohen und die reichen Juden selbst — denn eigentlich vornehme gab es damals noch nicht — ihm mit Neid und Abneigung begegneten. Dieser Mann ward der Stifter eines Hauses, dessen Ruhm weit reichen

sollte, die Geschichte der Pinto in Portugal wieder heraufbeschwor und an die Macht der Banken der Medicis im Mittelalter erinnerte.

Bei meinem zweiten Aufenthalt in Frankfurt war dieser Mann gestorben, aber sein Haus, dessen ich eben erwähnte, stand im vollsten Flore. Die Chefs desselben hatten sich nun auch aus dem schmuzigen Revier der Judengasse herausgemacht, aber wie kluge, vorsichtig berechnende Leute, waren sie nicht zu weit, sondern nur bis an die Ecke gezogen; sie steckten gleichsam nur den Kopf heraus, um frische Luft zu schöpfen; wer wollte ihnen das verargen? Sie trauten dem Frieden nicht!

Ich hatte einen Creditbrief an dieses Haus. Eines Morgens geh' ich hin; man weist mich in das Comptoir, das zu ebener Erde war. Ein Geschäftsmann, wie ich, mußte dieses Comptoir mit Achtung betreten. Es waren hier Geschäfte gemacht worden, die selbst gewiegte Geldmenschen in Erstaunen setzen konnten. Das Local bestand aus drei Zimmern; ich wurde in das eine gewiesen, um die Ducaten in Empfang zu nehmen, die ich zu erhalten wünschte. Ein grün angestrichenes Gitter von Holz lief quer durch das schmale, ziemlich dunkle Zimmer und theilte es in zwei gleiche Hälften. Dahinter stand der Zähltisch, an dem eine bejahrte Frau, in einer weißen, die Stirn tief bedeckenden Spitzenhaube, saß und mit flinker Geschäftigkeit mir das Gold vorwog. Dies war die Mutter des Hauses. Neben ihr lag ein Strickzeug, welches sie — wenn es sonst nichts zu thun gab — wol zur Hand nehmen mochte.

Von hier begab ich mich in das gegenüberstehende Haus, wo ich bei einem reichen Juwelier zum Essen eingeladen war. Ich konnte nun die Wagen vorfahren sehen, die sich zu einem Diner in dem Banquierhause, wo ich meine Du-

caten empfangen hatte, einstellten. Es waren lauter vornehme Leute: fremde Generale, Minister, Gesandte. Ich vernahm, daß die alte Frau mit der Spitzenhaube oben an der Tafel sitze und daß die Speisen alle nach jüdischen Gesetzen und Vorschriften, die bekanntlich — was die Küche betrifft — besonders streng gegeben sind, zubereitet waren. Ich wäre wol begierig gewesen, zu sehen, welche Mienen jene vornehmen Herrschaften geschnitten haben, wenn sie die nach allgemeiner orientalischer Kochkunst stark mit Knoblauch gewürzten und überpfefferten Braten, die safrangefärbten Suppen und die verzuckerten Gemüse zu kosten anfingen. Aber in dem Hause, wo ich speiste, ging es eben so alttestamentarisch zu. Man trug nichts auf, was gegen die Vorschriften des Talmud gefehlt hätte, und der männliche Theil der Tischgesellschaft behielt den Hut auf dem Kopfe, was mich einigermaßen in Verlegenheit setzte, weil ich hieran seit lange nicht mehr gewöhnt war. Der Unterschied in der Beobachtung dieser religiösen Formen in meiner Heimat und hier war mir jetzt erst recht einleuchtend. Bei uns wurde seit lange schon nicht mehr in reichen Häusern auf so etwas gehalten. Diese gehörten insgesammt zu den sogenannten „Aufgeklärten". Mein Vater war schon viele Jahre todt und seine Frömmigkeit und Sonderbarkeit galten mir stets als Ausnahmen.

Nach dem Tischgebete, welches von Einem mit lauter Stimme vor- und von den Andern murmelnd nachgebetet wurde, stand mein Wirth auf, um mir seine Pretiosen zu zeigen. Sie befanden sich in einem runden, entlegenen Zimmer und erregten mein Erstaunen im hohen Grade. Nie hatte ich noch eine solche Juwelenhandlung en gros gesehen. Auf allen Tischen lagen Haufen und Häufchen von Edelsteinen verschiedener Größe und

Farbe; Brillanten nach dem Wasser rangirt, gelbe, blaue, rothe, um jeden Geschmack befriedigen zu können. Gefaßter Schmuck war nur wenig vorhanden, weil der ältere Sohn eben damit zur Leipziger Messe gereist war. Ich trat ängstlich auf; der Staub, auf den ich trat, schien mir Diamantenstaub zu sein. Alles in diesem runden Gemache mußte kostbar sein und Staub und Schmuz lagen überall fingerhoch, denn wie jeder leicht einsehen wird, konnte hier nicht oft gescheuert und gekehrt werden, weil die damit nothwendig verbundene Wachsamkeit zu großen Umständlichkeiten verleiten mußte. Auch ist es ein altes, bewährtes Sprichwort: „Wo viel Schmuz ist, da ist viel Geld!"

Das Essen hatte lange gedauert und mit dem Besehen der Kostbarkeiten hatten wir auch eine schöne Zeit hingebracht; es war also schon dunkel, als ich mich bei der Familie empfahl. Ein Sohn des Hauses führte mich in ein Kaffeehaus, das in der Nähe von Glaubensgenossen etablirt worden war und daher auch nur von diesen besucht wurde.

Die Wirthin, eine hübsche, junge Frau, von schlankem Wuchse und feurigen Augen, war berühmt wegen der Art, wie sie Fische zu kochen wußte. Das war eine triftige Anziehungskraft für uns, denn jeder Jude ist ein geborner Freund von polnischen Karpfen und gefüllten Hechten mit fetten Lebern.

Das Local sah weder eleganter noch schmuziger, als ein anderes Kaffeehaus in Frankfurt aus; man war nur überrascht, wenn man hier lauter lange Nasen und schwarze Bärte erblickte, die sich emsig auf das Spiel herunterbogen, welches sie gerade vor sich hatten. Gesprochen wurde viel, obgleich Alles spielte. Dominosteine sah man häufig; ein anderes Spiel mit Karten erlernte ich hier. Sie nannten es Rabusch; ich glaube, daß es im Französischen Grabuge

heißt und daher jenen verstümmelten Namen von meinen Freunden erhalten hat. Wenigstens wurde so viel dabei gezankt, daß es das französische Wort vollkommen rechtfertigte. Mein Gegner war ein alter Mann, der jeder Zeit die Karte, die gelegt werden sollte, so lange meckernd ausrief, bis sie gelegt war. So hörte man denn in einem fort nichts Anderes, als: „Der Neunter — Neunter — Neunter — Neunter" — oder: „Das Daus — das Daus — das Daus — das Daus!" Diese Einförmigkeit und das geringe Interesse, welches das Spiel selbst für mich hatte, brachte mich dem Einschlafen nahe, und wirklich waren mir die Augen zugefallen, als der Ruf: „Die Fische sind fertig!" dem ganzen Kaffeehause eine andere Richtung gab. Jeder dachte nunmehr daran, seinen Magen zu befriedigen und das beste Stück aus der Schüssel zu erhaschen. Ich gab mein Spiel verloren und mein Gegner strich das Geld ein, ohne dagegen etwas zu erwidern. Es machte mir keinen Kummer, die wenigen Zwanzig-Kreuzerstücke verloren zu haben, es divertirten mich aber die dampfenden Teller, die nun an die Stelle der Karten vor mir waren, und ich muß bekennen, nie bessere Karpfen gegessen zu haben.

Siebentes Kapitel.

Lieferanten. — Ein Gelüsten. — Das Salzgeschäft. — Heiraths-projecte.

Um sich solchen Genüssen auf lange friedlich hingeben zu können, fehlte aber jener Zeit der gemüthliche Charakter. Es hatte wieder zu rumoren angefangen, und ein neuer Feldzug war vor der Thür. Das bestimmte mich, die Nähe des Rheins zu verlassen, dessen Ufern ich so gern einen Besuch abgestattet hätte, und mich wieder meiner Heimat zu nähern. Ich fand einen Reisegesellschafter an einem kleinen, dicken Mann, der soeben sein Schäfchen ins Trockene gebracht hatte. Er war ziemlich unbemittelt gewesen und hatte ein kurzes Waarengeschäft an der Grenze von Gallizien betrieben. Der Trieb, Geld zu verdienen, dieser so mächtige Trieb in gewöhnlich tüchtigen Naturen, die sich dadurch zu der allein auf Erden möglichen Freiheit emporschwingen wollen, hatte auch ihn ergriffen; sein kleines Geschäft, das ihm zum Ueberdruß wurde, überließ er seiner Frau, die sich auf diesen Handel sehr wohl verstand, und ging zur Armee, um mit seinem kleinen Fonds sich bei einem Generallieferanten zu empfehlen und dann irgend einen Theil einer Lieferung zu übernehmen. Das Glück wollte ihm wohl, obgleich es ihm anfänglich keine freundliche Seite herauskehrte.

Im Hauptquartier fand er keinen Einzigen der Matadore, welche gewöhnlich dem Heere wie Rabenschwärme nachzuziehen pflegen. Sie befanden sich Alle in einem nahegelegenen berühmten Badorte, um sich an dem dortigen Treiben zu ergötzen und auch das Glück der Karten zu versuchen. Für unsern kleinen Lieferanten war dies ein harter

Stand; es waren mannichfaltige Geschäfte zu vergeben, die er jedoch allein nicht zu übernehmen im Stande war. Er sollicitirte hin und her und ließ es an nichts fehlen; aber Alles wurde aufgeschoben, bis es den Hauptlieferanten gefallen würde, sich selbst zu bewerben. Diese wußten nämlich die geringern Beamten und Commissaire, welche die Lieferungen zu vergeben hatten, durch Bestechung in ihr Interesse zu ziehen. Mein kleiner, dicker Mann war trostlos darüber.

In einer feindlichen Provinz waren inzwischen große Salzvorräthe aufgefunden worden und diese gehörten von Rechts wegen, d. h. nach Kriegsgebrauch, dem Truppencorps, welches die Provinz in Besitz nahm. Was sollten aber die Generale, Obersten, Lieutenants und Gemeine mit Salz anfangen? Damit diese Beute Werth für sie erhielte, mußte sie in den Generalnenner aufgelöst werden, der allein galt und gelten wird. Geld! war die Losung; wer gibt Geld, und genug Geld für diese Salzhaufen? Lieferanten herbei!

Aber sie saßen noch immer bei Karten und Mädchen in dem nahen Bade und kümmerten sich wenig um das Salz des ganzen Oceans. Sie hatten schon gute Geschäfte gemacht und vergeudeten nun — wie sie es gewöhnlich machen — das mit so leichter Mühe Errungene. Das Salz war indeß zu lockend, und solide Häuser in der Provinz, die den Artikel zu schätzen wußten, erhoben sich und baten um öffentliche Versteigerung, fest entschlossen, den Handel keinem Fremden zu überlassen. Diese Anerbietungen waren jedoch für die kleinen Beamten und Commissaire zu gefährlich; bei solchen offenen Veranstaltungen geht ihr ganzer Profit in die Brüche. Dem mußte zuvorgekommen wer-

den. Unser kleiner, dicker Mann war jetzt zu seinem Glücke da; man hatte ihn gleich bei der Hand und ließ ihn kommen.

Es wurde in der Eile ein heimlicher Vertrag abgeschlossen, wonach er für die Salzvorräthe ein Spottgeld gab, oder geben sollte, denn er selbst gab in der That keinen Heller. Nachdem der Vertrag geschlossen war, begab er sich zu den Handelshäusern, die das Salz zu erstehen wünschten, und überließ ihnen das Ganze zum höchsten Preise. Mit einem Theil des ihm von diesen bezahlten Geldes bestritt er seine Kaufsumme und der Ueberschuß, den er baar einstrich, belief sich auf nicht weniger als eine halbe Million Gulden. So kann man in der größten Schnelligkeit ein reicher Mann werden, ohne das Geringste dabei zu riskiren!

Die Lieferanten, die indeß beim Spiel saßen, wollten sich vor Aerger die Köpfe herunterreißen; was war aber zu machen, sie hatten für diesmal das leere Nachsehen.

Es ist unglaublich, wie schnell sich in Kriegszeiten ein Glück zusammenbauen läßt; es ist aber auch sonderbar, wie selten es von Bestand ist. Dieses liegt jedoch größtentheils an den Parvenüs selbst, Menschen ohne Charakter und Erziehung, die, von dem plötzlichen Reichthum geblendet, die Saiten schnell zu hoch spannen und dann nur um so schneller in ihr Nichts zurücksinken. Ich hatte Gelegenheit, solche Leute kennen zu lernen und zu beobachten, und fast immer nahm die Herrlichkeit ein klägliches Ende. Vor dreißig Jahren war die Verpflegungsadministration der Armeen noch nicht so organisirt, wie heutzutage, und Alles, das Wohl und Weh des Soldaten, oft sogar der glückliche oder unglückliche Ausgang des Feldzugs, befanden sich ganz in den Händen der Lieferanten.

Die Armee einer großen Macht war sogar einmal völlig

in die Hände einer polnischen Judenfamilie gegeben, die sich dabei auf die unverschämteste Weise bereicherte, aber später dafür auch lange Zeit hindurch im Kerker schmachten mußte. Dennoch aber soll sie noch immer von immensen Forderungen sprechen, die sie an die Krone zu machen hat, wenn es ihr auch ein für allemal jetzt untersagt ist, jene laut werden zu lassen.

Ich werde es nie vergessen, welchen Aufwand damals jene Familie machte, als sie das Monopol besaß, die Soldaten verhungern zu lassen; es war nicht der glänzende Aufwand, den ein reicher Fürst macht, der einer civilisirten Nation angehört, sondern es war die thörichte Verschwendung eines Wahnsinnigen, eines orientalischen Despoten. Bei allem Uebermuthe, dies wag' ich zu behaupten, würde kein Gebildeter aus unserer Mitte solchen Gelüsten fröhnen.

Sobald einer der Chefs dieses Hauses, wenn man den Aeltesten jener Familie diesen in der Handelswelt sanctionirten Titel beizulegen nicht Anstand nehmen will, in einem Gasthofe abstieg, wurden mehrere Säcke mit Goldstücken geöffnet und ihr Inhalt in die Schublade einer Commode geleert. Einst, in einer großen Stadt, wurden dreitausend doppelte Louisd'or auf diese Weise deponirt; der Schlüssel blieb stecken und Jeder, der Geld brauchte, ging hin und füllte sich die Tasche, bis nichts mehr da war. Die Damen jenes Hauses besuchten die Laden der eleganteſten Modehändler, bestellten das Kostbarste, bestimmten aber auch zugleich, welcher von den jungen hübschen Commis ihnen die Waaren am andern Morgen auf's Zimmer bringen sollte. Diese Commis trugen dann gewöhnlich mit dem Betrag der Rechnung auch noch ein kostbares Andenken mit davon.

Sinnlicher als diese Frauen hat es wol in unsern Tagen keine gegeben. Ohne Sitte und Erziehung, trotz ihres un=

geheuern Reichthums ohne Achtung, und außerhalb der Gesellschaft lebend, überließen sie sich jeder Anwandelung ihrer Laune, allen Verkehrtheiten ihres Geschmacks, den Eingebungen des Augenblicks und fröhnten diesen Allen mit der unmäßigsten Begierde. Eine Dame dieses Hauses befand sich in gesegneten Umständen und es würde wahrlich zu weit führen und die Leser ermüden, wenn ich alle jene Gelüsten, Antojos nennt sie der Spanier, hier anführen wollte, die sie befriedigte und die ihrer Bizarrerie wegen zum Stadtgespräch wurden. Nur ein Fall unter vielen mag hier angeführt werden, um die thierische Entartung jener Frau zu charakterisiren.

Einst lag sie auf dem Kanapee ausgestreckt, und hatte eben einen süßen Schlummer vollendet, der ihre überreizte Phantasie wahrscheinlich mit üppigen Träumereien erfüllt hatte. Beim Erwachen fällt ihr Auge auf einen hübschen Jungen, der im Hause diente und eben ein Theegeschirr reinigte. Er hatte seine Aermel aufgestreift und zeigte einen überaus zarten Arm. Sie ruft ihn näher, ergreift ihn beim Arm und preist seine weiße Haut; endlich führt sie ihn zum Munde, öffnet diesen und macht Miene hineinzubeißen. Der Junge schreit und wehrt sich, sie aber läßt nicht nach und wie sie ihm ihren Beutel mit Gold hinwirft, so denkt er bei sich: „Dafür geht's schon und den Hals wird's nicht kosten." Kaum hat er eingewilligt, so packt sie seinen Arm wie ein wildes Thier mit den Zähnen und läßt, trotz des Schreiens des Jungen, nicht los, bis das Blut ihr aus dem Munde trieft. Der Lärm lockte einige Leute herbei, welche die Zähne der Dame, wie die einer englischen Bulldogge, förmlich losbrechen mußten, so fest hatten sie sich in den Arm des armen Jungen verbissen.

Ein ander Mal hatte einer der Herren das Gelüste,

allen Marktweibern die Früchte wegzukaufen und sie ins Wasser werfen zu lassen. Dies geschah in einer kleinen Stadt auf der Durchreise und die armen Einwohner mußten sich lange ohne Gemüse und Obst behelfen und es dann übermäßig theuer bezahlen.

Im Gefolge dieser Menschen befanden sich stets eine Menge junger Abenteurer, die auf ihre Kosten lebten und sich in Ausschweifungen aller Art wiegten. Dies Wesen nannte man nun eine Lieferantenwirthschaft und ich darf nicht erst hinzufügen, daß jeder Wohlerzogene und Gesittete sich mit Ekel und Abscheu davon wegwandte. Dies war auch die Ursache, daß mein würdiger Vater, so lockend auch manchmal die Aussichten waren, sich nie zu diesen Geschäften verstehen mochte und auch nicht im entferntesten daran Antheil nahm, um mit jenen Leuten auf keine Weise in Berührung zu kommen.

Seitdem waren nun aber Jahre vergangen. Das Kriegführen überhaupt hatte eine große Veränderung erlitten, insbesondere aber die Verpflegung der Armee und die damit verbundenen Lieferungsgeschäfte. Die Sachen standen anders, als ich mit meinem kleinen, dicken Mann bekannt wurde, der an dem Salzgeschäfte reich geworden war. Wenigstens suchte er mich mit großer Beredtsamkeit davon zu überzeugen. Er wollte jetzt nach Hause gehen, um sein Geschäft zu vergrößern und besser einzurichten, dann aber, versicherte er, sich sogleich wieder auf den Platz begeben, wo etwas zu machen sein würde. Diese Geschäfte behagten ihm und es schien mir sehr einleuchtend, weshalb sie ihm behagten.

Das schnelle Glück dieses Mannes erregte mein Nachdenken. Auf solche Weise Reichthümer erwerben, hieß sie im Schlafe erwerben. Beim Lichte besehen, waren dies ja

auch keine Lieferungen; und solche Fälle, wie diese, ereigneten sich wol wieder, konnten, mußten sich sogar ereignen. Ich dachte bei mir selbst, wenn's wieder Krieg gibt, so ist es wol gerathen, sich der Armee mit tüchtigen Summen so nahe als möglich zu halten, um von jeder Conjunctur sogleich Nutzen ziehen zu können.

Während unserer Reise kam noch manches Andere zwischen uns zur Sprache. Der kleine, dicke Mann hatte bereits viel von mir gehört; die Firma meines Vaters, die ich beibehalten hatte, war eine durchaus ehrenwerthe. Jetzt, da er nicht mehr der Kleinkrämer aus der gallizischen Grenzstadt war, wollte er es weiter bringen. Er hatte eine schöne Tochter, die er mir schilderte; vollkommen sei sie, wie er meinte, in Hinsicht der Schönheit, sodaß ich schwerlich eine schönere gesehen haben würde; was die gute Erziehung beträfe, fände sich nichts Mangelhaftes, und hinsichtlich des Geldes, so wüßte ich ja wol selbst, wie es mit ihm stehe; er habe nur zwei Töchter und gebe einer jeden sogleich 100,000 Gulden baares Geld mit. Was den Modetand der Erziehung beträfe, der wäre freilich bis jetzt ein wenig vernachlässigt worden, allein dieses könne ja auf das schnellste eingeholt werden. „Ein paar Monate Lectionen genommen," fügte er hinzu, „und sie tanzt Ihnen Französisch auf dem Klavier wie eine Prinzessin." Er wollte damit bezeichnen, daß ein paar Monate genügen würden, um Tanzen, Klavierspielen und Französich, als die Hauptelemente einer feinen Bildung, zu erlernen, drückte sich aber in der Eile kürzer aus. Er gab mir durch dies Alles nicht undeutlich zu verstehen, was er wollte, und ich, obgleich ich nicht daran denken konnte, die mir unbekannte Tochter dieses nicht eben sehr einnehmenden Mannes zu heirathen, wurde dennoch

nachdenkender an seiner Seite, weil mir einfiel, daß es doch einmal Zeit sei, mir eine Hausfrau zu wählen.

Die unruhigen Zeiten, in denen wir lebten, erfüllten mich aber dabei mit mancherlei Sorgen.

Achtes Kapitel.

Die Freiersfüße. — Eine jüdische Courtisane. — Die bekreuzten Goldstücke. — Schmerzliche Enttäuschung.

Wir trennten uns auf halbem Wege. Ich schlug die Straße nach meiner Heimat ein, während er seinem polnischen Grenzstädtchen zueilte. Ich versprach, ihn im nächsten Sommer zu besuchen, weshalb er voll freudiger Hoffnungen wurde, denn ihm schien sehr daran gelegen, mich zum Schwiegersohn zu haben.

Bei der Ankunft in meiner Vaterstadt kam ich mir wie eine ganz andere Person vor. Das auf Reisen Erlebte war es nicht allein, was mich meinen eigenen Augen fremd erscheinen ließ, sondern mehr das Gefühl, das sich meiner bemächtigt hatte, „ein Mägdlein heimzuführen," wie es — ich glaube — im altdeutschen Romanstyl heißt. Ich reckte mich, war ich an öffentlichen Orten oder in Gesellschaft, auf den Zehenspitzen empor, um besser den vorhandenen Blumenflor überschauen zu können und mit prüfenden Blicken zu mustern, welche mir am besten conveniren würde. An einen Korb zu denken, fiel mir nicht entfernt ein, ja ich war fest davon überzeugt, daß eine Jede mich allen andern Bewerbern vorziehen müßte. Meine Leser werden be-

merken, daß das leider etwas süffisant von mir gedacht war. Trotz dieser Zuversicht fehlte mir jedoch das Geschick, um nicht Muth zu sagen, mit einer heirathsfähigen Jungfrau ein ernstes Verhältniß anzuknüpfen. Ich schwärmte umher, trieb Neckereien, lose Scherze, Courmachereien, und ließ e dabei stets am Ernste fehlen. Selbst da, wo ich solche Absichten zu bemerken glaubte, benahm ich mich zurückgezogen; es war ein sonderbarer Widerspruch in meinem Wesen, der mich Allen zum Räthsel machte. Obgleich ich nichts sehnlicher wünschte, als mich mit einem reichen und hübschen Mädchen zu verbinden, hatte ich ganz das Wesen eines alten, läppischen Hagestolzen angenommen. Offenbar ward ich von Schüchternheit besessen, die mich verhinderte, meine Anträge persönlich auf die rechte Weise anzubringen; das sah ich wol ein. Mein sehnlichster Wunsch war es daher, ein weibliches Wesen zu finden, welches mir auf halbem Wege entgegenkäme, was man im gewöhnlichen Leben „Avancen" zu nennen pflegt. Meine Blicke durften nicht lange suchen und hefteten sich auf eine junge, noch hübsche Witwe, die eine sehr anziehende Koketterie unter dem Schein eines sehr züchtigen Wesens zu verbergen wußte und mir deshalb nur doppelt anziehend erschien. Ich muß hier jedoch aufrichtig gestehen, daß meine Absichten nicht geradezu auf die Witwe gerichtet waren, sondern daß sie vielmehr mir zum Kanal dienen sollte, mich meiner Blödigkeit gegen gewisse reizende Geschöpfe entledigen zu können, die sich oft bei ihr einfanden. Unter ihrer Aegide hoffte ich zum Ziele zu gelangen, ich wollte ihre Freundschaft erringen und sie gänzlich zu meiner Vertrauten machen.

Die Art, wie mich die Witwe empfing, konnte ich mir nicht anders als schmeichelhaft auslegen. Sie bezeigte mir sehr viel Wohlgefallen und Zutrauen und schien mit gro-

ßem Interesse meine Herzensergießungen anzuhören, die ich nun vor ihr nach und nach zu machen begann. Sie war so gefällig, die hübschesten Mädchen zu sich zu bitten, um mich mit ihnen näher bekannt werden zu lassen. Sie versäumte nicht, mich stets im vortheilhaftesten Lichte ihnen darzustellen, und ihnen von meinen vortrefflichen Eigenschaften zu erzählen. Diese bestanden nun aber freilich in Nichts, was jungen Mädchen imponirt; ich besaß keine von jenen unbedeutenden Vollkommenheiten, die in den geselligen Vereinen so hoch angeschlagen werden, und wenn ich Etwas konnte, was hier in Anschlag gebracht zu werden verdient, so wurde es in Mädchenaugen nicht eben hoch angeschlagen: ich war nämlich ein trefflicher Whistspieler. Dafür aber entbehrte ich die Gabe der Musik, die Natur hat mir eine angenehme Stimme versagt, und tanzen konnte ich nur zur Noth; man sieht hieraus, daß mir drei gewöhnlich offene Wege zu den Herzen der Damen versperrt waren.

Wenn nun aber die Mädchen deshalb auch ungewöhnlich zurückhaltend erschienen und keine meiner Bemühungen ihre Sprödigkeit geschmeidiger machen wollte, so wurde die junge Witwe dafür nur immer zuvorkommender und gefiel mir dadurch mehr und mehr. Sie schien sich ganz in meine Laune zu fügen und that stets, was mir angenehm zu sein schien. Sie ging so weit, ihren Umgang einzuschränken und namentlich den männlichen, den sie bis dahin ziemlich frequent gepflogen hatte, gänzlich aufzugeben. Dies mußte mir auffallen. Da ich nun auch keine Mädchen mehr zu sehen wünschte, so war es natürlich, daß sie sich nicht mehr bemühte, sie herbeizuziehen, und ich sah mich meistens allein mit ihr. So verging uns ein ganzer Winter und ich brachte meine Abende, nachdem ich das Comptoir verlassen, bei der Witwe zu. Ich lernte sie durch diesen Umgang nach und

nach kennen und machte mich am Ende mit dem Gedanken recht innig vertraut, daß es gar nicht so unangenehm sein müßte, immer um diese Frau zu sein, welches nun aber bei einem Geschäftsmanne von meinem Kaliber nicht mehr bedeuten konnte, als die Abendstunden in ihrer Gesellschaft zuzubringen, da meine übrige Zeit so sehr in Anspruch genommen war, daß ich unter Tage nicht einmal an eine Frau denken konnte, selbst wenn es meine eigene gewesen wäre.

Dieses Attachement konnte unmöglich geheim bleiben; meine Freunde ließen es an Spöttereien nicht fehlen, die ich ziemlich gleichgültig hinnahm, doch bemerkte ich bei einigen meiner nähern Freunde besorgte Mienen, die mir auffielen. Ich suchte sobald als möglich hinter dies Räthsel zu kommen.

Ein Freund meiner Jugend, der mir besonders zugethan und in der Frauengalerie unserer Stadt am meisten bewandert war, wurde dazu von mir erkoren. Ich fragte ihn ernstlich um Rath in meiner Angelegenheit und ob er mir riethe, bei der Witwe endlich einmal Ernst zu machen.

Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als mein Freund bei dieser Eröffnung, nach dem gemeinen Ausdruck, ganz des Teufels werden wollte. Er fragte mich, ob ich toll und verrückt geworden wäre. Es sei ihm schon unbegreiflich vorgekommen, daß ich so anhaltend das Haus der Witwe besuchte, und er habe sich blos damit getröstet, daß ich reich genug sei, ihren geldgierigen Gelüsten zu entsprechen. Wie ich aber nun gar auf den Einfall kommen könne, ihr meine Hand antragen zu wollen, das wäre ihm unbegreiflich.

Jetzt war die Reihe an mir, aus der Haut zu fahren. Ich warf ihm vor, daß er der Médisance zu willig sein Ohr leihe, und von Geldgier spreche, bei einem Charakter, der

mir stets die edelste Uneigennützigkeit bewiesen. Die Witwe habe mir nicht nur Gefälligkeiten, sondern sogar Opfer dargebracht, die mich zum regsten Danke aufforderten.

„Und diesen Dank," rief mein Freund, „willst Du ihr nun mit Deiner Hand abtragen?" Und ein Hohn lag in diesen Worten, den ich mir abermals nicht zu erklären wußte. Ich wurde böse und wollte das Gespräch abbrechen, aber nun ließ mein Freund nicht nach und stellte sich mit theilnehmender Geberde mir gegenüber. „Deine lange Abwesenheit von hier ist schuld an Allem," fing er an, „Du kannst die Verhältnisse der Frau nicht kennen, aber darum erlaube mir, daß ich sie Dir nun offen und unumwunden enthülle. Als Du fortreistest, war sie noch nicht Witwe, und wenn Du Dich früher um sie bekümmert hast, so wird sie Dir nicht ärger, als eine galante Dame geschildert worden sein, die sich an der Seite eines alten Mannes langweilt und sich daher ein wenig die Cour machen läßt. So etwas entschuldigt man gern. Ueber den Tod ihres Mannes wird aber nun gar Manches gemunkelt. Er hatte an der Börse ein bedeutendes Papiergeschäft abgeschlossen. Am Tage der Lieferung entspinnt sich ein Streit zwischen ihm und dem andern Contrahenten, der damit endet, daß dieser ihm eine Ohrfeige gibt. Er wird halbohnmächtig von der Börse nach Hause gebracht und noch an demselben Abend endet ein Schlagfluß des alten Mannes Leben, der den Affront nicht zu ertragen im Stande war. Das Aergste an der Sache aber ist, daß Der, welcher die Ohrfeige gab, ein heimlicher Liebhaber der Frau gewesen sein soll. Das sah einer Geschichte ähnlich, wie sie Müllner's Schuld zum Grunde liegt. Was einem spanischen Cavalier der Schuß auf der Jagd, das ist dem jüdischen Speculanten hier der Batsch

an der Börse. Was die Dame nun im Witwenstande begann und wie sie lebte, konnte die allgemeine Billigung nicht erhalten, wenn gleich ein gewisser Theil unserer Bevölkerung sich ihr dafür sehr verpflichtet halten mußte. Mit einem Wort denn: sie machte mit und das stark."

Hier wollt' ich unwillig auffahren, aber mein ehrlicher Freund hielt mich zurück und bat mich, ihn ruhig bis zu Ende reden zu lassen. Ich zwang mich gelassen zu bleiben.

„Sie hatte Liebhaber," fuhr er fort, „das ist gewiß, und wechselte damit, so oft es ihr einfiel; dabei aber war sie eine so geschickte Heuchlerin und wußte so gut den Schein zu retten, daß sie in den besten Familien Zutritt behielt, und namentlich ältere Frauen ihr sehr gewogen blieben. Wer hätte es auch gewagt, in ordentlicher Gesellschaft von ihrem Lebenswandel offen zu sprechen? Erlaubte man sich in vertrautern Verhältnissen etwas davon laut werden zu lassen, so wurde es stets von den Damen stark in Zweifel gezogen, und die das Nachtheilige vorgebracht hatten, mußten es sich selbst zuschreiben, für Verleumder erklärt zu werden oder, wie es glimpflicher ausgedrückt wird: für Médiseurs."

„Und das waren Jene, die sie nicht erhörte," brach ich hier wieder heftig los; „ich mag nichts weiter hören!" Aber mein Freund hielt mich noch immer fest und erwiderte: „Du mußt mich hören!"

Und nun entschleierte er mir mit großer Wahrscheinlichkeit die versteckte Buhlerei dieser Frau; er ward so überzeugend, daß ich ihm wider Willen glauben mußte. „Ich würde nicht so weit gehen," sprach er, „wäre die Gefahr nicht so groß für Dich, aber Du stehst auf dem Punkte, ihr Dein Wort zu geben und Dich unglücklich zu machen, und das muß ich zu verhindern suchen. So tief ist sie schon gesunken, daß sie ihre Gunstbezeigungen für Geld verkauft."

„Du willst mich ganz rasend machen, verrückt bin ich schon!“ schrie ich.

„Nenne mich einen Schurken, wenn ich Dir's nicht beweise!“ erwiderte er kalt. Er griff in die Tasche und zog eine Handvoll Goldstücke heraus. Ich beobachtete in großer Spannung, was er thun würde; er bat mich um ein Messer. Hierauf bezeichnete er jedes Goldstück mit einem Kreuze und zeigte es mir; ich sah es deutlich.

„Nun wolan, Du Ungläubiger!“ fing er dann an, „was wirst Du sagen, wenn Du diese fünfzehn Goldstücke so bezeichnet in den Händen Deiner Geliebten sehen wirst? Hast Du noch nie bemerkt, daß sie zu gewissen Zeiten Gold bei Dir wechseln läßt?“

Ich hatte nämlich wie viele Banquiers meines Wohnortes einen offenen Wechselladen und, da wir Nachbarn waren, so konnte mir's nicht auffallen, daß die Witwe oftmals mit Gold zu mir schickte, um Silbergeld dafür einzuwechseln.

Dies bemerkte ich meinem Freunde; er lächelte bitter und sprach: „Du sollst eines Bessern belehrt werden!“

Er verließ mich; mein Blut tobte in mir; ich wollte ihn zurückhalten und vermochte es nicht. Welche Probe! Im günstigsten Falle mußte sie mich empören und wenn nun gar — ich fluchte auf die bereitwillige Zudringlichkeit eines Freundes, der mich mit Gewalt nach seiner ehrlichen Meinung glücklich machen wollte. Und war es Blindheit, die mich befallen hatte, warum mich nicht darin lassen, da sie mich zufriedenstellte und zum Ziele führte? so dachte ich eben damals; ich war nicht älter als fünfundzwanzig Jahre.

Andern Tages sehe ich aus meiner Schreibstube eine Dame zum Cassirer eintreten. Ich werfe die Feder hin, eile hinaus, dränge den Cassirer hinweg, der eben mit höf-

licher Miene nach dem Wunsche der Eintretenden sich erkundigen will, und zittre an allen Gliedern, als die Witwe — schön wie ich nie sie gesehen — mit einer zarten Hand aus einem berauschend duftenden Säckchen Goldstücke hervorlangt und mich ersucht, sie ihr zu wechseln.

Ich bin nicht im Stande, ihr den Cours anzugeben; mit bebender Hand führe ich einige dieser Stücke mir dicht vor die Augen und sehe die fürchterlichen Kreuze, die mich erstarren machen.

„Sie haben diese Goldstücke von —" wollte ich sagen, aber ich besann mich zur rechten Zeit. „Diese Goldstücke," fing ich an, „kenne ich — Sie haben sie wahrscheinlich für einen Gegenstand erhalten."

„Ich?" fragte sie mehr verwundert als verlegen. „Sie haben wahrscheinlich einem meiner Freunde etwas verkauft," sprach ich weiter, aber immer verwirrter, „Ihren Papagei vielleicht."

„Ich? verkauft? Ihrem Freunde?" Diese drei Fragen stieß sie rasch nacheinander heraus und wurde roth dabei.

„Ich kenne diese Goldstücke genau," stotterte ich, und nun nannte ich den Freund; „noch gestern sah ich sie bei ihm," fügte ich hinzu.

„Sie kommen mir sonderbar vor," spricht sie, „ich weiß nicht, was Sie wollen!" Ihr Ton wurde dabei empfindlich. Ich übergab die Goldstücke meinem Cassirer, machte ihr eine stumme Verbeugung und eilte fort.

Ich versuchte es, den Brief, den ich eben angefangen hatte, fortzusetzen, allein es wollte mir nicht gelingen. Ich mußte das Comptoir verlassen und eilte auf mein Zimmer, wo ich mich unfähig, einen bestimmten Gedanken festzuhalten, auf das Sopha warf.

Neuntes Kapitel.

Des Salzlieferanten Tochter. — Der neue Compagnon. — Juden-Aristokratie. — Die Braut.

Ich hatte Unglück mit meinen Heirathsprojecten; das lag darin, daß ich für einen Banquier viel zu sentimental war. Hätte ich mir die Tochter eines reichen Hauses durch einen bekannten Mäkler, gleich wie jede andere Waare, abschließen lassen, so wäre das Geschäft bald in Richtigkeit gekommen. Ich schickte aber mein Herz voraus, und verliebte mich zuerst, und die Mariages d'inclination sind in unserm Stande nicht anwendbar.

Zum Glücke machte meine Geschichte mit der Witwe fast kein Aufsehen. Mein treuer Freund schwieg und sie hatte alle Ursache, von dem Vorfalle nicht zu sprechen. Nur das fiel auf, daß ich sie nicht mehr besuchte; man sprach acht Tage davon, aber dann dachte Niemand mehr daran. Ich durfte mich glücklich schätzen und mußte meinen Freund hoch verehren, wenngleich hier von seiner Seite nicht eben von einer edeln Aufopferung die Rede sein konnte, denn in der That, ich muthmaßte, daß ihm der Dienst, den er mir erzeigte, nicht sehr sauer angekommen war. Ueberdies verstand ich mich noch dazu, ihm seine Goldstücke wieder zurückzustellen, die er nach einigem Weigern auch annahm, da er vom Glücke nicht sehr mit Gold begünstigt worden war.

Seufzend überreichte ich ihm die von ihm bekreuzten blanken Füchse und fügte den Wunsch bei, daß ich nie wieder in den Fall kommen möchte, seine Freundschaft auf solch eine Probe zu setzen.

Der wieder ausgebrochene Krieg bot mir jetzt die willkommenste Gelegenheit dar, um mich zu zerstreuen.

Es gab Geschäftsunternehmungen mancherlei Art und Gegenstände, sowol die Neugier zu reizen, als auch zur angenehmen Unterhaltung. Das Hauptquartier hatte sich meinem Wohnorte genähert und dies führte stets die buntesten Erscheinungen in seinem Gefolge.

Eine der erheiterndsten war mir mein kleiner, dicker Reisegefährte, der bei dem Salzgeschäfte reich geworden war. Er hatte sich eingestellt, um eine fette Lieferung zu erschnappen, und — seines Wortes eingedenk — brachte er diesmal seine Tochter mit, von der er mir so viel Schönes bereits mitgetheilt hatte, daß ich nicht wenig gespannt auf sie war.

Es war in der That ein allerliebstes Mädchen. Hoch gewachsen, schlank, eine Brünette, wie vorauszusetzen war, aber von der lieblichsten Art. Die Nase sanft gebogen und fein, der Mund karminroth und knospenförmig, die Augen dunkelbraun, schöne Zähne, kleine weiße Hände, zierliche Füße; es fehlte dieser Mädchengestalt nichts zur Vollkommenheit. Auch die andern Eigenschaften passirten auf den ersten Abord; sie besaß Mutterwitz und ein tiefes Gefühl, auch hatte sie Manches gelernt und gelesen. Französisch und Musik wußte sie freilich nicht, aber tanzen konnte sie wie eine Hebe, das sah man schon ihrem Gange an. Auch kann man zierlichen Tanz bei jeder Polin voraussetzen, sie sei nun Christin oder Jüdin.

Als der Vater sie mir vorstellte, schmunzelte er recht listig und suchte in meinen Blicken zu lesen; ich war aber zu sehr gewitzigt worden, um mich zu verrathen, und ich glaube, er erblickte nichts als unverständliche Charaktere in meinem Gesichte. Zwar war ich weit entfernt, auch diesem jungen, schönen Geschöpfe eine Unlauterkeit der Gesinnungen zuzutrauen, aber ich wollte den Vater nicht im entferntesten

zu einer Hoffnung berechtigen, die ich nicht zu realisiren im Sinne haben konnte.

Diese Schroffheit von meiner Seite schien indeß auf Vater und Tochter eben nicht den besten Eindruck zu machen.

Da er sah, daß es vorläufig mit den Heirathsprojecten so gut wie nichts sein würde, ging er mich mit seinen Geschäftsplanen an; hier fand er geneigteres Gehör. Ich hatte gerade disponible Fonds und war nicht abgeneigt, auf seinen Vorschlag, in einer benachbarten Provinz große Getreideaufkäufe effectuiren zu lassen, um damit unsere Armee zu verpflegen, einzugehen. Wir schlossen einen Gesellschaftsvertrag und das Geschäft begann unter glücklichen Auspicien. Die Ernte war ergiebig gewesen und die Preise standen niedrig. Mein Compagnon reiste im Lande umher und da, wie ein altes Sprichwort sagt, „baares Geld stets lacht," so hatte er leichtes Spiel und konnte unglaublich wohlfeil einkaufen. Er miethete Magazine und speicherte auf, was sich vorfand, um es nach und nach in unser Land zu ziehen. Wir wollten dazu den Winter abwarten, um uns dann der wohlfeileren Schlittenfracht bedienen zu können. Man durfte mit Gewißheit voraussetzen, daß der Feind sich nicht bis dahin unsern Grenzen nähern würde, und konnte daher ohne alle Besorgniß sein. Nachdem seine Geschäfte auswärts beendigt waren, kehrte mein einstweiliger Compagnon in meinen Wohnort zurück, wo er sich eingerichtet hatte, denn seine ganze Familie hatte nunmehr das Städtchen an der Grenze von Galizien verlassen und war ihm gefolgt. Dies war mir nicht gleichgültig und noch weniger angenehm für den Augenblick.

Es herrschte unter den in meinem Wohnorte seit längerer Zeit domicilirten Judenfamilien eine Art von aristokratichem Stolze, der sich gegen jeden Eindringling auf schroffe

Weise erhob. Wirklich unterschieden sich diese auch in auffallender Weise von den Uebrigen, in deren Mitte eine geläuterte Bildung, wenngleich bei vielen Misbräuchen, gehörigen Raum greifen konnte. Gewöhnlich schloß man sich ab und führte mit allen neuetablirten Familien keinen nähern Umgang, als den das Geschäft bedingte. In diesem war uns natürlich ein Jeder recht und gleich, er mochte Christ, Türke oder Heide sein; um wie viel mehr nicht Glaubensgenossen also, die uns nur in anderer Beziehung nicht ebenbürtig schienen. Nur eines auffallenden Zuges sei es mir hier erlaubt Erwähnung zu thun. Wenn der Jude mit dem Juden jede Art des Handels treibt, so wird ein jüdischer Pfandverleiher doch nie einem Juden Geld auf ein Pfand vorstrecken. Dies ist ein unverbrüchliches Gesetz, dessen sonderbaren Grund ich nie erforschen konnte. Ehrlichkeit, Gewissen spielen dabei keine Rolle, denn dieser Pfandverleiher würde mit dem kältesten Blute seinen eigenen Bruder im Handel übervortheilen, daß ihm die Augen übergehen sollten.

Mir war es indeß, wie schon gesagt, nicht angenehm, durch meine Geschäftsverbindung gezwungen zu sein, die häufig an mich ergehenden Einladungen meines Compagnons, ihn in seiner Familie zu besuchen, nicht immer ablehnen zu können. Ich muß gestehen, daß ich mich nicht mit ihm eingelassen hätte, würde ich schon damals gewußt haben, daß er sein ganzes Haus nach meinem Wohnort hinverlegen wollte.

Was war aber jetzt zu machen! Ich mußte mich einem neuen Stadtgerede aussetzen, denn die Geschäftsverbindung erhielt die Deutung, als strebte ich darnach, des Mannes Schwiegersohn zu werden. Steht ein reicher, junger Mann einmal im Rufe, auf Freiersfüßen zu gehen, so wird jedes

Frauenzimmer ihm unter den Händen zur Braut, wie dem Glücklichen Alles was er anfaßt, zu Gold, dem Unglücklichen aber zu Blei wird. Solche Stadtgespräche üben inzwischen stets eine wundersame Wirkung, man hört sich so lange als das und das bezeichnen, bis man es selbst zu glauben anfängt. „Es ist kein Span, oder es hängt was dran!" *) ist ein altes deutsches Sprichwort. Die Leute machen nie ein Aufheben von einer Sache, ohne Grund. Meine Freunde brachten mir die Stadtgerüchte in so verschiedenartigen Formen vor, sie neckten mich so liebenswürdig, daß ich mich am Ende mit dem anfänglich so widerwärtigen Gedanken vertraut machte: zu der Familie des Lieferanten gehören zu können.

Und liebenswürdig, schön und reich war das Mädchen! Sollte die Geburt bei Juden ein mächtiges Hinderniß sein? Bei Juden, die, ausgestoßen von der übrigen Gesellschaft, die Parias der occidentalischen Welt genannt werden dürfen! Es brauchte keine große Philosophie dazu, meinen Geburtsstolz zu besiegen, besonders wenn meine ganze Empfindsamkeit einem immerwährenden Bombardement aus zwei sehr schönen Augen ausgesetzt war.

Ich fing nun an, mich mit dem Mädchen öffentlich sehen zu lassen; ich führte sie am Arm ins Theater und auf die Promenade. Das wollte schon viel sagen, das hieß den Leuten in ihrer vorgefaßten Meinung Recht geben und die Stadtgespräche bestätigen.

Immer wohler wurde es mir in Röschens Nähe, immer unruhiger wurde ich, wenn ich nicht bei ihr war. Was kümmerte mich der alte geschwätzige Schacherer von Vater, die alte Mutter, die ganze nicht sehr liebenswürdige Familie?

---

*) Kein Zwist ohne Ursache.

Hatte ich denn noch Sinn für etwas außer ihr, wenn ich bei ihr war? Und wurde es überhaupt wol schwer, über diese Augen alles Andere zu vergessen, was sich um uns zutrug? — Nachdem ich noch einige Zeit mit mir zu Rathe gegangen war, und überlegt hatte, daß es mir nicht mehr möglich sein würde, ohne Röschen glücklich zu sein, trat ich mit meinem Antrage vor den Vater hin, der darüber, wie Jeder leicht einsehen wird, hocherfreut war. Er hatte sich lange schon damit geschmeichelt, alle Vorzüge dieser Partie wohl erwägend.

Eine jüdische Jungfrau wird in solchen Fällen nicht gefragt. Röschen war in gegenwärtigem nicht unzufrieden. Auch sie hatte mich liebgewonnen. Vater und Mutter gaben ihren Segen zu unserer Verbindung und unsere Verlobung fand feierlich und nach dem altherkömmlichen Ritus statt.

Von diesem Augenblicke an gehörte meine ganze Muße meiner Braut. Sobald mich mein Geschäft in Ruhe ließ, mußte ich bei ihr sein; jeden Abend in ihrer Gesellschaft zubringen; ohne sie durfte ich mich nirgends zeigen. Dieser Gebrauch wäre ertödtend langweilig und könnte dazu füglich empfohlen werden, um jede aufkeimende Neigung zu ersticken, wenn nicht allerlei angenehme Freiheiten hinzukämen, die der Neuverlobte sich zu nehmen berechtigt ist. Daß wir es nicht daran fehlen ließen, unserer Freiheiten im vollsten Maße zu genießen, brauche ich meinen geneigten Lesern nicht erst lange zu versichern, wol aber, daß es mir ein eigenes Gefühl gewährte, mich so mit einem Male von Rechtswegen umarmt und geküßt zu sehen, daß Niemand etwas daran tadeln durfte. Es ist ein schönes Ding um die Legitimitäten; was man auch einem geraubten Kuß für Herrlichkeiten nacherzählen mag, der im gerechten Besitze ist, erfreut sich allein des schönsten Genusses.

Zehntes Kapitel.

Der Bruder der Braut. — Listige Bewerbung. — Die geopferte Millionärin.

Die polnischen Juden sind ein eigener Schlag kräftiger Leute; sie unterscheiden sich sehr von ihren deutschen Brüdern. Fern aller modernen Gesittung stehen sie unter dem unmittelbaren Einflusse ihrer ursprünglichen Gesetze und dieses verleiht ihnen den echt orientalischen Anstrich.

Sie leben gewöhnlich einfach und nur die reichern unter ihnen kennen einigermaßen Das, was man Luxus benennt. Sie sind sehr klug, besitzen einen hohen Grad von Mutterwitz und diese Gaben werden durch das stete Grübeln über die Satzungen des Talmud, welches ihnen allein für Erholung und Zerstreuung gilt, bedeutend erhöht. Dabei sind sie von einer unbegrenzten Starrheit des Charakters, beharren mit Festigkeit in ihren Vorsätzen und sind daher zur Ausführung großer Plane sehr geeignet; diese umfassen jedoch nur das Streben nach Reichthum und Das, was ein polnischer Jude häusliches Glück nennt: ein fruchttragendes Weib, eine gehörige Anzahl Kinder, die zur rechten Zeit verheirathet werden kann, und deshalb für ein jedes die erforderliche Mitgift.

Von dieser polnischen Sorte war denn auch mein zukünftiger Schwiegervater, wenn er gleich deutsche Kleider trug. Der Bruder meiner Braut war ein wüster Mensch, den ich früher noch nicht gekannt hatte. Er besaß eine sehr umfassende Waarenkenntniß und war ein gebornes Genie zum Handel. Von einem unbändigen Temperamente, hatte er sich, da ihm die Mittel dazu reichlich zuströmten, allen Ausschweifungen überlassen. Er war jung nach Deutschland und England gereist und hatte dort plötzlich seinen

einfachen Sitten der Heimat den Abschied gegeben. Die gewöhnlichen Krankheiten konnten bei dem Lebenswandel, den er führte, nicht ausbleiben und diese hatten bei ihm einen Grad erreicht, daß sie bereits sein Gesicht zu verunstalten anfingen. Er verlor seinen guten Namen und man zog sich von ihm zurück.

Dennoch war es ihm gelungen, durch seine kaufmännischen Kenntnisse die erste Stelle in einem großen Banquierhause zu behaupten, das zum Theil durch ihn in weit verwickelte Operationen gerathen war, aus denen es sich nun ohne seine Hülfe nicht herauszuziehen vermochte. Das Interesse war zu überwiegend, das sich mit seiner Person verknüpfte, als daß der Chef des Hauses eine besondere Rücksicht auf das häßliche Aussehen des jungen Menschen hätte nehmen sollen, da um so mehr diesem nicht mehr abzuhelfen war. Dies wußte mein Schwager zu gut und sein Ehrgeiz spornte ihn an, sein Glück so weit zu treiben, als es ihm nur möglich sein würde.

Der Chef des Hauses, dessen Disponent er war, hatte eine Tochter, ein liebes Geschöpf von einer interessanten Bildung, von Freiern gesucht, weil sie noch überdies sehr reich war. Dieser machte der junge, verwegene polnische Jude Heirathsanträge; man kann sich leicht denken, wie sie aufgenommen wurden. Das Mädchen wandte ihm mit Verachtung den Rücken und drohte ihm, bei ihrem Vater auf seine Entfernung anzutragen, wenn er sie noch weiter mit seinen Zumuthungen verfolgen würde. Er wußte zu gut, daß sie damit nichts ausrichten konnte, indem er seine Stellung, die immer nothwendiger wurde, zu genau zu würdigen wußte. Daher ließ er es denn auch nicht dabei bewenden, sondern verfolgte seinen schlau überdachten Plan mit hartnäckiger Consequenz.

Ein geistreicher, kluger Mann hat, auch wenn sein Aeußeres nicht einnehmend ist, hundert Mittel, sich bei den Frauen einzuschmeicheln. Die Dienstleistungen und Gefälligkeiten, die Aufmerksamkeiten und Galanterien, selbst wenn sie lästig sind, stimmen am Ende das Herz Derjenigen, der sie gewidmet werden, günstiger. Auch hier war es der Fall. Es lag etwas Rührendes in der Beharrlichkeit des häßlichen, aber geistreichen Menschen, der eben um der letzten Eigenschaft willen die Geringschätzung, die ihm zu Theil wurde, doppelt schwer empfinden mußte. Dabei war seine Stellung im Hause so glänzend, und er selbst wußte ihren Werth so vollkommen zu schätzen, daß nur seine unbegrenzte Liebe für die kleine Tyrannin ihn die Beleidigungen ertragen ließ, womit sie ihn überhäufte; denn er war nicht der Mann, sich von Andern ungestraft beleidigen zu lassen. Dies ganze Verhältniß ward jedoch, obgleich man es längst bemerkt hatte, von Seiten der Eltern ignorirt und beschränkte sich mithin nur auf die beiden jungen Leute.

Der Vater des jungen Mädchens lebte den losesten Vergnügungen in der Residenz und hatte sein ganzes Geschäft den Händen meines Schwagers anvertraut. Er gehörte zu den aufgeklärten Juden. Die Mutter war eine bereits in Jahren vorgerückte Frau und streng bigott. Sie heiligte den Sabbath und aß nur kauschere Speisen, d. h. solche, die den Gesetzen nach den Juden erlaubt sind und von den Rabbinen eingesegnet werden. Von eigentlicher Bildung war bei dieser Frau nicht die Rede, obgleich sie gern mit Dem, was sie für Bildung hielt, sich brüstete.

Bei diesen Eltern konnte, wie man sieht, das Verhältniß der jungen Leute ungestört fortbestehen und es hatte wirklich schon eine gute Weile gedauert. Es war den Freunden des Hauses zur Gewohnheit geworden, zu sehen, wie der

Disponent den verliebten Sklaven bei der Tochter spielte, und diese selbst — obgleich sie noch immer keine zärtliche Neigung äußerte, hatte sich gleichfalls gewöhnt, seine Bestrebungen ohne Anstrengung hinzunehmen.

Plötzlich änderte sich aber des Disponenten Herz und Sinn! Gott, der die Herzen und Nieren prüft, mochte es wissen, was sich in dem Innern des jungen Mannes mit einem Male zugetragen hatte. War es eine Andere, die ihn für sich einzunehmen wußte und ihn liebevoll fesselte, während er hier nur im besten Falle geduldet wurde? Niemand vermochte es, die Ursache zu errathen; der Gegenstand, der seinen Sinn gewandelt, war wenigstens nicht sichtbar, oder nicht in der Nähe. Nicht etwa, wie Liebhaber es machen, die überdrüssig werden und zu brechen wünschen, trug er seine Zärtlichkeiten warm von diesem Gegenstande auf jenen über, sondern ernst, ja trübe zog er sich zurück und die angestrengteste Aufmerksamkeit sah keine Spur einer neuen Flamme bei ihm aufkeimen, sondern nur die kälteste, an Verachtung grenzende Gleichgültigkeit gegen den Gegenstand seiner frühern Anbetung wurde bemerkt. Ein solches Benehmen war ganz darauf berechnet, eine Art von Verzweiflung hervorzubringen, und es erreichte auch diesen Zweck vollkommen.

Das reiche, hübsche Mädchen, das nun befreit war von den Zudringlichkeiten des häßlichen Menschen, ward dafür sogleich von einer Schar junger Leute belagert, die früher zurückgehalten worden waren, dem Drange ihres Herzens freien Lauf zu lassen. Auch Christen von guter Familie, ja selbst Adelige bewarben sich um ihre Gunst da sie jetzt die Hand der Schönen frei wähnten, und großes Gelüste trugen nach den vollen Geldsäcken, welche mit dieser kleinen, zierlichen Hand so fest zusammenhingen. Aber sonderbar

genug war es, daß die Huldin eben so taub und unempfindlich für diese Bewerbungen, als für die frühern blieb. Kurz es war die Donna Diana, jene spanische Prinzessin, wie sie uns in der bekannten Komödie geschildert wird, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß ihr Besieger kein schöner Don Cesar war. Denn wirklich war sie besiegt! Was ihr früher so unerträglich geschienen hatte, dünkte für sie jetzt die höchste Seligkeit. Tag und Nacht dachte sie nur an die zärtlichen Aufmerksamkeiten des verliebten Disponenten, und sie marterte sich damit ab, es zu ergrübeln, auf welchem Altar er diese nun opferte.

Dieser Zustand der Armen dauerte einige Monate, ohne daß sich eine Aenderung in dem Verhältnisse Beider zugetragen hätte. Er blieb kalt und scheinbar unempfindlich, während sie sich langsam verzehrte.

Aber nur zu aufmerksam verfolgte er die Wirkungen, die sein wohlüberlegter Plan hervorbrachte, und erfreute sich im Stillen daran. Des Mädchens Lage wurde am Ende so bedenklich, daß man den Vater aus der Residenz heimberief, um sich mit ihm in dieser wichtigen Angelegenheit zu berathen. Er kam und mit ihm die Erfüllung des schon lange sehnlichst gehegten Wunsches meines Schwagers. Die bekehrte Spröde hatte ihren Eltern, auf deren ernsthaftes Zureden, die Ursache ihres stillen Grames gestanden. Hier handelte es sich jedoch nicht mehr um Galanterien und Courmachen, sondern um eine dauerhafte Verbindung, wie man leicht denken kann. Der Vater übernahm es, mit dem jungen Mann die Unterhandlung einzuleiten; unter andern Umständen wäre er mit fester Zuversicht ans Werk gegangen; wie die Sache jetzt den Anschein hatte, mußte mit zarter Vorsicht das Geschäft eingeleitet werden. Der Vater war ein gewandter Negociateur und versicherte seine zaghafte

Tochter im voraus des besten Erfolgs. Und wirklich war das Ende schneller herbeigeführt, als die Familie vermuthet hatte. Mein Schwager war nicht so thöricht, sich am Ziele seiner Wünsche noch eigensinnigen Launen zu überlassen; er willigte ein ohne Bedenken. Was er allein zum Gegenstande einer Unterhandlung machte, waren die Stipulationen hinsichtlich des Vermögens und seines Antheils an dem Geschäfte, in das er von nun an als Compagnon treten wollte. Man willigte in Alles, denn es handelte sich hier ja nur um die Zukunft der geliebten Tochter und ihrer dereinstigen Kinder. In kurzem war Hochzeit und das spröde, hübsche Mädchen lebte fortan an der Seite eines häßlichen, kranken polnischen Juden, den sie nie wahrhaft lieben konnte, sondern nur aus Caprice genommen hatte. Die Unglückliche!

Nicht lange währte es, so machten sich die unglückseligen Folgen dieser Verbindung auf unzweideutige Weise kenntlich. Sie erkrankte, und so sehr man auch bemüht war, das eigentliche Wesen ihrer Krankheit zu verschleiern, so drang die Kunde davon doch ins Publicum. So gern dies auch geneigt ist, stets das Schlimmste zu glauben, so war hier das Gerücht doch so entsetzlich, daß man sein Ohr davor verschloß und von Uebertreibung sprach. Die junge Frau kränkelte fort und fort; ihr erstes Wochenbett war unglücklich, sie gebar ein todtes Kind. Sie reiste ins Bad; nach ihrer Rückkehr wurde sie wieder nicht gesehen. Welch ein schreckliches Loos, immer so ängstlich zurückgezogen von der Welt leben zu müssen, in den Jahren der Freude und des Vergnügens, und in einer Umgebung, die so lebhaft zu jedem erlaubten Genusse herausforderte!

Endlich beschloß die Familie, die unglückliche Frau wieder der Welt zu zeigen, und nun erfuhr man erst die Bestätigung jener frühern Gerüchte. Es hieß, sie leide an

einem Krebsschaden, der ihr Nase und Oberlippe angegriffen habe, aber durch die Bemühungen geschickter Aerzte gehemmt worden war und seine Verheerungen nicht weiter fortsetzte. Nach diesen vorbereitenden Erklärungen ihres Zustandes erschien die junge Frau wieder in den engern vertrautern Zirkeln. Sie war der Gegenstand allgemeinen Bedauerns, so wie ihr Gatte des allgemeinen Hasses, denn nur seinen Ausschweifungen wurde die Krankheit der Armen zugeschrieben.

Ihm lag jedoch nichts an der Achtung und Liebe, welche ihm die Gesellschaft zollte, er lebte in seinem Geschäfte und war so ganz und gar Banquier, daß ihm nur die Achtung an der Börse für etwas galt, und diese genoß er im vollsten, reichsten Maße. Die Mäkler, die posttäglich ihre ungeheuern Courtagen durch ihn notirten, bückten sich vor ihm bis auf den Boden, und jeder ehrliche Mann, der mit ihm ein Geschäft abschloß, kehrte sich nicht an seine häuslichen Verhältnisse.

Dieser Mann ward jetzt mein Schwager. Zum Glücke sah ihm seine Schwester nicht im geringsten ähnlich und sein Vater schien mir ein schlechterer Geschäftsmann, aber ein besserer Mensch zu sein. Ich war geneigt, mir Glück hierzu zu wünschen und es in meiner Lage für etwas Günstiges zu betrachten. Bald sollte ich jedoch von meiner Täuschung zurückkommen. Es ist wahrlich nicht nöthig, daß Kaufleute etwas Anderes sind, als tüchtige Geschäftsmänner, und die werden die besten sein, welche statt des Herzens einen Cassabeutel, oder eine solide Tratte im Busen tragen.

Eilftes Kapitel.

Die Millionen als Dessert. — Der Salzlieferant als Novellist.

Der Krieg hatte längst wieder begonnen und Napoleon residirte in dem Lustschlosse eines deutschen Fürsten. Der Winkel Deutschlands, den wir bewohnten, war indeß noch ziemlich entfernt von dem Kriegsschauplatze und wir konnten getrosten Muthes fort operiren. Unsere Provinz erhielt damals große Baarsendungen an Subsidiengeldern, von denen ein Theil an mein Haus adressirt war. Sie kamen in eigens dazu erbauten Karren an, welche in starken Federn hingen, und die frisch geprägten holländischen Dukaten, aus denen die Sendungen größtentheils bestanden, waren in weiches Leder eingenäht, damit sie sich auf der weiten Reise nicht abrändeten.

Einst war mir eine Sendung von ein paar Millionen angezeigt worden und ich nahm mir vor, meinem Schwiegervater recht ordentlich zu imponiren. Ich lud ihn und seine ganze Familie zu Tische. Es war ein splendides Mahl. Nichts fehlte, was das Herz eines orthodoxen Juden zu erfreuen im Stande ist.

Nach der braunen Suppe mit den Flügeln und Mägen der Gänse folgten der Reisbrei mit der dampfenden, von Knoblauch durchwürzten Wurst, das geräucherte Bockfleisch mit Erbsen und Meerrettig, die süßen Bohnen mit Würsten, der fette Pudding mit Rosinen und Safran, endlich der große kalikutische Hahn mit Kastanien und Aepfeln gefüllt; zu allem Dem gesellte sich süßer Wein aus der Picardie und Brot vom feinsten Mehl mit Mohn bestreut. Die Familie meiner Braut schwamm in Wonne; Hände und

Lippen glänzten von Fett, das an den Gerichten nicht fehlen durfte, und jüdische Witzworte und bei den Haaren herbeigezogene Wortspiele jagten einander. Denn obgleich unser unvergleichlicher Troubadour Saphir damals noch nicht die jüdische schöne Welt mit seinen Calembourgs und Bonmots erfreute, so war diese Art des Witzes doch schon unter uns bekannt, da jeder polnische Jude von Natur darin excellirt.

Wir saßen eben beim Braten, als ein ungeheurer Lärm unten im Hause sich vernehmen ließ. Obgleich ich schon wußte, was es gab, so sprang ich doch wie überrascht auf und lief ans Fenster. Die Geldsendung war angekommen. Mein Schwiegervater wollte wissen, was unten vorging, und als ich es ihm sagte, war auch seines Bleibens nicht mehr bei Tische, wenn es ihm gleich gut zu schmecken schien. Er mußte hinabeilen, um bei der Empfangnahme der Dukaten zugegen zu sein, deren so bedeutende Versammlung für ihn etwas ungemein Ehrfurchtgebietendes hatte. Man muß gestehen, daß vier bis fünf Millionen in Gold auf ein dafür empfängliches Gemüth in der That einen großen Eindruck zu machen vermögen.

„Es sind Subsidien, keine Contribution?" fragte mein Schwiegervater, nachdem er sich wieder zu Tische gesetzt hatte und zähnestochernd seinen Kaffee schlürfte. „Das Erstere," erwiderte ich.

„Da muß ich Ihnen bei der Gelegenheit einen sonderbaren Vorfall erzählen," fuhr mein Schwiegervater fort. „Als ich neulich wegen der Getreidevorräthe herumreiste, kam ich weit hinein ins Reich und näherte mich so dem Hauptquartier Napoleon's. Ich bin etwas neugierig von Natur und hab' mir gedacht, vielleicht machst du ein Geschäftchen — ein Geschäftchen im französischen Hauptquartier ist auch

nicht zu verwerfen. Und so bin ich doch gereist ins Hauptquartier! Ich bin aber gewesen drei Tage dort, ist mir geworden die Zeit lang, und ich hab' wiederum gedacht, sollt' es denn nicht möglich sein, mit Napoleon, dem großen Melech, selbst zu sprechen? Und ich hab' nachgesucht um die Erlaubniß und hab' mir gedacht, mit Napoleon gesprochen zu haben ist auch ein Geschäftchen, was rendirt, man kann ja nicht wissen, was gesprochen wird, ein Wort gibt das andere und man kann nicht wissen, wozu es gut ist. Und so hab' ich gebeten um eine Audienz und habe gesagt: ich wär' ein Lieferant von den feindlichen Truppen."

„Aber wußten Sie denn nicht, was Sie wagten?" fiel ich ihm hier erstaunt in die Rede.

„Blöd' bin ich nicht," erwiderte er lachend, „gewagt hab' ich viel in meinem Leben und wer nicht wagt, gewinnt nicht! Aber nun lassen Sie sich weiter erzählen! Man hat mir doch eine Audienz bewilligt! Wie ich Ihnen sage: ich sollte kommen Glock zehn Uhr hinaus auf das Lustschloß, wollte der Kaiser Napoleon, der große Mann, mit mir kleinem jüdischen Lieferanten sich unterhalten. Was glotzen Sie mich so an mit aufgerissenen Augen? Passen Sie auf, Sie werden gleich hören, ob ich mein' Sach' nicht gut gemacht habe. Wie ich komm' heraus, ist doch der Premierminister draußen, das heißt, nicht der Premierminister von Napoleon, sondern der Premierminister von unserm Fürsten. Ich bin indessen im Garten auf und ab gegangen und hab' geguckt durch die großen Scheiben und hab' gesehen, wie sie miteinander gesprochen haben. Ich sag' Ihnen, ich hab' kein Wort verstanden, aber Napoleon hat dem Premierminister tüchtig die Wahrheit gesagt. Denken Sie sich, der vornehmer, großer Mann, was unser Premierminister ist, hat sich müssen die Wahrheit sagen lassen, wie ein Stiefel-

putzer. Heruntergeputzt hat er ihn! Und Napoleon ist grad' gestanden, wie eine Kerze, und der Premierminister hat gebuckt den Kopf und hat gemacht Komplimente, und hat zu Allem nicht ein Wort gesagt. Und dann sind sie herausgetreten vor die Thür, die in den Garten führt, und nun hab' ich mich leis' von hinten hinzugeschlichen, weil ich gedacht hab', was sie da draußen reden, kann doch kein Geheimniß sein und das darf Jeder hören. Und da hab' ich vernommen, daß sie Französisch gesprochen haben miteinander, weil ich aber Französisch schlecht verstehe, habe ich so gut verstanden, wie nichts. „Sagen Sie das Ihrem Herrn," hat Napoleon ungefähr gesagt, „nur unter der Bedingung mache ich Frieden." Und darauf hat sich der Premierminister tief verbeugt und ist rücklings die Treppe hinuntergegangen, daß ich gemeint hab' bei jedem Schritt, er wird das Genick brechen. — Aber nun ist mir das Herz schwer geworden, weil jetzt meine Audienz an die Reihe gekommen ist. Erstens hab' ich mir gedacht, ist Napoleon jetzt ein wenig aufgebracht durch den Premierminister und wird seinen Zorn an mir auslassen, denn an was läßt ein vornehmer, großer Mann seinen Zorn aus, als an einem armen, unschuldigen Juden? Zweitens hab' ich mir gedacht: es ist doch ein Malheur, daß du nicht gut Französisch kannst und Napoleon wahrscheinlich nicht gut Deutsch versteht; das kann der Lebhaftigkeit der Unterhaltung sehr großen Schaden thun. Aber ich hab' doch gehabt einen Einfall, daß ich mich hätte selbst beim Kopf nehmen mögen und tüchtig abküssen, wenn es wär' angegangen. Ich hab' mich schnell resolvirt. Scholem, hab' ich mir gedacht, thu' einmal etwas vor der Menschheit und setz' dein eigenes Interesse bei Seite. Und nun sollen Sie hören, was der kleine Scholem hat gethan vor der Menschheit. Ich hab' zwar gezittert, wie ich mich hab'

hereinführen lassen zu Napoleon, ich hab' mich aber wahrhaftig nicht geforchten. Warum ich hab' gezittert, war doch die Ursache, daß ich bin gewesen herumgelaufen den ganzen Morgen im kühlen Garten und hab' an den Blumen gerochen, und hab' wollen das Stückchen Fleisch, was ich zum Frühstück mitgenommen hatte, nicht essen, weil ich hab' wollen haben einen reinen Athem. Man kann ja nicht wissen, wie nahe mir Napoleon in der Hitze auf den Leib rückt, hab' ich mir gedacht, und es ist besser, du essest das Stückchen Braten nicht, weil dein' Frau ihn immer mit Knoblauch einreibt. Sie sehen, daß ich hab' behalten meine Présence d'Esprit, weil ich hab' können philosophiren über den Geruch des Knoblauchs in dem Augenblick, wo ich hab' sollen treten vor den Weltbezwinger Napoleon — und ich hab' nichts davon gegessen den ganzen Morgen und von der feuchten Luft und von dem Riechen an die Blumen ist mir geworden übel zum Umsinken. Was bin ich gewöhnt, an die Blumen zu riechen? Darum hab' ich mir vorgenommen, mich kurz zu fassen, sonst sag' ich Ihnen, daß ich hätte mehr gethan vor der Menschheit. Hat Napoleon mich gefragt: „Was ich will!" Hab' ich ihn zuerst gebeten, er möcht' etwas langsam sprechen, weil ich der französischen Sprache nicht gehörig gewachsen bin, und hab' dann gesagt: er möchte die Gnade haben und meinem Vaterlande die grausame Contribution erlassen. Es seien brave Leute bei uns im Lande und es könnte sein Wille nicht sein, das ganze Land so unglücklich zu machen." Darauf hat Napoleon seinen Buchhalter hereingerufen und hat sich sein Hauptbuch bringen lassen. Ich sag' Ihnen ein Hauptbuch, wie ich mein Lebtag keines gesehen habe. Es war in rothem Leder gebunden und mit Gold beschlagen, und die Blätter waren zehnmal so groß, wie unser Hauptbuch. Und da hat

jeder Staat, mit dem er Krieg geführt hat, sein Conto gehabt mit Debet und Credit; ich sag' Ihnen eine exemplarische Ordnung! Die doppelte italienische Buchhaltung ist ein Hund dagegen! Und da hat er nachgeschlagen das Conto von unserm Staat und hat ein Bleistift genommen und zusammen gerechnet, und addirt und subtrahirt, was weiß ich! und hat dann gesagt: „Ich seh' ein, vous êtes un brave homme! aber ich kann auf Seligkeit nichts nachlassen; der Krieg ist mir selbst zu theuer zu stehen gekommen." Da hab' ich gesehen, was er für ein braver Mann ist, und daß er nur seine baaren Auslagen immer wieder haben will. Den Kostenpreis, sonst wahrhaftig nichts! Ich hab' zwar noch einige Male davon angefangen zu schmusen, aber er war nicht davon abzubringen, und ich bin wieder von ihm gegangen, wie ich zu ihm gekommen bin, ohne etwas ausgerichtet zu haben, aber das Meinige hab' ich doch gethan, das hab' ich mir wenigstens sagen können. Und das war die Geschichte von der Contribution, die mir ist eingefallen vorhin bei Ihrer Geldsendung, Herr Schwiegersohn, wobei Sie werden notiren eine schöne Provision. Aber meine Geschichte ist noch nicht zu Ende. Sie haben doch angefragt von dort aus durch den Gesandten, ob ein geheimer Commissarius ist geworden gesandt, um wegen Nachlaß der Contribution zu unterhandeln, wie ich habe gehört für ganz gewiß. Und ich bin überzeugt, wenn sie wüßten, daß ich es bin gewesen, daß ich werd' bekommen einen Orden. Aber was soll mir der Orden! Als ich krieg' einen Orden, darf ich ihn doch nicht tragen; ein Orden ist ein Kreuz, und ein ehrlicher Jud', was soll der machen mit dem Kreuz?"

Meine Leser werden aus diesem Gewäsche deutlicher abnehmen können, was mein Schwiegervater für ein Mann war, als ich ihnen durch die detaillirteste Beschreibung zu

zeigen im Stande gewesen wäre. Er war zudringlich, arrogant, dreist, wie eine gewisse Art von Juden, ich kann und darf es nicht verschweigen, nur immer sein kann, da man ihnen leider nicht mit Unrecht jene schlimmen Eigenschaften vorwirft. Dabei aber besaß er noch einen Fehler, der bei den polnischen Juden sehr häufig angetroffen wird, er log entsetzlich. Was an dem Vorfall mit Napoleon Wahres sein mochte, war mir nicht möglich zu ergründen; mein Verhältniß zu ihm hinderte mich, ihm zu widersprechen und ihn auf die Unwahrscheinlichkeiten aufmerksam zu machen, die in seiner Erzählung sich drängten; ich nahm also Alles geduldig hin.

Augenscheinlich wollte er durch die Erwähnung dieses Vorfalls sich bei mir in Ansehen setzen und ich begnügte mich blos, ihm zu bemerken, daß ich für die Folge ihn bitten müsse, solche Wagstücke zu unterlassen, weil er sich leicht dadurch in große Gefahr bringen könne. Wie bald könnte man nicht den Verdacht der Spionerie erregen und von dem Verdachte zu den zwölf Kugeln des Standrechts war in damaliger Zeit nur ein kurzer Schritt.

Er nahm meine Warnung mit Sammlung hin, als ob er selbst an den soeben umständlich erzählten Fall glaubte, und vielleicht that er es auch; denn der Lügner, der sein Handwerk mit Ehren treiben will, muß von seinen Erfindungen so erfüllt sein, als ob er sie wirklich erlebt hätte.

Zwölftes Kapitel.

Zweifelhaftes Vermögen des Salzlieferanten. — Tod seiner Frau. — Hochzeit. — Röschen als Hausfrau. — Unfall bei der Kornspeculation. — Blitz aus heiterer Luft.

Ich würde meinen Schwiegervater nicht so weitläufig hier geschildert haben, wenn nicht eben die Schwächen und schlimmen Eigenschaften dieses Mannes Schuld an seinem Unglücke geworden wären und mich zur rechten Zeit von ihm entfernt hätten.

Gewisse Ursachen ließen in mir Zweifel über seine Vermögensumstände aufsteigen. Das Korngeschäft, welches größtentheils mit meinem Gelde gemacht worden war, erregte mein Misvergnügen und ich suchte davon loszukommen. Ich stellte ihm die Sache vor und wir einigten uns dahin, daß ich ihm das Kapital gegen Zinsen überlassen sollte und er dann das Geschäft auf eigene Rechnung übernähme. Die Geldsumme, obgleich ziemlich bedeutend, gab ich verloren und war dabei noch herzlich froh, so wohlfeilen Kaufes davon loszukommen. Mein guter Stern gab mir diesen Schritt ein. Im Uebrigen blieb ich mit meinem ehemaligen Compagnon im besten Vernehmen und meine Braut, die sich sonst wol um meine Geschäfte zu kümmern pflegte, erfuhr nichts von dieser freundschaftlichen Auseinandersetzung.

Um diese Zeit war es, daß die Mutter meiner Braut das Zeitliche segnete; es war eine dicke, rothe Frau, die viel aß und sich keine Bewegung machte; kein Wunder also, daß sie der Schlag rührte.

Meine Braut mußte nun nach dem Tode ihrer Mutter dem Hauswesen vorstehen, und obgleich ich mich wenig um so etwas zu bekümmern pflegte und wie natürlich auch nichts

davon verstand, so muß ich dennoch gestehen, daß sie dadurch einen überaus günstigen Eindruck auf mich machte, indem sie große Verständigkeit, Sanftmuth, Sparsamkeit und andere häusliche Tugenden in diesen Verrichtungen entwickelte. Ich sah zum ersten Male ein solches Wesen in der Nähe und zwar so aufmerksam, als wenn ich etwas davon absehen wollte. Das Haus meines Schwiegervaters schien mir ein neues, verjüngtes Aussehen zu erhalten; Alles war rein, nett, ruhig, geordnet, christlich — wenn es mir erlaubt ist, es so zu nennen. Wenigstens habe ich in christlichen Haushaltungen, die ich in späterer Zeit kennen zu lernen Gelegenheit hatte, es stets so gefunden. Ich darf sagen, daß dieses Walten meiner Braut in dem Hause ihres Vaters mir zuerst den rechten Sinn für das Glück einer schönen Häuslichkeit erschlossen hat. Der Alte hatte nun freilich kein Auge dafür, wenn es ihn gleich freute, daß ich stärker angezogen, die Bande enger zog, die mich an seine Familie knüpften, und jetzt öfter, ja fast beständig um meine Braut war. Auch das Mädchen war nicht wenig dadurch geschmeichelt und lächelte freudig, wenn es mich kommen sah, und war in sich still vergnügt, wenn ich um sie blieb.

Neben diesem Allen darf nicht zu erwähnen vergessen werden, daß die Schönheit des Mädchens sich immer vollkommener entfaltete und ihr zartes, tiefes Gemüth mir immer klarer wurde, sodaß sie in jedem Betracht ein herrliches Geschöpf genannt werden konnte.

Mein Schwiegervater mußte jetzt der Kornvorräthe wegen reisen, weil der Feind sich der Provinz näherte, wo sie aufgespeichert lagen. Unsere Armee zog sich dahin und die Verpflegung sollte beginnen. Es ging anfänglich gut und die zu wohlfeilen Preisen eingekauften Früchte gaben einen ungeheuern Profit. Allein nicht lange dauerte dies Alles.

Noch nicht zur Hälfte waren sie aufgezehrt, als eine große Schlacht ganz in der Nähe der Hauptmagazine geliefert wurde, die unglücklich für die Waffen unseres Landes ablief. Mein Schwiegervater floh im ersten Augenblicke mit den Unsern, aber er verlor den Kopf nicht. Der Feind besetzte die Stadt und die Provinz. Haben geschlagene Soldaten Appetit, so haben ihn siegende noch mehr, dachte er bei sich. Es wurden Requisitionen ausgeschrieben nach allen Seiten; allein die Gegend war arm und die Vorräthe aufgekauft. Da erschien mein Schwiegervater plötzlich wieder auf dem Platze, um, wir er sagte, sein Eigenthum zu retten. Wie er es einleitete, darüber herrscht zur Zeit noch ein Dunkel, genug, von seinen trefflichen Vorräthen schmausten die feindlichen Soldaten. Er kam zu uns zurück, sprach von seinem Verluste, tröstete sich und uns aber damit, daß er noch zu ertragen wäre.

Der Friede folgte bald und ich zögerte nicht länger, meine Hochzeit zu feiern. Wir richteten uns prächtig ein, zu dem alten Hausrath meiner Eltern, der zwar kostbar, aber nicht mehr zeitgemäß war, gesellten sich Gegenstände, wie sie die neueste Mode erfunden hatte. Ich nahm mir vor, ein sogenanntes offenes Haus zu machen und Alles hineinzuziehen, was sich in der Gesellschaft unseres Wohnortes auszeichnete. Meine junge Frau theilte nicht ganz diesen Willen. Sie hatte einen angeborenen Trieb zur Sparsamkeit, den sie nicht überwinden konnte, da er zu lange in ihrem väterlichen Hause genährt worden war, wo Alles mit Macht dahin neigte. Jedoch freundlich und gefällig, wie sie war, willigte sie in Alles, was ich veranstaltete und anordnete, um mir mein häusliches Leben angenehm zu machen. In der That war auch jedes Mittel dazu vorhanden, während kein Grund obwaltete, eine ängst-

liche Sparsamkeit uns zur Richtschnur zu wählen. Mein Vermögen war ursprünglich groß gewesen und hatte durch viele glückliche Speculationen so zugenommen, daß ich selbst eine tüchtige Schlappe, wie ich sie jetzt durch die zum Theil verunglückte Getreidespeculation meines Schwiegervaters empfing, nicht im geringsten fühlte.

Mit der stipulirten Mitgift hatte es eben auch einen Haken und ich bekam nur die Hälfte und nicht einmal sogleich ausbezahlt. Auch hier mußte das Unglück mit der Getreidespeculation als entschuldigender Deckmantel dienen. Allein ich liebte nunmehr meine Frau so sehr und wahrhaft, daß ich leicht den Großmüthigen spielen und mich über die Mitgift wegsetzen konnte. Seltsam erschien es mir jedoch, wenn ich darüber nachdachte, daß ich mich jetzt in einem Fall befand, den ich mir früher nicht hatte denken können. Ich besaß eine Frau, die ich wahrhaft, ohne alle Nebeninteressen, um ihrer selbst willen liebte, hatte noch ein bedeutendes Stück Geld durch diese Liebe eingebüßt, da ich ohne sie dem alten Papa keine Nachsicht geschenkt haben würde, und endlich war ich nun gewiß und wahrhaftig ein Ehemann geworden; eine Charge, zu der ich schon einige Male mit Ernst einen Anlauf genommen hatte, aber immer wieder schnell zum Rückzug blasen mußte.

Kurz nach der Hochzeit verließen wir unser schönes Haus, um — ganz im großen Style — eine Reise zu machen. Wir wählten Wien zum Ziel derselben. Es war gerade die Zeit des Congresses, wo Alles im vollsten Glanze dort strahlte. Ich freute mich, meiner jungen Frau diese Herrlichkeiten zeigen zu können. Nur leider war die Freude von kurzer Dauer. Kaum hatten wir uns den Genüssen der Kaiserstadt mit dem unbefangensten Gemüthe hingegeben,

als uns eine Schreckenspost ereilte, die uns wie ein Blitz aus heiterer Luft zu verschlingen drohte.

Allein diese Geschichte gehört in ein anderes Kapitel. Und wenn das gegenwärtige gleich zu kurz sein sollte, je nun! so handelt es von den ersten Tagen nach der Hochzeit und darum sei es auch kurz, wie Flitterwochen der Neuvermählten.

Dreizehntes Kapitel.

Der Wiener Congreß. — Der christliche Wirth. — Judenhaß. — Trauriges Verhältniß.

Es kann nicht meine Absicht sein, die Festlichkeiten zu beschreiben, die Wien zu jener Zeit darbot. Man weiß, daß die mächtigsten Fürsten der Welt sich als Gäste dort befanden und wie großartig der Kaiser von Oestreich den Wirth machte. Eben so außerordentlich als die Veranlassung waren auch die Genüsse, eben so außerordentlich als diese auch die Kosten, welche aufgewendet wurden. Es war eine Zeit des Jubels und der trunkenen Lust. Die Leute bildeten sich damals wirklich ein, die Welt von einem fürchterlichen Scheusal befreit zu haben, und sahen es nicht kommen, daß kaum zwanzig Jahre vergehen würden und man ungescheut diesem damals anerkannten Scheusal den Beinamen „des großen Mannes" einstimmig zuerkennen würde. So wechselt die Zeit und wir mit ihr!

Wir profitirten indeß von der allgemeinen Fröhlichkeit so gut wir konnten und was war denn wol auch für ein

junges, liebendes Ehepaar Besseres zu thun? Ein großes Banquierhaus, mit dem ich seit vielen Jahren in bedeutender Geschäftsverbindung gestanden hatte und das von unserer Reise nach Wien unterrichtet war, hatte uns aufgenommen, weil in den ersten Gasthöfen, um sich für längere Zeit bequem einzurichten, keine Gelegenheit vorhanden war. Dieses noch jetzt hochgeachtete Banquierhaus ist ein christliches. Ein schönes Beispiel milder Toleranz; ich glaube nicht, daß ein frankfurter oder hamburger Haus einem jüdischen Ehepaar den Aufenthalt selbst für theure Bezahlung gestattet haben würde. Hier geschah es aus Freundschaft!

Einmal sagte mir der Sohn eines angesehenen christlichen Hauses in Hamburg, als ich mit ihm von einem reichen und zugleich anerkannt rechtlichen jüdischen Banquier sprach, der einer der Ersten an der dortigen Börse war: „Ich habe gehört, daß er ein redlicher und gebildeter Mann sein soll, aber wir kennen ihn nicht. Wer kommt wol mit solch Einem in Berührung? Sie wissen ja wol, daß er ein Jude ist.“

Er erzeigte mir, nach seiner Meinung, die Ehre, mich nicht für einen Juden halten zu wollen, um mir desto sicherer die Insolenz ins Gesicht zu schleudern. Ich aber zögerte nicht, ihn über mein Glaubensbekenntniß aufzuklären, und überließ ihn einer Beschämung, die er vergebens hinter einem Lächeln zu verbergen suchte.

Der Judenhaß herrscht allerdings noch in den meisten Ländern Europas und wird wol auch in den nächsten Jahrhunderten noch nicht gänzlich auszurotten sein. In einigen Ländern, wie in Polen und Italien, ist er mit Verachtung gepaart, hin und wieder ist er sogar noch fanatisch und könnte sich ganz ruhig in Judenblut baden, aber nirgend ist er so lächerlich als in Deutschland. Dieses Land besitzt ge-

wiß die gebildetsten Juden und die deutschen Christen müssen dies auch gebührend anerkennen. An Neckereien fehlt es aber nirgend. Hier müssen sie noch gleich wie im Mittelalter in einer stinkenden Straße wohnen, dort dürfen sie nicht das Casino besuchen, hier kommen sie nicht an die Börse, dort dürfen sie sogar nicht in gewissen Kaffeehäusern erscheinen. Und bricht irgend Etwas aus, woraus ein Unglück entstehen könnte oder einem Christen Verdruß erwachsen, gleich müssen die Juden heran, um das Sündengeld zu zahlen und das Bad zu entgelten.

Ist man mit der Obrigkeit nicht zufrieden und will man Excesse verüben, gleich heißt es: „O die verfluchten Juden!" Und man wirft ihnen zur Gesellschaft die Fenster ein.

Ich kannte einst einen Bürger der vereinigten Staaten, einen schöngewachsenen, wohlaussehenden Mann, den Niemand für einen Juden gehalten haben würde, so wenig trug sein Gesicht das altorientalische Gepräge; den fragte man an der Börse einer deutschen Handelsstadt um seinen Namen. Der ihn darum fragte, war ein Lump von einem Mäkler, der eben die Courtage notirte, die ihm der Amerikaner zu verdienen gab. Der Name klang nach dem alten Testamente und der Mäkler fragte sogleich: „Nicht wahr, Sie sind ein Jude?" Da sah ihn der Amerikaner groß an und erwiderte: „Welche Neugier heißt Sie mich deshalb befragen? Bei mir zu Lande fragt kein Mensch darnach und Jude und Christ sind Benennungen, die nur in der Tiefe des Gewissens Klang haben, im öffentlichen Verkehr aber nie vorkommen. Merken Sie sich das, wenn Sie mit mir ferner zu thun haben wollen, und suchen Sie vor allen Dingen von ihren dummen Vorurtheilen loszukommen." — Der Mäkler, der nach den Geschäften des reichen

Amerikaners lüstern war, hatte genug an dieser Pille und ließ sich nicht wieder einfallen, darauf anzuspielen.

Und soll ich mir nun einen jungen Menschen denken, dessen Eltern in Prag oder Frankfurt in der Judengasse wohnen und vom Kleinhandel leben. Er besucht die öffentliche Stadtschule, das Reich des Wissens ist ihm erschlossen und er macht bedeutende Fortschritte darin. Die Stunden des Unterrichts sind seine seligsten, er fühlt sich froh und frei, er denkt in solchen Augenblicken auch ein Mensch gleich seinen Mitschülern zu sein, geboren wie sie, um sich jedes erlaubten Genusses zu freuen, berufen wie sie zu Aemtern, seinen Mitmenschen zu nützen und durch sie einst zu Ehren und Würden zu gelangen. Aber wie schrecklich ist sein Erwachen aus diesen schönen Träumen, wenn der Unterricht geendet ist und er zu seinen Aeltern nach Hause kehrt, die in Schmuz und Elend in den scheußlichen Höhlen leben, wohin ihre Mitbürger sie hingebannt haben und wo auch er sein Leben zubringen muß. Armer Jüngling, und liebst Du Deine Geburtsstadt, oder willst Du Deine alten Eltern nicht verlassen, oder Deinen Mitbürgern nützen, als Arzt oder Geschäftsmann von Einsicht, so mußt Du dort aushalten, wohin Deine Geburt Dich verwies, und solltest Du auch darüber bittere Thränen vergießen Dein Leben lang. Kein Mensch erbarmt sich Deiner; verschlossen sind Dir die Kreise der Gebildeten; Du lebst ausgestoßen, verachtet und dem Spotte preisgegeben.

Ich weiß, daß einige gebildete Juden Prag verließen, weil sie die Schmach nicht ertragen konnten, in der Judenstraße wohnen zu müssen, und in neuester Zeit sind Familien von Hamburg weggezogen, wo sie zwar in jedem Stadttheile prächtige Wohnungen innehaben, um, troß der Judengasse, nach Frankfurt zu ziehen, wo sie nicht ins Casino

dürfen. Aber in Hamburg muß ihnen auch gar zu übel mitgespielt worden sein!

Ich wende mich nun wieder fort von diesen Betrachtungen zu dem heitern Wiener Leben, wo schon vor zwanzig Jahren ein edler und gebildeter Christ so wohldenkend war, daß er keinen Anstand nahm, ein jüdisches Ehepaar in seinem palastähnlichen Hause zu beherbergen, ohne die Besorgniß zu hegen, daß es dadurch verunreinigt werden könnte.

Seit der Verheirathung hatte ich mich bestrebt, meine Frau von den alten, orthodoxen Gebräuchen zurückzubringen, an die sie in ihrem väterlichen Hause gewöhnt war. Es wurde mir nicht schwer. Da in ihrem Gemüthe wahre, innige Liebe zu mir herrschte, so konnte ich auf ihr innerstes Gemüths- und Seelenleben sehr leicht einwirken. Die strenge Befolgung der Vorschriften in Betreff der Nahrungsmittel, worüber fromme Juden unverbrüchlich wachen, war von uns längst bei Seite geschoben worden. Diese Gesetze, die im grauen Alterthum wol nicht mehr und nicht minder als weise Polizeiverordnungen waren, wie sie das heiße Klima Aegyptens und der Wüste und die damalige Lebensweise erheischten, wurden mit einem gewichtigen Nimbus umschleiert und nach und nach zu Geboten erhoben, welche unmittelbar von der Gottheit ausgeströmt sein sollten. Dies leuchtete mir längst schon ein, obgleich das Andenken an die gespenstige Ohrfeige, deren sich meine Leser wol erinnern werden, mich immer noch innerlich stark zu erregen vermochte. Meine Frau ward bald meiner Meinung und dies erlaubte uns von den freundlichen Einladungen häufig Gebrauch zu machen, womit uns unsere liebenswürdigen Wirthe beehrten. So lernten wir das anmuthige Gemälde einer gebildeten christlichen Familie zuerst kennen, und die Genüsse, die uns dadurch bereitet wurden, lassen sich nicht

beschreiben. Nun sahen wir erst ein, was Erdenglück sei, und es konnte nicht ausbleiben, daß wir Parallelen mit Allem zogen, was sich uns bis jetzt als solches dargestellt hatte, und heftig davon ergriffen wurden.

Welch ein Leben hatten wir bis jetzt zu beobachten gehabt und welch ein Leben selbst bis zu diesem Augenblicke geführt? Wir fühlten uns so stark hingezogen zu den liebenswürdigen Menschen und doch zugleich so beengt, daß wir nicht ganz so waren, wie sie, daß wir ernste Betrachtungen über unsere Lage anstellten und mit einander zu Rathe gingen, wie dem wol abzuhelfen sein möchte.

Vierzehntes Kapitel.

Bekehrungsversuche. — Der getaufte Bruder. — Fortschritte. — Der Glaubensunterricht. — Die heilige Taufhandlung.

Die Frau vom Hause, welche meine Frau sehr liebgewonnen hatte, war eine fromme, christliche Dame. Sie hing mit strenger Seele am katholischen Glauben und schien es mit inniger Freude zu bemerken, daß meine arme Frau, die so wenig Trost in ihrem eigenen Glauben fand, sich sorgfältig nach allen Uebungen erkundigte, die der ihrige ihr auferlegte und wodurch sie — wie sie sagte — eine wunderbar heilsame Stärkung erhielt. Sie belehrte meine Frau über die Kraft, die in der Anhörung der heiligen Messen liegt, über den magnetischen Einfluß, den der segnende Priester ausübt, über die selige Beruhigung, die auf abgehaltene Beichte folgt, und den Aufschwung des Gemüthes nach ge-

nossenem Abendmahl. Meine Frau gestand es mir, daß sie mit einer Mischung von Furcht und Bewunderung diesen Schilderungen zuhorchte, und ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte. Ich mochte nicht abrathen, da ich einen seltsamen Zug nach diesen Mysterien auch mich ergreifen sah, und wenn ich noch Scheu fühlte, mich ihm gänzlich zu überlassen, so geschah es weniger, weil ich unsern alten Jevovah zürnend seine Blitze nach uns schleudern zu sehen fürchtete, sondern weil ich Rücksichten gegen meine frühern Verbindungen zu nehmen hatte, und endlich weil ein altes, vielleicht nicht mit Unrecht begründetes Vorurtheil mir den getauften Juden in einem gehässigen Lichte zeigte. Von Jugend auf hatte ich diesem nur mit tiefster Verachtung begegnen sehen; kein Türke kann dem Giaur, kein Brahmin dem Paria tiefere Verachtung zollen, als der orthodoxe Jude dem getauften. In unserer Familie hatte ich das lebendige Beispiel davon. Der jüngere Bruder meines Vaters ergriff schon vor langer Zeit, aus Liebe zu einem armen Mädchen, das Christenthum. Sie hatte ein Kind von ihm und wenn er sie nicht heirathete, so wurde sie von ihren Angehörigen verstoßen und mußte der Schande preisgegeben leben. Mein Vater war reich, mein Oheim, jener jüngere Bruder, hatte studirt und war mit seinem Ererbten nicht haushälterisch umgegangen. Als Arzt war er nicht glücklich; die Leute starben ihm unter den Händen. Jetzt kam die traurige Liebschaft dazu; er ließ sich taufen und heirathete. Es ging ihm anfänglich blos schlecht, dann aber immer elender und zuletzt verzweifelt. Vor meinem Vater ließ er sich nicht mehr sehen. Endlich trieb ihn die Noth dazu.

Nie vergess' ich den Tag, als ich, ein kleiner Junge noch — mit einer Bitte vor meinen Vater hintrat und ihn mit zornglühendem Gesichte am Fenster stehen sah, ohne auf

mich zu hören. Plötzlich dreht er sich um und schreit: „Bist Du noch immer da? Nimm einen plötzlichen Tod ein *), vermaledeiter Schweinefresser! und verunreinige nicht länger die heilige Stätte meines frommen Hauses!" Jetzt erst erblickte ich am Ofen, im Winkel, die bleiche Gestalt meines armen Oheims, in einem dünnen Röckchen — es war Winter — und Hunger und Noth sahen ihm aus den Augen und Nähten. Er versuchte es, sich meinem Vater zu nähern, dieser aber ergriff sein spanisches Rohr und, da jener seinen Schritt zu rasch vorwärts wagte, so erhielt er einen Hieb von seinem Bruder über den knochendürren Arm, den er bettelnd nach ihm ausgestreckt hatte. Der Unglückliche sagte kein Wort, aber einen Blick kehrte er nach meinem Vater, den Niemand ertragen haben würde, dem nicht die Religion selbst das Herz dazu gestählt hätte. Ich mußte weinen, aber mein Vater riß mich an sich und donnerte: „Hinaus!" und sein hungernder Bruder schlich zur Thür hinaus, von Christen und Juden verstoßen und seinem Elend überlassen.

Mein Vater aber ermahnte mich und stellte mir den Onkel als warnendes Beispiel vor; wenn man die Religion seiner Väter verlasse und zu den Gojim überginge, so wäre man hier und dort verloren, sagte er.

Mein getaufter Onkel ist nachher bald gestorben; was aus seiner Frau geworden, weiß ich nicht; aller Wahrscheinlichkeit nach zog sie zu entfernten Verwandten; ihren Sohn traf ich zufällig auf einer Reise in einem Provinzstädtchen als kleinen Beamten. Mein Name fiel ihm auf und er fragte nach meinem Geburtsorte; dann sagte er mir, daß wir Verwandte seien, und nannte mir seinen Vater. Er

*) Ein furchtbarer jüdischer Fluch.

führte mich in sein Haus, wo ich eine hübsche, junge Frau und ein paar allerliebste Kinder fand. Hier war Alles reinlich, aber ärmlich und vollkommen christlich. Man sah es meinem Vetter nicht an, daß er in gerader Linie von Juden abstamme. Ich verließ ihn gerührt und machte den armen Kleinen Geschenke.

Diese Ereignisse drängten sich nunmehr lebhaft vor mein Gedächtniß. Bis jetzt war mein Gefühl nur eines jener unbestimmten, welche die Seele mehr ängstigen, als beglücken, wenn man sich gleich gestehen muß, daß in ihnen der Saame zu großer Wohlfahrt liege. Ich konnte mich noch nicht zum Ankämpfen gegen Etwas entschließen, das noch gar nicht die Miene annahm, mich ernstlich zu erobern; bei meiner Frau war es derselbe Fall. Sie hatte mir noch nicht den Wunsch zu erkennen gegeben, den ihr Enthusiasmus wahrscheinlich schon in ihr erzeugt haben mußte, und ich fürchtete mich, sie darnach zu fragen.

Eine zufällige Bekanntschaft, die wir machten, gab unserm schwankenden Verhältnisse endlich die wünschenswertheste Bestimmung.

Unter den vielen würdigen Personen, welche das Haus besuchten, das uns so gastfreundlich aufgenommen hatte, befand sich ein junger Mann von ausgezeichnetem Geiste, der sich der wohlthätigen und menschenfreundlichen Kunst der Thierarzneikunde widmete. Sei es durch eigenen Antrieb, sei es durch den wohlthätigen Einfluß unserer liebenswürdigen Wirthin, daß er sich uns näherte, genug, er stand bald mit uns im engvertrauten, freundschaftlichen Benehmen. Auch er war ein Jude, wir wir; auch er war zu jener Zeit von dem Wesen des Christenthums stark ergriffen und riß sich los von den alten Satzungen und Traditionen, die ihm

auf seiner jugendlichen Bahn bis dahin vorgeleuchtet und für Wahrheit gegolten hatten.

Seinen Unterredungen verdanken wir Klarheit und Vertrauen, und so gelangten wir denn endlich zu dem Entschluß, in Wien zur katholischen Kirche überzutreten. Meine Frau schritt mir hier kühn voran, denn sie war es, die mir mit ihrem Vertrauen entgegenkam; ich muß aber auch erkennen, daß, obgleich meine Bildung von der ihrigen sehr verschieden war und ich eine weit sorgfältigere Erziehung genossen hatte, ihr innerer Sinn sich ohne äußeres Hinzuthun schon längst vom Judaismus losgesagt hatte, das heißt, von jenem Judenthume, das zwar nur äußerlich sich kundgibt, jedoch aber von dem Kerne der jüdischen Religion Leben und Feuerstoff fortwährend empfängt. Sie war fremder in ihrer Umgebung gewesen als ich, obgleich ich lange schon die Uebungen nicht streng mehr verrichtete, wie sie vorgeschrieben waren, und obgleich meine Frau sie weniger gewissenhaft, als aus Gewohnheit beibehielt.

Unsere Taufe sollte in Wien vollzogen und ganz geheim gehalten werden. Wir wollten uns den Zwang auflegen, so lange der Vater meiner Frau am Leben war, äußerlich für Juden zu gelten, um dem alten Manne den Jammer zu sparen, der ihn sicherlich ergriffen haben würde.

Wir schritten sogleich zur Ausführung unseres Vorhabens und besuchten einen würdigen Geistlichen, der es übernahm, uns mit der Lehre der Christen bekannt zu machen. Um aufrichtig zu sein, und das ist nun einmal mein unverbrüchlicher Grundsatz, indem ich diese Zeilen niederschreibe, muß ich bekennen, daß die ersten Stunden des Unterrichts mir entsetzlich langweilig vorkamen. Ich war Geschäftsmann, von lebhaftem Temperamente und an Zerstreuungen und

lebendigen Verkehr, an Handel und Wandel gewöhnt und sollte nun, wie ein Knabe in der Schule, Trockenes, Geschichtliches, das ich größtentheils schon wußte, in einem einförmigen Tone mir vorpredigen lassen, worüber ich durch reifliches Nachdenken längst zu einem Resultat gekommen war. Es schien mir, als ob der Geistliche, der — nochmals sei es gesagt — in jedem Anbetracht der Würdigsten einer war, seinen Vortrag für diesen Zweck anders hätte einrichten sollen; er konnte für die kleinen Jungen und Mädchen, welche die sogenannte Kinderlehre besuchen, nicht anders sein. Auch hätte er schon uns Beide, mich und meine Frau, nicht in derselben Stunde abfertigen sollen, denn für meine Frau schien sein Vortrag viel passender zu sein; sie hörte ihm aufmerksam und mit wirklicher Erbauung zu, während ich gähnte; sie konnte nicht genug bekommen, indessen ich alle Augenblicke nach der Uhr sah, ob denn die Stunde nicht um sei.

Diese Erscheinung ist dadurch leicht erklärbar, daß meine Frau eine größere Sehnsucht hatte, Christin zu werden, und, mit einer reizbarern Phantasie begabt, es schon wirklich zu sein wähnte, wenn sie nur neben dem Geistlichen sitzen konnte, um seinen Worten zu horchen. Ich war nicht im Stande, so sehnlich auch ich die Taufe erwartete, es in dieser höchst angemessenen Selbsttäuschung so weit zu bringen.

Endlich war der Unterricht geendigt. Wenn meine Aufmerksamkeit auch nicht ganz auf die Vorträge unsers Religionslehrers gerichtet gewesen war, so war mein Bekenntniß dennoch treu und gewissenhaft; ich nahm mir fest vor, alle Tugenden zu üben, die dem Christen inwohnen sollen, und folglich Christ zu sein, mit aller Kraft des Gemüths und der Seele. Auch freute ich mich innig, endlich einmal durch würdige, äußere Kennzeichen eine reine und stille

Gottesverehrung an den Tag legen zu können, und der Erbauung in den Kirchen theilhaftig zu werden, da ich bis dahin mich selbst durch eine seit früher Jugend entstandene Idiosynkrasie von aller kirchlichen Gemeinschaft mit meinen Glaubensgenossen entfernt halten mußte. Endlich gedachte ich mit wahrer Rührung der Wohlthaten, die ich für die bürgerliche Existenz meiner zu hoffenden Nachkommenschaft durch meinen Uebertritt zum Christenthum errang, und durch alles Dieses fühlte ich mich wahrhaft beglückt. Eine äußerst wohlthätige Stimmung war hiebei in mir hervorgerufen, die mich mit Erhebung der heiligen Taufhandlung entgegenschreiten ließ.

Der Morgen erschien, an dem sie vorgenommen werden sollte. Unsere liebevolle Freundin ließ die Hauskapelle schmükken, sie und die andern erbetenen Zeugen stellten sich eben so festlich geschmückt ein. Von Zuschauern, die sich in jeder öffentlichen Kirche eingestellt haben würden, durfte hier, zu unserer großen Beruhigung, nicht die Rede sein. Ich und meine Frau traten mit hochklopfenden Herzen, neu gekleidet in den heiligen Raum, denn ich wollte den Sprachgebrauch: „Er hat einen neuen Menschen angezogen,“ bis ins Kleinste rechtfertigen. Nach einer kurzen Anrede und einigen Fragen, die an uns gerichtet wurden, knieten wir an dem Taufbecken nieder und, wie der Priester das geweihte Wasser schöpfte und es auf meinen Scheitel niederträufeln ließ, da durchschauerte mich eine geheimnißvolle Macht, ich fühlte, daß ein anderer Mensch aus mir wurde; ich blickte auf mein Weib und sah, wie sie bitterlich weinte, und da traten auch mir Thränen aus den Augen, deren ich mich in diesem Momente wahrlich nicht zu schämen hatte.

Hinter mir der Talmud und seine eben so schwerfälligen als spitzfindigen Ausleger, weit weg von mir der Schmuz

und die Pein des jüdischen Lebens, liebevoll aufgenommen in die Gemeinde der Christen, so dachte ich, selbst Christ; diese Gedanken durchkreuzten sich schnell in meinem Kopfe. Ich war glücklich und wurde von den besten Vorsätzen beseelt; ich wollte ein guter Mensch, ein guter Christ sein, dies gelobte ich Gott an jener geheiligten Stätte.

Meine weinende Frau erhob sich nun und sank ihrer theilnehmenden Freundin in die Arme; dann verließen wir schnell die Kapelle, nachdem wir dem Geistlichen unsern Dank gerührt ausgesprochen hatten, kleideten uns um und flogen in den bereitstehenden Wagen, um allein eine Fahrt aufs Land zu machen.

Es war ein seliger Tag, den frohe Blicke bis in die fernste Zukunft erhellten.

Funfzehntes Kapitel.

Gefühle und Vorsätze der neuen Christen. — Sabbathgebräuche. — Jugendfehltritt. — Der verlorene Sohn und die verlorene Mutter.

Die Aufnahme, die wir nach diesem Acte in dem Hause unserer Freunde fanden, hatte noch an Herzlichkeit gewonnen. Die würdige Frau betrachtete es als ein besonderes Heil, das ihr wiederfahren sei, und sie durfte sich mit vollem Rechte einen großen Theil der Ursache an diesem Ereignisse beimessen, dessen Verdienstlichkeit ihr allein zuzuschreiben war. Denn ihrer Unterhaltung war es hauptsächlich gelungen, den unbestimmten Willen in uns zum festen Entschluß zu treiben.

Der Unterricht und die Vorbereitungen zur Taufe hatten uns aber von den geräuschvollen Vergnügungen abgezogen, die noch immer Wien durchrauschten. Jetzt, da wir an die baldige Heimkehr denken mußten, wollten wir noch schnell mitnehmen, was sich uns so leicht darbot, und wandten uns daher mit voller Seele den Festen zu und dem freudigen Gefühle, sie ganz mitgenießen zu können, das sich unser stets dann bemeistert, wenn wir etwas Wichtiges beseitigt haben und wieder frei von der Brust athmen. Dies konnten wir jetzt, denn Alles, was uns gedrückt hatte, war ja nun beseitigt.

Noch acht Tage setzten wir uns vor, in ruhiger Beschaulichkeit hinzubringen; es war die Zeit, die zwischen der Taufhandlung und dem ersten Abendmahle lag; dann wollten wir uns den Einladungen überlassen, welche sich in ununterbrochener Kette folgten. Es schien uns, als wenn wir jetzt in den meisten Zirkeln lieber gesehen würden und mehr Achtung genössen, obgleich von unserm Uebertritt nichts verlautet hatte. Ich mag nicht daran glauben, daß unsere Wirthin in der Freude ihres Herzens den Bann gebrochen, der ihre Zunge fesseln sollte, sondern ich überlasse mich lieber dem Gedanken, daß es unser eigenes Gefühl war, mit größerm Rechte jenen Gesellschaften anzugehören, was uns die Täuschung schuf. Ich war nunmehr Christ unter Christen; gemeinsame Interessen knüpften uns aneinander, ich war nicht mehr der Fremdling, der sich in die edlere Kaste einschwärzte und der nur geduldet wurde, so lange man seinen Ursprung ignoriren wollte. Dies erhebende Gefühl erfüllte mich mit einem edeln Stolze, den ich zuvor nie empfunden, ich war so von dem Werthe dieser Metamorphose durchdrungen, daß ich mit mir in großem Ernste zu Rathe ging und mir meine kommende Lebensweise

überdachte. Was meinen Stand betraf, so nahm ich mir vor, in Zukunft nur christliche Geschäfte zu unternehmen und alle Lieferungen, Leihgeschäfte, Geldwechsel für immer aus meinem Comptoir zu bannen. Ich wollte nicht mehr mit ängstlicher Hast dem Gewinne nachjagen, sondern mit Ruhe und Ueberlegung mein Geld umsetzen und vor allen Dingen die Blicke auf meine häuslichen Angelegenheiten richten, mein Familienleben cultiviren und eine heilige Sorgfalt auf die Erziehung meiner Kinder lenken, die mir der Himmel schenken würde. Zu einem Erstgebornen war bereits die Hoffnung vorhanden, welche mich mit süßer Freude erfüllte.

Ich hatte, wie ich schon anfänglich gemeldet, einen Sohn. Ein armes Christenmädchen, das in dem Hause meines Vaters alle Freitage seinen Dienst antrat und ihn Sonnabend mit Sonnenuntergang beendigt hatte, war die Mutter desselben. Das Gebot erheischt nämlich, daß, sobald am Freitage die Sonne sich zum Untergange neigt, eine feierliche Sabbathruhe sich in dem Hause des Juden verbreite. Der Lärm schweigt, das Geschäft des Tages verstummt. Die Speisen für die vierundzwanzigstündige Dauer des Sabbaths werden in heiße Asche gestellt, in wohlverschlossenen Töpfen und Pfannen, und bleiben sich selbst überlassen, bis man sie zum Genusse herausholt. Eine kleine siebenarmige Lampe wird angezündet und alle Kerzen müssen von einem Christen geputzt werden, weil der Jude sich am Tage der Ruhe deshalb nicht in Bewegung setzen mag. Haare, Bart und Nägel dürfen an diesem Tage nicht geschnitten werden; und wenn der schlechteste Schuldner einem Juden am Sabbath seine Schuld baar entrichten wollte, so würde sie dieser nicht annehmen, denn es ist ihm verboten, Geld zu berühren. Uebrigens wird der Sabbath größtentheils auch in vollkom-

menster äußerer Ruhe und Gemächlichkeit, größtentheils liegend oder sitzend zugebracht. Selbst zu den unentbehrlichsten Diensten im Hauswesen geben sich die jüdischen Domestiken am Sabbath nicht her und kein frommer Jude würde auch nur die Sünde begehen, sie dazu aufzufordern. Deshalb werden eben arme Christen für diese vierundzwanzig Stunden gemiethet, die Dasjenige zu versehen haben, was unentbehrlich ist, wie z. B. das Putzen der Kerzen, das Einheizen im Winter, das Tischdecken, das Herbeiholen gewisser Dinge u. s. w.

Ich war kaum in die Jünglingsjahre getreten, als das stille Wesen eines Christenmädchens, welches der Sitte gemäß diese Function bei uns übte, mich auf ungewöhnliche Weise anzog. Ohne schön zu sein, gefiel sie mir doch in ihrer Eigenthümlichkeit, die gegen unser streng-jüdisches Haus bedeutend abstach. Die Arme hatte durch meinen Leichtsinn viel zu leiden! Ich verfolgte sie lange mit meinen stürmischen Begierden, ehe sie sich mir ergab, und als sie die Folgen nicht mehr den Blicken entziehen konnte, verlor sie ihren kleinen Verdienst in unserm Hause. Man nannte sie eine liederliche Person. Sie weinte und ging. Einige Zeit darauf meldete sie mir schriftlich die Geburt meines Sohnes und bat mich um seinetwillen, sie nicht ganz zu verlassen. Aber was konnte ich für sie thun? Mein Taschengeld war so beschränkt und, wenn ich es ihr ganz gegeben haben würde, so hätte ihr daraus keine Hülfe erwachsen können. Ich mußte sie sich selbst — ihrem ganzen Elende überlassen.

Erst nach dem Tode meiner Vaters, der zu ihrem Glücke bald darauf erfolgte, war ich im Stande, mich des unglücklichen Mädchens anzunehmen. Ich wollte ihr eine Summe aussetzen, wovon sie leben konnte, und meinen Sohn, dessen Alter bereits eine sorgfältigere Erziehung erheischte, als sie

ihm seine Mutter ertheilen konnte, von ihr fortnehmen, um ihn den Händen eines würdigen Geistlichen zu übergeben, der auf dem Lande, einige Meilen von meinem Wohnorte, eine Erziehungsanstalt besaß.

Jetzt schien mir der Augenblick gekommen, mich meiner Vaterpflicht ihrem ganzen Umfange nach zu entledigen. Aber weder die Mutter, noch den Knaben konnte ich ausfindig machen und ich überließ mich dem Gedanken, daß sie gestorben seien. So wenig Tröstliches auch darin lag, so ward ich doch dadurch für den Augenblick beruhigt. Jetzt aber nach der Taufe erwachte aufs neue der Gedanke an meinen Sohn, von dessen Dasein ich Gewißheit erhalten wollte. Mein Entschluß war gefaßt; ich wollte ihn ins Haus nehmen und ihn als meinen Sohn anerkennen, damit er einst mit meinen Kindern gleiche Rechte genösse. Ich theilte dies meiner Frau mit und erwartete in ihrer jetzigen Stimmung nur eine freundschaftliche Zusage. Die Religion war nun kein Anstoß mehr; er war mein Sohn und ich durfte mich seinen Vater nennen. Es war nichts mehr zwischen uns, was dem Einen oder dem Andern zum Nachtheil hätte gereichen können. Meine Frau willigte ein, doch verbarg sie mir nicht, daß etwas so Unnatürliches in dem bisherigen Verhältnisse gelegen habe, das sie nicht so leicht beseitigt zu sehen hoffen dürfe und von dem uns manche Widerwärtigkeit entstehen könnte.

Sie führte an, daß sie einst in ihrer Heimat von einem ähnlichen Fall erzählen gehört habe, wo der Sohn seinen Vater „Jud" geschimpft und mishandelt, und endlich dazu beigetragen, seine nicht ganz rechtliche Handlungsweise den Gerichten aufzudecken und ihn auf solche Weise unglücklich zu machen. Ich bemerkte ihr lächelnd, daß alles Dies nicht hier zu befürchten sei. Meine Handlungsweise sei stets red-

lich; was der Sohn in dem Hause seines Vaters sehen würde, könnte vor keinem Gerichte der Welt der Strafe verfallen, und endlich sei ich ja kein Jude mehr und folglich könnte selbst in dem verderbtesten Jungen die Lust nicht erwachen, mich so zu heißen.

Auch sie lächelte nun und gab mir recht; ihre Einwilligung hatte sie mir im ersten Augenblicke ertheilt, denn stets war mein Wille auch der Wille dieses engelgleichen Weibes. Ich nahm mir vor, sogleich nach meiner Rückkehr in die Heimat meinen Sohn auszukundschaften, um ihn anständig erziehen zu lassen. Ich freute mich in Gedanken auf seine Ueberraschung; ich dachte mir seine Freude, wenn er nun, in dem Hause eines reichen Vaters aufgenommen, ein ganz neues Leben beginnen sollte.

Ich nahm mir vor, ihm zu sagen, daß seine Mutter meine erste, mir heimlich angetraute Frau gewesen und bereits gestorben, und daß er meiner jetzigen Frau, als seiner Stiefmutter, die gebührende Achtung und Liebe nicht versagen möchte.

Ich dachte mir das Alles so schön, so natürlich, aber ich muß nun eingestehen, daß ich mich bitter täuschte.

Sechzehntes Kapitel.

Wiener Diners. — Wiener Soirées spirituelles. — Der Brief des Disponenten. — Der Salzlieferant auf Tod und Leben angeklagt. — Schreckliche Lage. — Die Berührung in St. Stephan.

Nachdem wir so das Ziel erreicht haten, das uns während der letzten Zeit ganz und gar in Anspruch genommen hatte, und uns nun mit gewohnter Vorliebe wieder den geselligen Genüssen zuwandten, konnte es bei meinen weitläufigen Geschäftsverbindungen nicht fehlen, daß auch jüdische Banquierhäuser in den Kreis unserer neuen Bekanntschaften gezogen werden mußten.

Eines, welches damals mit zu den ersten in Wien gezählt wurde, zeichnete sich besonders durch guten Ton und eine anständige Freiheit aus. Wir wohnten einem festlichen Diner in Schönbrunn bei, wo der schon bejahrte Chef des Hauses eine geschmackvolle Besitzung hatte und wobei auch vornehme Diplomaten zugegen waren. Das bescheidene Wesen und die glückliche Naivetät meiner jungen, schönen Frau fielen allgemein auf und sie wurde so sehr der Gegenstand einer zudringlichen Verehrung, daß selbst ihre Unbefangenheit, die gleich weit entfernt von Prüderie, wie von Koketterie war, sie nicht gänzlich vor Verlegenheit zu schützen vermochte. Ich merkte bald, daß das hier zur Sitte gehöre, und ließ es mir um so mehr gefallen, als dadurch auf natürliche Weise meinem Geschmack gehuldigt wurde, der sich eine so liebenswürdige Frau auserwählt hatte. Neben diesem freien Wesen bei Damen, welches allgemein ziemlich auffallend herrschte, bemerkte ich eine mir bis jetzt noch nicht vorgekommene Völlerei im Essen und Trinken. Es ist unglaub-

lich, welch ungeheure Masse von Schüsseln und Flaschen bei jenem festlichen, halb diplomatischen Diner in Schönbrunn zum Vorschein kamen. Ein Lordmayor-Schmaus hat nicht mehr aufzuweisen. Mir schien es immer unhöflich, wenn man geistreiche Menschen auf eine so grob-sinnliche Weise bewirthet und sie dann noch damit hoch zu ehren denkt. Hier waren Mittel jeder Art vorhanden, um etwas Besseres, Geistigeres den Gästen zu geben, die es auch wirklich werth waren. Der reiche Banquier, welcher den Wirth machte, hätte die besten Musiker und sonstigen Künstler einladen können und statt einiger Schüsseln mit Fasanen, Schnepfen, Dammhirschen und Steinbutten, die Böhmen, Ungarn und Triest hatten herliefern müssen, wären einige Concertpieçen viel dankbarer aufgenommen worden.

Die Tochter dieses Hauses, gleichfalls an einen großen Banquier verheirathet, galt für eine der geistreichsten Frauen in Wien und die Art, wie sie uns in ihrem Hause in der Stadt aufnahm, zeugte auch dafür. Hier war ein Verein von gebildeten und feinen Leuten, die nicht blos zur Geld- oder Adel-Aristokratie gehörten; und wenn auch hier nicht über Mangel geklagt werden konnte, sondern Speisen und Getränke im gesättigten Ueberfluß vorhanden waren, so fehlte es jedoch auch nicht an andern Dingen, die der freie Umschwung der Ideen in einem Kreise ausgezeichneter Menschen erzeugt. Hier thronte der echte Witz und sprühte in muthwillig heitern Garben. Alles, was in Wien sich in Kunst und Literatur auf rühmliche Weise auszeichnete, war zugegen und bewegte sich ungezwungen, des innern Talentreichthums sich bewußt, neben den Ministern und Banquiers, die hier allen unerlaubten Stolz bei Seite legten und nur darnach strebten, sich den Andern ebenbürtig an Geist zu zeigen und liebenswürdig zu erscheinen.

Es herrschte in den Kreisen dieser Juden ein Benehmen, das himmelweit von dem abstach, wie ich es in meiner Heimat zu sehen gewohnt war. Auch schien mir jeder schroffe Unterschied zwischen beiden Glaubensparteien zu verschwinden, wie dies denn auch bei solcher Beschaffenheit der gesellschaftlichen Beziehungen nicht anders zu denken war. Es drängte sich mir unwillkürlich die Bemerkung auf, daß der Juden- und Christenhaß, denn es ist nicht wegzuleugnen, daß er bei beiden Religionsgenossen gleich groß ist, nur durch äußere Umstände seine Nahrung empfängt und daß er nothwendig ersticken muß, wo diese wegfallen. Eben so wenig läßt es sich aber bezweifeln, daß der große Zwiespalt von einer bedeutenden Anzahl beider Parteien nicht weggewünscht werde, indem sie zu sehr von fanatischem Eifer beseelt sind und durch eine geebnetere Annäherung für die Reinheit ihrer Ansichten und Meinungen befürchten zu müssen glauben. Die wenigsten von Denen selbst, die für eine Gleichstellung der Juden mit den Christen in bürgerlicher Hinsicht ihre Stimmen erheben, wollen eine Ausgleichung der geselligen Verhältnisse Beider, und dies ist es doch nur allein, was — wenn es als Bedürfniß erkannt und sonach aus vollem Herzen gewollt wird — den bedenklich scheinenden Prozeß auf völlig angemessene Weise unmerklich zu vermitteln im Stande ist.

Wir befanden uns in dieser Umgebung in einer seltenen Behaglichkeit und suchten uns von Dem, was wir hier für das Leben lernten, so sehr zu durchdringen, um es bei unserer Nachhausekunft auf nützliche Weise anzuwenden, daß wir die Stunde der Trennung von so vielen und geliebten Freunden und Bekannten immer weiter hinausschoben, um unsere eben so nützlichen als angenehmen Studien gehörig zu vervollständigen.

Da erhielt ich eines Morgens mit meinen Briefen ein Schreiben meines Disponenten, welches ich in seiner ganzen mercantilisch-lakonischen Weise hier mittheile, damit man um so leichter von dem Eindrucke urtheilen könne, den es auf mich hervorbrachte. Es lautete:

. . . . 1814.

„Ich habe die Ehre, Ihnen mit diesem einen Vorfall mitzutheilen, welcher sich gestern hier zugetragen und an der Börse sowol, wie in unserm Hause eine gleich bedeutende Sensation hervorbrachte.

Ihr Herr Schwiegervater wurde nämlich plötzlich verhaftet, wie man sagt in Folge des bewußten Lieferungsgeschäftes. Man spricht von Criminaluntersuchung, von Festung, ja selbst — doch erschrecken Sie nicht — von Erschießen. Der Himmel wird es wol noch zum Guten lenken, die Menschen übertreiben gern. Im Uebrigen bin ich froh, daß Sie sich damals zu rechter Zeit aus dem Handel gezogen haben. Alle Papiere, die uns compromittiren könnten, sind glücklicherweise in unsern Händen.

Ich habe die Ehre, mit Hochachtung zu sein

Ihr ergebener

* * *."

Dieser Brief erschütterte mich so sehr, daß ich sogleich, ein Geschäft vorschützend, allein ausfuhr, um mich nicht mit meinem Gesichte, dem die Spuren dieser Nachricht tief aufgedrückt waren, vor meiner Frau sehen lassen zu dürfen.

Ich las den Brief wieder und wieder; die trockene, kalte Meldung blieb dieselbe. Die Dienstwilligkeit meines Disponenten, mir so schnell als möglich, gleich nach der Börse, diese peinigende Nachricht wie eine simple Coursveränderung

mitzutheilen, verwünschte ich von ganzem Herzen. Hätte er nicht warten können, bis sich die Anklage herausgestellt hätte, um mir dann etwas Gewisseres mitzutheilen, das immer tröstlicher gewesen wäre, selbst wenn es die unvermeidliche Gefahr verkündet haben würde? Ich quälte mich mit dem Gedanken, wie ich meiner Frau die Nachricht überbringen sollte. Sie befand sich im Zustande der Hoffnung und durch Alles, was sie bisher umgab, keineswegs in der Verfassung, so Entsetzliches ohne gewaltsame Zerstörung ihres Innern aufzunehmen. Ich dachte darüber nach, was wol die Ursache so strenger Maßregeln gegen meinen Schwiegervater sein könnte. Allein hier scheiterten selbst die besonnensten Muthmaßungen und Combinationen. Ein Lügner, wie er, vermochte sich in der ehrlichsten Angelegenheit von der Welt zu verdächtigen und um den Hals zu schwatzen. Endlich erwog ich auch, welch' ein Nachtheil mir durch diesen Fall an der Börse entspringen könne. Denn Mensch ist man doch vor Allem und als solcher hängt man an Credit, Ehre, Namen, und kann nicht gleichgültig zusehen, daß alles Dies, lauter und unberührt vom Vater auf den Sohn vererbt, durch den Fehltritt eines Dritten wie Spreu im Winde zerstiebe! Statt mich während des Fahrens zu beruhigen, wuchs meine Unruhe bedeutend. Ich beschloß jedoch vorerst, einen zweiten Brief abzuwarten, ehe ich meiner Frau eine Mittheilung machte, und sagte ihr bei meiner Nachhausekunft, daß ich mich nicht wohlbefände. Und wirklich glühte mein Kopf so, daß der herbeigerufene Arzt ein Fieber für die Nacht prophezeite und seine Verordnungen darnach ertheilte. Meine Frau war schon hierüber untröstlich und ich hatte alle Mühe, ihre Besorgnisse zu zerstreuen; der Gedanke, welchen Eindruck erst die wahre Ursache meines Uebelbefindens auf sie machen würde, steigerte noch meine Wallung.

Endlich kam der sehnlich erwartete zweite Brief über diesen Vorfall von meinem Disponenten. Er war ausführlicher, weil man die nähern Umstände nunmehr schon wußte. Die Anklage war erhoben. Mein Schwiegervater saß wirklich auf den Tod angeklagt, weil er dem Feinde Lebensmittel geliefert haben sollte. Nun langten auch Briefe für meine Frau von ihren Geschwistern an und ich glaubte mich nicht berechtigt, sie ihr vorzuenthalten; doch wollte ich sie erst zu ihrem Empfange vorbereiten.

Ich unternehme es nicht, die Scene zu schildern, die ich jetzt nothgedrungen herbeiführen mußte; mein Bestreben würde zwecklos sein, ich fühle in mir nicht die Kraft, darin mit einem Roman- oder Novellendichter wetteifern zu können, und überlasse es daher meinen Lesern, diese Stelle meiner Memoiren durch ihre eigene Phantasie zu ergänzen. Der Schmerz meiner Frau machte auch mich grenzenlos elend. Was mir mein Disponent bereits geschrieben hatte, fand sich in den Briefen ihrer Verwandten nach der ganzen fürchterlichen Ausdehnung bestätigt. Ihr alter Vater war der Landesverrätherei beschuldigt: dem Feinde Lebensmittel zugeführt zu haben. Seiner Aussage nach verhielt sich jedoch die Sache so, daß ein entschuldigendes Licht auf seine Handlungsweise fiel. Seine Vorräthe, die ursprünglich zur Verpflegung unserer Truppen angekauft worden waren, wie er gehörig documentiren konnte, befanden sich plötzlich durch die Wechsel des Kriegsglücks, woran er wie natürlich ganz unschuldig war, in einem vom Feinde occupirten Lande. Er selbst war bei seinen Vorräthen und dachte daran, aus einem beim Geschäftsmanne leicht zu entschuldigenden Grunde, dieselben zu retten, weil der Verlust sein Vermögen bei weitem überstiegen hätte und ihn rettungslos in das Verderben gestürzt haben würde.

So geschah es nun, daß er sich bemühte, seine Vorräthe an ein anderes Haus unter der Hand zu übertragen, um seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, mittlerweile aber waren sie ausgekundschaftet und als feindliches Eigenthum requirirt worden. Nun hatten freilich den Weizen die Soldaten und den Hafer die Pferde der feindlichen Armee aufgezehrt, aber nicht durch seine Schuld, wenn gleich er es war, der alle Kosten dabei getragen hatte. Man konnte ihn doch füglich nicht für einen so wahnsinnig fanatischen Landesverräther halten, der mit ungeheuern Kosten, selbst mit der Aufopferung seines ganzen Vermögens, dem Feinde einen solchen Vorschub geleistet haben würde? Von der Wahrheit dieser Angabe zeugte übrigens auch, daß seine Umstände nach dem Frieden wirklich zerrüttet erschienen sind, daß er nur mit genauer Noth seinen Credit zusammenhielt und blos noch mit dem Gelde seiner Freunde vorsichtig operirte. Selbst die ausbedungene Mitgabe seiner Tochter sei er nicht auszuzahlen im Stande gewesen, gab er den Richtern an, wie ich Solches der Wahrheit gemäß bezeugen mußte.

Zu dem Allen kam nun noch hinzu, daß jetzt der Krieg beendigt und zwar glorreich beendigt war, und man daher nicht eben Ursache hatte, diesen Fall im allerstrengsten Sinne zu nehmen, sondern eher den Schein gelten zu lassen, den die Entschuldigung des Mannes so wahrscheinlich machte.

Allein so wurde diese Sache nicht angesehen. Mein Schwiegervater hatte sich zu viele und zum Theil mächtige Feinde gemacht, wozu sein thörichtes Benehmen nicht wenig beigetragen hatte. Man schien — ganz gegen die allgemein in Ausübung gebrachte Milde — mit ihm auf das strengste, nach dem Buchstaben des Gesetzes verfahren zu wollen. Ein dritter Brief, der bald folgte, sprach deutlicher von der Ge=

fahr, die über dem Alten schwebte. Es hieß, daß er nächstens zum Erschießen verurtheilt werden sollte.

In einem schwachen Gemüthe würde der Religionswechsel nun eher Zweifel als Beruhigung erweckt haben. Meine Frau jedoch war von der Kraft ihres neuen Glaubens so durchdrungen, daß sie mit Inbrunst zu Gott und ihrem Erlöser flehte und um Erleuchtung von oben bat, wohin sie ihre Schritte hienieden zu lenken hätte. Die Nachrichten hatten sich so schnell gefolgt, daß nur vierundzwanzig Stunden dazwischenlagen, und der dritte Brief war soeben in meine Hände gelangt, als meine Frau mit vor Freude glänzendem Blicke zu mir kam. Sie hatte die Messe in der St. Stephanskirche gehört und abermals brünstig gebetet, als eine Berührung sie aus ihrer Andacht aufschreckte. Sie blickte auf und sah unsern Landesherrn, der mit einigen Andern durch die Kirche ging und sie zufällig mit dem Stocke, den er in der Hand trug, berührt hatte. Er neigte sich freundlich und bat sie um Verzeihung, daß er auf so unbescheidene Weise ihr Gebet unterbrochen. Sie schlug statt aller Antwort die Augen demüthig nieder, aber in ihrem Innern flammte es, daß dieses ein Wink des Himmels sei. Ihr Gefühl befand sich in solch' gereiztem Zustande, daß es ihr leicht ward, an Wunder zu glauben.

Sie beschloß, am andern Tage einen Fußfall bei dem Monarchen zu wagen und um die Lossprechung ihres Vaters zu flehen, und da es leicht war zu damaliger Zeit, bei den in Wien versammelten Fürsten Audienz zu erhalten, so hatte ich die Freude, meiner Frau noch an demselben Abende die Stunde bezeichnen zu können, die ihr zu der ihrigen anberaumt worden war.

Siebzehntes Kapitel.

Der gerechte Fürst. — Die Audienz. — Edler Sinn und Vorurtheil.

In tiefe Trauer gekleidet, machte sich meine Frau auf den Weg zu dem Monarchen. Er empfing sie huldreich und erinnerte sich sogleich an den Vorfall in der Stephanskirche. Sie brachte gerührt ihr Anliegen vor und suchte ihren alten Vater von der besten Seite darzustellen und seine Handlungsweise so gut als möglich zu entschuldigen.

Der Fürst wurde ernst. Vorschub dem Feinde leisten, der mit gewaffneter Hand in das Land fällt, um es unglücklich zu machen, ist wol zu allen Zeiten ein strafwürdiges Beginnen; mehr aber noch war es ein solches in diesem Falle. Der Feind hatte zu hart unser Land bedrückt, zu schnöde unsers Fürsten gespottet, die Anstalten, ihn zu überwinden, waren mit zu großem Enthusiasmus ergriffen worden, das „edelste Herzblut des Landes war geflossen," wie man sich damals gern auszudrücken pflegte; Derjenige also, der aus Bosheit, oder gemeiner Gewinnsucht Treulosigkeit übte, um damit alle jene Anstrengungen der Edelsten und Besten zu nichte zu machen, mußte der härtesten Strafe verfallen und sein Gedächtniß für ewige Zeiten in den Annalen des Vaterlandes gebrandmarkt werden. Der vorliegende Fall verdiente daher strenge Untersuchung, genaue Erwägung; es handelte sich nicht darum, einer schönen, in Thränen zerfließenden Frau eine Galanterie zu erzeigen; es war ein großer Act der Gerechtigkeit, den die Gnade des Fürsten aufhalten sollte. Er war geneigt dazu, das versicherte er meiner Frau, wenn sich mildernde Umstände für die Handlungsweise ihres Vaters wirklich auffinden lassen

würden; so entließ er die Arme mit einem Schimmer von Hoffnung. Sie glaubte, die Begnadigung in der Hand, von dem Fürsten zu mir zurückkehren zu können, sich in den Wagen zu werfen und nach Hause zu fliegen. Statt dessen brachte sie das Versprechen unsers Landesherrn, sogleich die betreffende Stelle beordern zu lassen, ihm selbst Abschrift der Acten auf das schnellste einzusenden und, bis seine Resolution erfolgt wäre, jeden weitern Schritt in der Sache zu unterlassen.

Man konnte von der Gerechtigkeit unseres Monarchen eigentlich nichts Anderes erwarten, auch hatte ich in der That meine Hoffnung nicht höher gespannt. Ich theilte dies meiner Frau mit und machte sie darauf aufmerksam, daß durch diese Maßregel ihr Vater seinen kleinlichen Feinden entrückt werde und daß sich von einer genauen, unparteiischen Untersuchung seiner Angelegenheit vor der höchsten Behörde nur das Beste erwarten ließe.

Obgleich ich durch diese Ermunterung meine leidende Frau aufrichten wollte, war mein Herz doch nicht so ganz ruhig dabei. Ich hielt die Sache meines Schwiegervaters nämlich nicht für so rein, wie sie meine Frau, von kindlicher Liebe getrieben, dem Fürsten vorgestellt hatte, und besorgte daher von der strengen Gerechtigkeit desselben keine Milderung oder gänzliche Begnadigung, die doch nur allein im Stande gewesen wäre, uns vollkommen zufrieden zu stellen.

In der bangsten Erwartung verlebten wir vierzehn Tage, während welcher uns nur die Nachricht vom Hause erfreute, daß der Prozeß stille stehe und man in der Stadt verbreite, der Fürst habe sich die Acten zur Durchsicht nach Wien senden lassen.

Endlich kam der ersehnte Augenblick. Ein Kammerherr

des Fürsten meldete meiner Frau, daß sein Gebieter sie morgen zu sprechen wünsche. Dies war uns schon ein günstiges Zeichen, denn das Todesurtheil ihres Vaters hätte ja der Fürst nicht selbst der Tochter verkündigen mögen. Wie das erste Mal kleidete sich meine Frau in Trauer. Sie glaubte, daß es sich nicht anders zieme, vor dem Richter über Leben und Tod als die Tochter des auf Leben und Tod Angeklagten zu erscheinen.

Der Fürst ging ihr mit feinem Anstand entgegen.

„Ihr Vater," fing er an, „ist des Verraths nicht überwiesen, aber er bleibt in hohem Grade verdächtig. Seinen Namen wird er nie rein zu waschen vermögen, aber das Leben ist ihm geschenkt."

Meine Frau stürzte weinend vor dem gütigen Fürsten nieder. Er hob sie auf. „In meinem Staate würde ihm ein Leben ohne bürgerliche Achtung nur zur fortwährenden Strafe werden; die Achtung kann ich ihm jedoch nicht wieder schaffen, selbst daß ich ihn begnadige, wäre dies nicht im Stande. Ich gebe ihm daher den wohlmeinenden Rath, in seine Heimat zurückzukehren."

Meine Frau machte eine Bewegung; sie vermochte vor Schluchzen kein Wort hervorzubringen.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," fuhr der Fürst fort, „meine Begnadigung soll nicht einer Verbannung gleich sehen. Ich befehle nicht den Mann fortzuschaffen, sondern ich gebe Ihnen den wohlmeinenden Rath, ihn zu entfernen. Es kann auch Ihnen nicht gleichgültig sein, sich durch seine Anwesenheit stets an sein Unglück erinnern zu lassen."

Meine Frau mußte in ihrem tiefen Schmerze die Zartheit dieser Andeutungen bewundern. Schon wollte sie sich dankend entfernen, als der Fürst sich noch einmal nach ihr

wandte. „Sie sind, wie man mir sagte, hier zur christlichen Kirche übergetreten?" fragte er.

Meine Frau bejahte es.

„Welche Geschäfte treibt Ihr Mann?" fragte er weiter.

Meine Frau war nicht im Stande, hier eine genügende Auskunft zu geben, weil sie in der letzten Zeit von meinen Geschäften nichts erfahren hatte und ich jetzt auch mehr das Leben eines reichen, geschäftslosen Privatmannes führte. Sie nannte mich daher einen Banquier, dieses vielumfassende Wort, das den Mann bezeichnet, der Königen Millionen vorstreckt und auf indirecte Weise auf die Schicksale der Welt Einfluß übt, wie den kleinen Geschäftsmann, der dort an der Straßenecke Papiergeld und Goldstücke einwechselte.

„Ich will nicht hoffen," fuhr der Fürst nach einer Pause fort, während er meine Frau fest ansah, „daß Ihr Mann zum Nachtheil seiner Mitbürger Christ geworden ist."

Meine Frau betheuerte, den Sinn dieser Aeußerung nicht zu begreifen. „Ich will damit sagen," sprach der Fürst, „daß er deshalb Christ wurde, um ungeahndet Gewerbe treiben zu können, die den Juden untersagt sind, weil sie der gesammten Gesellschaft zum Schaden gereichen und die von den Christen nie, oder doch nur in sehr seltenen Fällen getrieben werden. In meinem Lande wird darüber bei allen Bekehrungsfällen genau gewacht und wenn sich die Bestätigung einer solchen Vermuthung herausstellt, die Bewilligung zur Taufe in keinem Falle ertheilt. Sie haben den Uebertritt in einem fremden Staate, unter vielleicht begünstigenden Umständen vollzogen und kehren als Christen in ein Land zurück, das Sie als Juden verlassen haben. Ich hoffe, daß Sie meiner Gnade, die ich Ihnen in diesem Augenblicke erwiesen habe, eingedenk sein werden und nie Veranlassung

geben, daß meine alt-christlichen Unterthanen Klage gegen Sie zu erheben Ursache haben."

Hierauf kehrte er meiner Frau den Rücken, die hocherröthet wegen der tiefen Verletzung durch diese Worte, kaum Fassung genug besaß, ohne Wanken das Zimmer zu verlassen. Ein junger Kammerherr, der den Dienst im Vorzimmer hatte und meine Frau von einigen Bällen her kannte, war so artig, sie bis zum Wagen zu begleiten. Ihm entging nicht die heftige Aufwallung, worin sich die Arme und doch so Glückliche befand, und seiner indiscreten Geschwätzigkeit verdankte die Stadt ein Geschichtchen, welches weder dem Fürsten, noch meiner Frau zur Ehre gereichte, woran sie aber Beide ganz unschuldig waren.

Meine Frau hatte das Leben ihres Vaters wol keineswegs durch ihre Schande zu erkaufen gebraucht, aber sie hatte eine tiefe Kränkung anderer Art dafür hinnehmen müssen. Doch das ist einmal der Lauf der Welt in unsern Tagen. Schwer lastet das Vorurtheil auf unserm Geschlecht; schwer und zum größten Theile unverschuldet. Wie viel Zartsinn offenbarte nicht das Benehmen dieses edeln, gerechten Fürsten, und welch ein Widerwillen gegen die Juden sprach sich in Dem aus, womit er seine gnädige Audienz beschloß.

Doch erhoben wir bald wieder den Kopf. Wir fühlten uns zu glücklich, um uns jetzt so leicht niederbeugen zu lassen. Indeß begannen wir doch die Abschiedsvisiten, um recht bald nach unserer Heimat zu eilen und den Vater, noch vor seiner Abreise nach Polen, sprechen zu können.

Achtzehntes Kapitel.

Die erste Weihnacht. — Der todte Sohn. — Der fremde Säugling. — Mutterfreuden und Vaterschmerz.

Wir nahmen die frischesten Erinnerungen von Wien mit. Alles hatte dort beigetragen, uns das Leben angenehm zu machen, vor Allem aber mußten wir es anerkennen, daß das Licht des Christenthums uns in Wien aufgegangen war. Wie weit war ich davon entfernt, die für mich so kränkenden Voraussetzungen meines edeln Fürsten zu rechtfertigen, der sich nur den Juden als ein verworfenes Geschöpf vorstellen konnte, unfähig jeder moralischen Erhebung.

Ich hatte den festen Plan meines zukünftigen Wirkens und Strebens vorläufig entworfen und die Muße im Wagen, während der eiligst zurückgelegten Reise, diente dazu, meine Vorsätze zu befestigen und ihren Umfang zu vervollständigen. Unter diesen geistigen Beschäftigungen erreichten wir unsern Wohnort, wo wir bereits den alten Vater in Freiheit fanden. Man kann sich unsere Freude im ersten Augenblicke des Wiedersehens wol denken, die jedoch wieder sehr bald getrübt werden sollte.

Ich habe es bereits versucht, den geneigten Lesern meinen Schwiegervater in einem frühern Kapitel zu schildern; was dort jedoch fehlte, soll nun hier nachgetragen werden, um das Bild dieses Mannes in Etwas zu vervollständigen. Im Verlauf dieser Memoiren kann sein Charakter jedoch erst im vollsten Lichte beleuchtet werden.

„Ich versteh' Euch nicht!" rief er ärgerlich aus, „weshalb freut Ihr Euch? daß ich nicht bin aufgeknüpft worden? daß sie mich nicht haben ausgeführt und den Kopf abge-

schlagen? Das hätten sie auch noch thun sollen und dann hätten sie sich rühmen können ihrer großen Gerechtigkeit! Was hab' ich gethan — was hab' ich verbrochen — was hab' ich verschuldigt? — Was kann der Bäcker dafür, wenn ihm die Ratten das Mehl auffressen? Ist der Lieferant etwas Anderes? Sind die Feinde etwas Anderes? Weil die Feinde haben aufgefressen meine Vorräthe und haben Mitleid gehabt mit mir, daß sie mich nicht haben mitgefressen, soll ich werden erschossen von den Freunden! Ihr habt recht, daß Ihr Euch freut! Während ich bin gesessen und habe geschwitzt Todesangst, seid Ihr gegangen in Wien ins Theater und habt gelacht und gescherzt. Ich brauch' Eure Freude nicht und nicht Euer Mitleid — ich werde meine Sache allein ausfechten und mein Recht erhalten, und noch obendrein, was man mir schuldig ist."

Man kann sich denken, welchen schmerzlichen Eindruck solche Reden auf meine Frau machten; mehr aber noch auf mich, da sie eine ernste Unruhe in mir erregten. Ich merkte nämlich aus allen Anstalten meines Schwiegervaters, daß er nicht im geringsten Willens war, nach seiner Heimat zurückzukehren. Was seine Absicht sein konnte und wohin sich seine Pläne erstreckten, war mir — bei sorglicher Erwägung des vorliegenden Falles — allerdings unerklärlich. Meine Unruhe wurde gesteigert, als er nicht undeutlich es merken ließ, daß er klagen wollte, und eine enorme Schuldforderung an die Regierung stellte, über den ihm vom Feinde angerichteten Schaden. Er berief sich darauf und konnte es mit Rechnungen belegen, daß er jene Vorräthe auf Befehl der Intendanten unserer Armee für Rechnung des Staats angekauft und sie ebenso, nach erhaltenem Befehle, dort hingeführt und aufbewahrt hatte, wo unsere Truppen ihre Standquartiere einnahmen; darauf fußte er, daß nicht er,

sondern der Staat den Schaden zu tragen habe und sein Schuldner sei und bleibe. Zugleich wollte er eine Entschädigungsklage anstellen, wegen der über ihn verhängt gewesenen Unbill. Ich sah die Gefährlichkeit dieser Prozesse zu gut ein, um nicht sogleich bemüht zu sein, ihn von seinem Vorhaben mit allen Kräften abzubringen. Ich mußte aber dabei zu ganz eigenen Mitteln greifen, bei diesem bis zum Unverstande hartnäckigen Mann. Vernünftige Vorstellungen vermochten hier nichts; sie wären vielmehr nur im Stande gewesen, ihn fester in seiner vorgefaßten Meinung zu bestärken; daher griff ich, wenn auch nicht zu einem unvernünftigen, doch zu einem außergewöhnlichen Mittel.

Ich wurde ernst und kalt gegen ihn und zog mich augenscheinlich von ihm zurück. Er schien sich nicht viel daraus zu machen und erkundigte sich nicht nach den Gründen, die mich zu diesem Betragen veranlaßten. Das hatte ich schon erwartet. Nachdem jedoch in dieser Haltung einige Tage vorüber waren, schrieb ich an ihn ein kurzes, aber bündiges Billet, worin ich ihn ernstlich daran mahnte, mir endlich die Aussteuer zu zahlen, die fest stipulirt worden war, die ich aber bis jetzt noch immer nicht empfangen hatte.

Dies machte die gehoffte Wirkung; ich hatte noch an demselben Tage die Ehre seines Besuchs.

Er fragte mich, ob ich ihn denn ganz vernichten wolle, daß ich gerade in diesem Augenblicke mit meiner Forderung anrücke? Dabei ließ er sich in heftigen Schmähungen gegen mich vernehmen und verwünschte es, daß er mir sein Kind zur Frau gegeben habe. Ich mußte mir das Alles sagen lassen, blieb aber nichtsdestoweniger auf meiner Forderung. Dies brachte ihn zu einem solchen Grade der Ver-

zweiflung, daß er davon sprach, sich das Leben nehmen zu wollen.

Jetzt schien mir der Moment da, ihn zu tractiren und für eine bessere Einsicht empfänglich zu machen. Nachdem er bestimmt erklärt hatte, nicht nach seiner Heimat zurückzureisen, gab er zu erkennen, daß er nach Frankreich gehen wolle, um von dort aus seine Reclamationen mit aller Energie, die ihm sein gutes Recht einflößte, betreiben zu können. Damit konnte ich mich denn zufriedengeben; wenigstens war er dort außer dem Bereich einer persönlichen Gefahr bei seinem gewagten Unternehmen. Ich versprach ihm, sobald er diesen Vorsatz ausgeführt haben würde, auch mit meiner Forderung mich sogleich zurückzuziehen.

Dies wirkte und er machte bald Anstalten, unsere Stadt zu verlassen, um sich — wie er sagte — für immer in Frankreich niederzulassen. So sehr mir damals dieser Entschluß von seiner Seite angenehm erschien, so sehr hatte ich später Ursache ihn zu beklagen, da er mich in ein Meer der unangenehmsten Sorgen versenkte und meine arme Frau mit unnennbarem Kummer erfüllte.

Die Abreise meines Schwiegervaters wurde bald ins Werk gesetzt und mir fiel dadurch ein Stein vom Herzen.

Meine Frau war durch alle diese Vorfälle ungemein gereizt worden; die Angst um das Leben ihres Vaters, die Schnelligkeit, womit wir die Reise zurückgelegt hatten, und endlich das rauhe Betragen, das ihr Vater ihr zuwendete, trug nicht wenig dazu bei, mir Besorgnisse bei ihrem gegenwärtigen Zustande einzuflößen. So — unter ungünstigen Aspecten — sah sie ihrer Entbindung entgegen.

Das Weihnachtsfest nahete; das erste, an dem es uns vergönnt war, uns der Geburt des Erlösers mitfreuen zu dürfen. Dieses Gefühl schien beseligend auf den geschwäch-

ten Zustand meiner Frau zu wirken. Sie machte sich viel im Hause zu schaffen, doch mit einer Ruhe und geistigen Stille, welche mich mit Rührung erfüllten. Sie ließ eine Menge von nützlichen und angenehmen Gegenständen einkaufen, um solche am heiligen Abende armen Müttern und armen Kindern zu senden; ein ganzer Korb voll solcher Sachen wurde für das Waisenhaus zusammengerichtet.

Unter diesen wohlthätigen und beruhigenden Beschäftigungen wurden die Tage immer kürzer und rauher. Die Sonne schien nicht mehr aufgehen zu wollen. Mein Herz schlug beklommen und doch ging ich der schönsten Hoffnung, der Vaterfreude entgegen.

Am Weihnachtsabend, als aus allen Fenstern die vielen Lichter flimmerten und überall Freude herrschte, saß ich betrübt am Lager meiner kranken Frau. Wir sprachen von unserer nächsten Zukunft; unser Vorsatz, uns noch nicht offen zum Christenthum zu bekennen, war durch das jetzige Verhältniß zu meinem Schwiegervater umgestoßen worden. Meine Frau willigte darein, ihr Kind gleich nach der Geburt, wie es üblich, öffentlich taufen zu lassen und selbst alle kirchlichen Ceremonien der Christen dabei zu beobachten. Durch die Abwesenheit ihres Vaters erschien ihr dies nun Alles leichter.

Wir unterrichteten uns, wie junge Gatten, so süßer Hoffnung voll, zu thun pflegen; von dem Namen des Neugeborenen, im Falle es ein Knabe, oder im Falle es ein Mädchen wäre; von den Pathen, von seiner ersten und fernern Erziehung, von seinem zukünftigen Stande, ja wir gingen so weit, sogar schon von seiner dereinstigen Verheirathung zu sprechen; wir bauten Schlösser auf Schlösser und sahen nicht ein, daß ihr Fundament in der Luft war und der nächste Augenblick uns für lange um eine Reihe

der zartesten Freuden, welche die Erde zu bieten im Stande ist, bringen konnte. Ich sage, wir empfanden nichts von diesen Besorgnissen und träumten uns also ein Glück — doch nein! — wir waren davon erfüllt und besaßen es also wirklich. Es ist eine Ungerechtigkeit des Menschen, solche Träume als etwas Unwesentliches zu dem menschlichen Glücke zu betrachten und sie nicht ebenfalls des größten Dankes werth zu halten. Denn diese Träume beglücken sie nicht wirklich, während wir sie haben? Ist es etwa keine Seligkeit, angenehm träumen zu können? Und der Unglücklichste — soll er nicht dem Himmel dankbar dafür sein, daß er wenigstens auf Augenblicke seines Unglücks vergessen kann, um sich in die freundlichen Gehege der Traumwelt zu schwingen, wo er nicht weniger genießt, als der vom Glücke Begünstigte? Ich versenkte mich stets gern in Träumereien angenehmer Art und wenn auch die Täuschungen verschwanden, sobald ich wieder zu mir selbst gekommen war, so trug ich doch die heiterste Stimmung in die Wirklichkeit davon, wenn diese selbst die unfreundlichste war.

Nur rohe, innerlich ganz zerrissene oder böse Menschen schelten die Träume und finden sich höchst unglücklich, wenn sie daraus erwachen; den guten erscheinen sie wie Grüße eines Jenseits, wie Ahnungen eines Glücks, das erst nach dem Tode uns erwartet.

Solche Gedanken erfaßten mich tröstlich, als mitten in unsern Gesprächen voll Hoffnung und Liebe meine Frau die Vorboten ihrer Niederkunft empfand. Während nach dem Arzte und der Hebamme geschickt wurde, nahmen ihre Schmerzen fürchterlich überhand und ich stimmte mich nun nach und nach dazu herab, den unglücklichsten Ausgang mit Fassung zu ertragen und meine oben angeführten Ansichten so bald schon an mir selbst erprobt zu sehen. Es waren

Stunden der härtesten Prüfung für uns Beide. Der Arzt bat mich, das Zimmer zu verlassen, weil es den Kampf meiner Frau erleichtern würde, nicht mich als im hohen Grade mitleidenden Zeugen dabei zu wissen. Ich befragte mein armes Weib durch einen Blick und sie schien den Worten des Arztes ihre Zustimmung nicht zu versagen.

Ich entfernte mich also mit der Bitte, mich sogleich von allen eintretenden Krisen zu unterrichten und mir selbst die besorglichsten nicht vorzuenthalten. Hierauf begab ich mich in das anstoßende Zimmer, wo ich in der gespanntesten Aufmerksamkeit jedem leisesten Worte des Arztes, das er zur Hebamme sprach, sowie jedem Aechzen, jedem vom Schmerze ausgepreßten Schrei der Patientin ängstlich lauschte. Ich hatte sonach nicht zur eigenen Beruhigung, sondern lediglich dem Wunsche der Andern nach, Folge geleistet.

Nicht lange blieb ich in dieser peinigenden Ungewißheit; die Thür öffnete sich leise und zu mir herein trat der Arzt mit einer bekümmerten Miene. „Die Wöchnerin ist gerettet," fing er an, „aber schwach, sehr schwach," setzte er sogleich hinzu.

„Und mein Kind?" fragte ich bebend.

„Konnte leider nicht lebendig ans Licht geholt werden," erwiderte er.

Er hielt mich zurück; ich riß mich aber von ihm los und stürzte in das Zimmer der Wöchnerin. Hier erblickte ich noch die blutenden Reste meines armen Kindes, das die Hebamme schnell bei Seite brachte. Es war mit der Zange in Stücken geholt worden. — Ich sank vernichtet in einen Sessel; die anwesenden Personen bewegten sich leise schwebend wie Gespenster; eine Todtenstille herrschte.

„Mein Kind, mein Kind, gebt mir mein Kind!" wimmerte endlich meine Frau, die aus ihrer tiefen Ohnmacht

erwacht war. Der Arzt sprach ihr Trost zu, das Kind sei schwach, sie solle sich gedulden; sie sei auch noch zu angegriffen; morgen, nachdem es im Wein gebadet, würde man es ihr zeigen. Sie war nur schwer dabei zu beruhigen; doch trat alsbald wieder eine solche Schwäche ein, daß sie ihren Wunsch nicht mehr laut werden lassen konnte. Jetzt winkte mir der Arzt, ihm ins Nebenzimmer zu folgen.

„Den Wunsch, ihr Kind zu sehen, wird Ihre Gemahlin morgen noch stärker äußern, als heute und die Wahrheit — wenn sie solche erfährt, wird den schädlichsten Einfluß auf ihre Besserung üben, ja — ich verheimliche es Ihnen nicht — sie fast unmöglich machen."

Ich glaubte den theilnehmenden Mann zu verstehen, der mir hiedurch andeuten wollte, daß auch meine Frau wahrscheinlich ein Opfer des ersten Kindbetts werden müßte; ich konnte meine Thränen nicht länger zurückhalten.

„Fassen Sie sich," fuhr der Doctor fort; „es gibt ein Mittel, Ihre Frau zu retten, ein starker Entschluß in der That, aber ein leichter in diesem Augenblicke."

Ich ward durch diese Worte auf's höchste gespannt; ich verschlang jedes Wort, welches der Arzt sagte.

„Diesen Nachmittag, vor wenigen Stunden erst, accouchirte ich eine arme Frau, am äußersten Ende der Vorstadt, von einem gesunden Knaben, den sie aber nicht ernähren kann. Sie ist Witwe, ihr Mann starb vor wenig Wochen; nehmen Sie ihr den Knaben und die ängstliche Sorge ab und sie wird Sie dafür segnen. Geben Sie ihr etwas Geld, vielleicht monatlich ein unbedeutendes Schärflein, und Sie haben sie zur Glücklichsten gemacht. Lassen Sie gleich den neugeborenen, gesunden Jungen in Ihr Haus bringen und Niemand wird den Betrug entdecken, Ihre Frau wird

glauben, ihr eigenes Kind an das Herz zu drücken, und nur so wird sie dem Leben erhalten werden können."

Man kann leicht denken, daß ich sogleich in Alles willigte und für die Frau reichlich zu sorgen versprach. Der würdige Doctor stieg in den Wagen, indem er die Hebamme mitnahm und versprach, in kurzem mit dem Säugling zurückzukehren.

Meine Frau schien sanft zu schlummern. Obgleich der Weg bis zum äußersten Ende der Vorstadt weit war, so horchte ich doch jedem Wagen, der vorbeifuhr, wenn ich gleichwol wissen konnte, daß meine Boten so schnell nicht zurück sein konnten. Endlich war es des Doctors Wagen — er hielt vor meinem Hause. Bald trat er ins Krankenzimmer, mit vor Freude glänzendem Gesichte. Der wackere Mann glaubte ein gutes Werk gethan zu haben. Ihm folgte die Hebamme, den Säugling tragend, der sogleich zu schreien anfing. Diese widerwärtigen Töne übten auf das Mutterherz eine Zauberkraft aus. Meine schlummernde Frau, so schwach sie war, öffnete schnell die Augen und hauchte leise:

„O nur einmal laßt ihn mich sehen, den ich geboren habe! Nur einen Blick will ich auf ihn werfen, es wird mir nicht schaden!"

Und man brachte ihr das fremde Kind und sie berührte sein Haupt mit den bleichen Lippen; mir aber schnitt diese Scene tief ins Herz, denn meine Blicke fielen auf das blutig rothe Tuch, dort auf dem Tische, wo die Leiche meines erstgeborenen Sohnes — nein so darf ich es nicht nennen! — wo mein zerstücktes Kind eingewickelt lag, welches der Doctor mit sich fort nahm, als er uns verließ.

Unten im Hause entstand ein Lärm. Es war ein hübscher Bube, mit trotziger Miene, ungefähr acht Jahre alt, der sich nicht abweisen lassen wollte, sondern darauf bestand,

man habe ihm sein Brüderchen geraubt und er wolle nicht eher fortgehen, bis man es ihm wiedergegeben habe. Ich ging selbst hinunter, um den Kleinen durch ein blankes Goldstück zu beschwichtigen und ihm zu versprechen, daß er morgen seinen Bruder wieder haben sollte. Weinend ging der Knabe fort, dessen Anblick mich seltsam ergriffen hatte.

Seine Züge erinnerten mich an das Mädchen, zu dem ich einst in meiner Jugend, im Hause meines Vaters, die vorübergehende Neigung empfunden und die mir dann aus dem Gesichte entschwunden war. Auch dieser schmerzliche Eindruck war mir an diesem verhängnißvollen Tage noch vorbehalten.

Ich stieg sinnend die Treppe hinan und setzte mich an das Bett meiner Frau. Alles war nun stille in meinem weiten Hause; die stürmischen Ereignisse hatten sich befriedigend gelöst. Ein frommes Lied tönte von der Straße herauf, wie es in der Weihnacht in meiner Heimat gesungen zu werden pflegt; es beschwichtigte meine innere Unruhe. Von den Ereignissen angegriffen, begann ich zu schlummern.

Da weckte mich ein grelles Schreien aus dem eben beginnenden freundlichen Traume; ich fuhr erschreckt in die Höhe. Meine Frau aber ergriff mich lächelnd bei der Hand und lispelte: „Es ist uns noch so ungewohnt; unser Söhnchen hat uns aufgeweckt!“

Ich mußte bitter schmerzhaft lächeln und konnte nicht wieder einschlafen.

Zweite Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Friede. — Die Ohrfeige des Helden. — Reich des Papiers. — Der schöne Geist.

Der Krieg war nun vorüber und das Reich des Friedens schien sich erfreulich und segenbereitend über Deutschland ergießen zu wollen. Alles schwelgte in Hoffnungen; Künste und Wissenschaften begannen festere Wurzel zu schlagen; man dachte ernstlich daran, das Innere, das durch die langen Kriege so verwahrlost worden war, wieder herzustellen gleichwie ein wüster Mensch, der lange in roher und wilder Gesellschaft gelebt, auch einmal von dem Moment der Ruhe ergriffen wird und sich vornimmt mit sich abzuschließen und ehrbare Vorsätze faßt.

Ich bin jedoch nicht ganz der Meinung, daß ein langer Friede es sei, der die Menschheit zur tugendlichen Vollkommenheit zu führen im Stande ist. Ich gebe zu, daß der Krieg Verbrechen gebiert, die ihm eigenthümlich sein mögen, setze aber hinzu: der Friede nicht minder. Das Tödten und Rauben, das wilde Wesen der feindlichen und freundlichen Soldaten, das man im Kriege täglich vor Au-

gen hat, härtet die Menschen wol ab und rasche Verbrechen, die den Kriegsthaten ähnlich sind, werden leichter begangen und selbst nicht Seltenes sein. Aber alle jene schleichenden und kriechenden Bosheiten, die der Friede so leicht nährt und beschützt, können im Kriege nicht Raum greifen, denn was sich nicht rasch bewegt und handelt, wird von der Flut der Ereignisse dort umgerissen und fortgeschwemmt.

Die Verbrechen, die in der Kriegszeit entstehen, und die Verbrechen, welche der Friede gebiert, verhalten sich zu einander, wie acute und chronische Krankheiten, wie öffentliche Prostitutionen und geheime Verführung. Jene wird stets mit Heftigkeit, mit einem, wenn auch schrecklichen Ziele, zu Ende eilen und sich so selbst vertilgen; diese wüthet fort und fort, frißt um sich wie ein Krebs und wirkt nachdauernd, Generationen verpestend.

Man wolle es mir nicht zur Last legen, als ob ich, ein ehemaliger Lieferant, dem Kriege das Wort spreche. Ich habe meine Meinung über das Lieferungswesen schon früher ausgesprochen und meine Ansicht über die verderblichen Einflüsse eines zu langen Friedens auf die menschliche Gesellschaft wird sich im Verlaufe dieser Begebenheiten — wenn auch nur im Einzelnen — von selbst herausstellen.

Das Erste, wodurch der Friede sich bemerkbar machte, war eine Zurschaustellung von Größen, an die in der kaum verwichenen turbulenten Zeit Niemand gedacht hatte. Es war natürlich, daß Feldherren und Staatsmänner, welche dazu mitgewirkt hatten, den Frieden zu erkämpfen, in Ehren erwähnt wurden und sich mit Lorberen geschmückt sahen. Oft jedoch gingen die Forderungen jener Tageshelden, welche sie an ihre Mitbürger stellten, zu weit, und bemerkenswerth ist es, daß schon damals, als noch die Drangsale

jener unruhevollen Zeit in Jedermanns Gedächtniß waren, sich Einzelne fanden, die mit großer Abneigung sich von Verdiensten wegwandten, welche auf die allgemeinste Anerkennung rechnen zu können glaubten.

Ein Fall für viele mag hier angeführt werden. Einer von den Generalen, deren Energie und Tapferkeit nicht in Zweifel gezogen werden konnte und der deshalb von seinem Fürsten mit Orden und andern Auszeichnungen reich belohnt worden war, wohnte in dem Hause eines wohlhabenden Bürgers, der alle Verbindlichkeiten gegen den auf seinen Lorberen ruhenden Helden darauf hin reducirte, daß er ihm eine wohnliche Etage seines Hauses überlassen, wofür er, wie üblich, den halbjährigen Zins begehrte. Von besondern Förmlichkeiten und Attachements wollte der gemüthliche, seinen Geschäften lebende Bürgersmann weiter nichts wissen.

Der ruhende Held machte indessen andere Ansprüche. Eines Morgens geht er durch den untern Hausraum, wo der Bürger soeben einige Fässer zumachen läßt, die verladen werden sollten. Mochte er den General nicht bemerkt haben oder glaubte er, daß sein Gruß nicht durchaus streng gefordert werden könnte, genug — er war mit seinen Fässern beschäftigt und sah nach seinem Miethsmann nicht hin. Plötzlich steht dieser vor ihm und ruft, indem er ihm mit höchst eigener Hand den Hut vom Kopfe schlägt: „Grüßen kann Er wenigstens, wenn ich durch's Haus gehe." Der Bürger setzte seinen Hut auf und that, als wenn nichts geschehen wäre. Auch klagte er nicht. In der Stadt gab es aber Viele, die ihm Unrecht gaben und nicht etwa, daß er nicht klagte, sondern daß er dem Helden nicht seine Ehrfurcht bezeigt hatte. Dies Anekdötchen, dessen Wahrheit ich verbürge, möge von dem Zwiespalt, der sich zwischen dem Militair und dem Bürger offenbarte, bei dem Beginne des

Friedens, einen Beweis ablegen, von dem noch mehr Beispiele angeführt werden könnten.

Wenn man mit Recht behaupten kann, daß im Kriege der Mann etwas werth sei, so kann man vom Frieden sagen, daß die Lumpen im Preise steigen. Ich denke nicht daran, hier einen Witz machen zu wollen, der übrigens zu den sehr alltäglichen gezählt werden müßte. Aber im Frieden hat sich das Reich des Papiers nach allen Richtungen hin aufgethan, und woraus macht man Papier, als aus Lumpen? Zuerst zeigte sich der Zug nach diesem Elemente durch die Schriftstellerei in Deutschland, die jetzt bei weitem mehr als früher beachtet wurde. Nähme ich nur mich als Exempel an! Wir haben unsere großen Dichter und Schriftsteller gehabt und hatten sie zum Theil noch, wie Goethe, Wieland, Herder, Schiller, Schlegel, Tieck, die haben mit Maß geschrieben, ohne daß man sich besonders viel darum bekümmert hätte. Ich spreche hier von Leuten meines Standes. Aber nun kamen kleine Schriftsteller an die Reihe, die offenbar aus langer Weile schrieben, wie Frauen aus langer Weile stricken; und die auch so ihre Leser aus langer Weile fanden. Selbst ich griff jetzt nach Büchern, weil die neue Ordnung der Dinge mir Vieles von meinen alten Beschäftigungen geraubt hatte, ohne sie durch neue schon so schnell zu ersetzen.

Dies war bei Vielen der Fall und so kam es, daß Clauren, der damals mit seinen ersten Sachen auftrat, so viel Leser gewinnen konnte. Jeder, der, nur mit einigem Geschick begabt, gekommen wäre, hätte ein gleiches Schicksal erfahren müssen. Auch die Abendzeitung entstand zu jener Zeit und eine neue Welt von Dichtern und Autoren schwamm auf ihren breiten Gewässern einher. Namen, von denen man früher keine Ahnung hatte, tauchten auf, drängten sich herzu

und wollten uns mit Gewalt unterhalten. Es hieß: es seien die Künste des Friedens, der Friede wecke milde Geistesrichtungen, schenke der Welt sanfte Dichter und beglükkende Talente. Man nahm es dafür hin, was wußten wir übrigens davon? Man hoffte, es würde sich etwas Gutes daraus gestalten. Gemachte Leute können übrigens bei solchen Krisen immer getrost darein sehen, das Entstehen gewährt immer einige Freude und die Früchte zu genießen, haben so die Wenigsten Hoffnung; gleichviel also, wie sie gerathen mögen.

Dies war der Beginn des deutschen Friedens; Parlamentaire waren Clauren und Theodor Hell; die ersten Acte desselben waren Mimili uud die Abendzeitung. Zu dem großen Palast oder vielmehr Tempelbau, wozu ein veredeltes Papier unter dem Namen Fonds, Stocks oder Staatspapiere verwendet werden sollte, wurde damals erst das Fundament gelegt.

Junge Leute fingen an, sich mit Eifer und Vorliebe den Künsten und Wissenschaften hinzugeben; es war ein unersättlicher Zudrang zu den Studien. Wo für alle diese Jünger der Themis Prozesse oder vielmehr Aemter, für alle Jünger des Aeskulap Patienten herkommen sollten, berücksichtigte man nicht, wenn solches gleich dem aufmerksamen Beobachter auffallen mußte, der weder von den langwierigen Untersuchungsprozessen, wie von der Cholera und andern Erscheinungen der Zeit damals schon eine Ahnung haben konnte.

Auch Israel kam aus den Fugen. Die Juden sind als Nation kriegerischer, als man es ihnen auf den ersten Blick wol ansehen mag. Sie sind ursprünglich und ihrer innersten Natur nach auf den Handel angewiesen, und was ist der Handel anders, als ein Krieg im Kleinen, wo jeder

Vortheil gilt und selbst der Betrug als erlaubte Kriegslist gestattet ist; bis zu einem gewissen Grade versteht sich. Der arme, unterdrückte Jude ist, wie die leichte Truppe, auf Beute angewiesen und Beute läßt sich nur im Kriege machen. In Friedenszeiten degenerirt er und daher kommen so manche von den Erscheinungen, die Juden und Christen jetzt zu beklagen haben und auf die wir im weitern Verlauf zu sprechen kommen werden.

Viele Banquiers hatten den Einfall, ihre Söhne vom Zähltisch und Hauptbuch wegzunehmen, um sie zum Flügel und zur Staffelei appretiren zu lassen. Einige thaten dies mit Erfolg. Ich fühle mich überhoben, hier Namen zu nennen, die Jeder kennt, der sich für progressive Entwickelungen interessirt; für Andere wäre es ebenfalls nicht nöthig. Es sei mir dafür gestattet, aus den unzähligen Beispielen verunglückter Bestrebungen auf diesem Felde nur eins anzuführen.

Die Empfehlung eines würdigen Freundes brachte einen jungen Menschen in mein Haus, der aus einer armen jüdischen Familie entsprossen, die sich vom schmuzigsten Kleinhandel nährte, und deshalb — wie es bei diesen Leuten Sitte war — mit einem darauf bezüglichen Ekelnamen belegt wurde und — plötzlich sich emancipirt hatte und nichts als Dichtkunst, Malerei und Musik träumte und es sich fest vornahm, in irgend Etwas zu excelliren, ein Genie sein zu wollen und ein Meister zu werden. Vorläufig sollte der junge Mensch einige nothwendige Kenntnisse erlangen und studiren. Um seine Lage zu erleichtern, räumte ich ihm ein Zimmer in meinem Hause unentgeltlich ein und ließ ihn an gewissen Tagen an meinem Tische essen; dafür hatte er die Gefälligkeit, sich uns mit seinen noch im Kampfe begriffenen Ideen aufzudrängen und uns sogar seine sehr fehler-

haften Gedichte in der langweiligsten Manier vorzulesen. Man ließ es sich gefallen, es war die unschuldigste Langeweile von der Welt und man tröstete sich damit, daß der junge Friede allerlei Singvögel an das Tageslicht rufe und daß daraus sich später einmal irgend etwas Herrliches entfalten möchte. Wenigstens dachte ich und Meinesgleichen so, die von dergleichen Dinge nur sehr vage Begriffe überhaupt besaßen.

Wenn ich mir nun auch diese unschuldige Langeweile allenfalls in meiner friedlichen Stimmung gefallen ließ, so stellten sich doch bald andere Umstände ein, um die Gegenwart des jungen Studiosen ein wenig überlästig zu finden.

Seine Arroganz wuchs mit jedem Tage. Im Aburtheilen über Alles, was ihm in den Wurf kam, war er wahrhaft unausstehlich; dabei fing er an, die gleißende Oberfläche äußerlicher Höflichkeiten abzustreifen und sich in der gemeinen Manier zu benehmen, die er in dem Hause seiner Eltern gewohnt war und die, obgleich er seit einigen Jahren schon zum Christenthume bekehrt worden war, ihm dennoch immer anklebte. Er entblödete sich nicht, mit dem Hute auf dem Kopf ins Zimmer zu treten, wie es bei frommen Juden sogar durch das Gesetz gefordert wird; und obgleich auch Franzosen und Engländer diese Gewohnheit üben, so halte ich es doch für eine Unsitte, die mir lästig erscheint. Mittags fuhr er nicht nur mit seiner Gabel in die Schüssel und holte sich die besten Bissen heraus, sondern er ging so weit, sie von meinem Teller zu holen, und einstmals riß er mir die Gabel, die ich eben zum Munde führte und worauf sich nach seiner Meinung ein delicates Stück befand, so vehement aus der Hand, daß er mich an der Lippe bis auf's Blut verwundete. Ich darf nicht erst versichern, wie sehr mich diese Scenen anwiderten, und ich ging ernstlich da-

mit um, mir seine Besuche zu verbitten, doch konnte ich keinen rechten Entschluß fassen, weil mir selbst dieser Schritt eine Barbarei schien und ich es mir zum Gesetz gemacht hatte, stets nur der feinsten Gesittung Gehör zu geben. Ein Zufall sollte meiner Unentschlossenheit und meiner häuslichen Ruhe endlich zu Hülfe kommen.

Der junge Mensch pflegte ein Kaffeehaus zu besuchen, das der Mittelpunkt des Verkehrs aller Studenten war. Ein reicher Edelmann, der etwas getrunken haben mochte, trug einem der Marqueure an, ihm drei Louisd'or zu schenken, wenn er sich dafür drei Hiebe mit dem Queue, ohne zu schreien, aufzählen lassen wolle.

Der junge Bursche hatte das Ehrgefühl, diesen Antrag zürnend zurückzuweisen, zur großen Zufriedenheit aller Anwesenden. Da sprang mein Empfohlener auf und versicherte, die drei Hiebe aushalten zu wollen, und gesagt, geschehen: der Andere ließ das Queue dreimal auf seinen Rücken fliegen und er streckte dann ganz ruhig die Hand aus, um die Goldstücke dafür einzustreichen. Aber noch hatte er sie nicht empfangen, als der Unwille aller anwesenden Studenten wie ein wildes Meer losbrach; er wurde ergriffen und mit lautem Schimpfe zum Hause hinausgeworfen. Es war nicht mehr daran zu denken, daß er jemals wieder sich in einem Collegium sehen lassen dürfe, und er wurde in Folge dieses schändlichen Vorfalls von der Universität fortgewiesen, oder, wie es in der Studentensprache heißt, er wurde förmlich relegirt.

Er machte sogleich Anstalten zur Abreise und setzte mich nicht in die Verlegenheit, ihm den Umgang aufzukündigen. Ehe er uns verließ, theilte er uns noch schriftlich sein Bedauern mit, vielleicht auch uns durch seine leichtsinnige Aufführung Verdruß gemacht zu haben und verkündigte mir,

daß er sich keineswegs über sein Schicksal zu beklagen habe, da es ihn direct in die Arme der Kunst schleudere, der er zu lange nur untreu gewesen sei. Sein Entschluß war nämlich gefaßt; er wollte zum Theater gehen.

Ich habe mich niemals um die wesentlichen Erfordernisse bekümmert, welche einen jungen Menschen befähigen, sich der Schaulspielkunst zu widmen, allein zu einleuchtend schien es mir, daß dieser keine Eigenschaft dazu besitze.

Und wie ich es voraussah, so kam es auch. Seine ersten Versuche misglückten so sehr, daß an ein weiteres Auftreten nicht mehr zu denken war. Er nahm sich das zu Herzen und wurde krank. Eine Hirnentzündung befiel ihn und in dem Augenblicke, da ein junger Schauspieler, der aus Mitleid bei ihm als Krankenwärter functionirte, eingeschlafen war, stand er auf und verließ das Zimmer. Am andern Morgen fand man ihn erstickt in der Kloake.

Das war das schmähliche Ende eines jungen Menschen, den die Geburt zum Handel bestimmt hatte und der sich ohne Befugniß den Wissenschaften und Künsten des Friedens zugewendet hatte. Die Hiebe mit dem Queue, die drei Louisd'or, die er nicht bekam, und das Ende in der Kloake scheinen mir starke Beziehungen zu haben.

Es ist Mehren seiner Art so ergangen.

Zweites Kapitel.

Meine Gastfreundschaft. — Strempel und Zipfel. — Das Adoptivkind. — Der verhängnißvolle Schmuck.

Auch in meinem Hause fanden Entwickelungen statt; obgleich ich mich bestrebte, den Umgang mit meinen frühern Glaubensgenossen zu beschränken, so konnte es doch nicht fehlen, daß einige davon ihn nicht aufgaben, indem sie ihrer Meinung nach sich über das Misverhältniß wegsetzten oder im Innern ihres Herzens wol selbst daran dachten, mit der Zeit Proselyten zu werden.

Mit Christen suchte ich so viel als möglich in freundschaftliche Beziehungen zu kommen und ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, angesehene Familien in meinen Kreis zu ziehen. Ich suchte, ganz der Gewohnheit und der Lebensweise meines Wohnorts entgegen, ein offenes Haus zu machen und es gelang mir so ziemlich, wenn ich Einladungen mit gehöriger Förmlichkeit ergehen ließ. Dann erschienen unsere Herren und Damen in großem Putze, ließen sich steif in meinen schönsten Zimmern nieder und genossen gebührend der guten Gaben Gottes, die ihnen vorgesetzt wurden. Damit war's aber aus. Nie erfolgte von ihrer Seite eine Gegeneinladung. Alle ihre Familien- und sonstigen Freudenmahle wurden, wie bisher, nur en petit comité gefeiert und Keinem von ihnen fiel es ein, den Kreis der Eingeladenen bis zu mir auszudehnen. Dies ennuyirte mich am Ende. Ich mußte, mochte ich wollen oder nicht, auch meine Einladungen einstellen, wenn ich nicht als die Düpe der ganzen Stadt erscheinen wollte. Um nun aber der langen Weile zu entgehen, hoffte ich ein anderes Mittel zu ersinnen. Ich erfand eine offene Tafel. Eine bis dahin in un-

serem Orte nicht gebräuchliche Sitte. Jeden Sonn- und Festtag war mein Tisch bis auf sechzig Couverts ausgedehnt und Jeder, der in meinem Hause eingeführt war, konnte ohne vorhergegangene Einladung eins davon in Beschlag nehmen. So hoffte ich der Gastfreundschaft zu genügen, ohne Andern eine Last aufzulegen, und endlich selbst einen interessanten Wechsel in meinem Umgange herbeizuführen.

Allein abermals sah ich mich bitter getäuscht. Die Gäste, welche sich regelmäßig Sonntags bei mir einfanden, bestanden aus jenen Mitgliedern des Theaters, die eben an dem Abende nicht beschäftigt waren; ferner aus einem bekannten Musiklehrer, der den Gaben des Bacchus übermäßig hold war, und aus ein paar Offizieren der Garnison, die seit Jahren meine Whistpartie ausmachten. Weit über die Hälfte der Couverts blieb leer und nur dann und wann brachte ein Fremder, der eben durchreiste, der Commis-voyageur des Hauses, von dem ich meinen Weinbedarf bezog, ein älterer Handelsfreund und ähnliche Personen, eine kleine Abwechselung in diese triste Einförmigkeit.

Die Herren Strempel und Zipfel aus Berlinchen werden es mir bezeugen, daß ich hier die Wahrheit sage. Diese verehrten Freunde kamen einmal zu jener Zeit nach meinem Wohnorte, als ich noch die undankbaren Plane schmiedete, den geselligen Zustand in der alten, guten Stadt zu verbessern. Sie erschienen an jenem Sonntage in meinem Speisezimmer, in gelben Westen, grauen Pantalons und blauen Fracks; fast so gekleidet wie der leidende Werther, wenn ich mich dessen noch aus der Travestie, die ich aufführen sah, recht erinnere, denn gelesen habe ich das verrufene Büchlein nie. Die wackern Herren ließen es an Complimenten gewiß nicht fehlen und zeigten eine Lebensart, die zu der feinsten gezählt werden kann, welche auf dem

Casino in Berlinchen angetroffen wird. Wie erschraken aber sowol Herr Strempel, als Herr Zipfel wie sie die andern Gäste an meiner Tafel Platz nehmen sahen. Aerger treiben es nicht Passagiere, die mit dem Eilwagen ankommen und nun ausgehungert an der Table d'hôte eines Wirthshauses bunte Reihe machen. Ich mußte mich in der That meiner gewöhnlichen Gäste schämen und als ich die verlegene Miene Herrn Zipfel's und Herrn Strempel's fast sarkastisches Lächeln erblickte, der durch seine jährliche Reise zur Messe in Frankfurt an der Oder es schon weiter im großstädtischen Pli als sein Herr Compagnon gebracht hatte und wohl wußte, was sich in Speise- und Rauchzimmern, wie in allen andern Beziehungen des feineren geselligen Lebens deutscher Provinzstädter schickt und ziemt — da nahm ich mir vor, auch diese Versuche zur Restauration der Gesellschaft aufzugeben, die von meinen Mitbürgern für nichts eben als für eine wirkliche Restauration genommen wurden.

Ja, meine werthen Freunde, deren Handelsverbindung ich mich lange schon erfreue und die ihren Saldo zum Jahresschluß stets netto abführen, Sie haben mich von meinen, wenngleich nicht Welt-, so doch Stadtverbesserungsprojecten curirt! Ihre Verlegenheit, werther Zipfel, sowie Ihr Sarkasmus, feiner Strempel, haben mich eines Bessern belehrt und allen jenen Schmarotzern und Lêche-plats den Paß verrammelt. Ich wurde ungastfrei wie die Andern und hatte diesen Entschluß wahrlich nicht zu bereuen.

Der kleine Junge, den ich in jener Nacht, als meine Frau die unglückliche Entbindung überstanden hatte, annahm, war hübsch und gesund und machte meiner Frau, welche noch immer von der Täuschung befangen war, große Freude. Der Mutter des Knaben hatte ich durch unsern Hausarzt, er und die Hebamme waren die Einzigen, die um das Ge-

heimniß wußten, ein schönes Sümmchen zustellen lassen, womit sie sich vollkommen — so schien es wenigstens — über den Verlust ihres Kindes zufrieden geben konnte. Was vermöchte Geld nicht zu heben?

Der geneigte Leser wird sich aber nun wol eines andern Knaben noch erinnern, der in jener Nacht in meinem Hause unten stand und weinte: „Man solle ihm sein Brüderchen wiedergeben, das man ihm geraubt;“ und der sich nur schwer zur Ruhe bringen ließ. Eine Aehnlichkeit hatte mich an dem Knaben frappirt, die nur zu bald sich mir auf die natürlichste Weise erklären sollte. Dieser Knabe war wirklich mein Sohn und die arme Frau, welche meinem Doctor ihren Neugeborenen für mein Geld überlassen, das Mädchen, das einst in meinem väterlichen Hause den Sabbathsdienst versehen und mir damals so wohl gefallen hatte. Wie seltsam spielt das Schicksal oft mit uns! Mit welcher Sorgfalt hatte ich vor Jahren schon diesem Mädchen und ihrem Kinde nachgeforscht, ohne eine Spur zu entdecken, und jetzt führte mich ein Zufall so plötzlich unerwartet ihnen entgegen.

Mehre Jahre vergingen indeß, ohne daß ich die Gewißheit davon bekam, und die Aehnlichkeit jenes Knaben mit einem Mädchen, das ich einst gekannt, war längst wieder aus meinem Gedächtnisse verwischt, als ein neuer Zufall verhängnißvoller eingriff und längst verharschte Wunden nicht nur neu aufriß, sondern auch neue den alten hinzufügte. Die erste Kindheit unseres angenommenen Pfleglings war vorüber und seine Fähigkeiten fingen an, sich zu entwickeln. Es war ein schöner, schwarzer Junge, der seiner Mutter nicht ähnlich sah, welche blond war. Er mochte wol seinem Vater gleich gesehen haben. Obgleich der Mutter die grausame, aber den obwaltenden Verhältnissen

nach sehr nothgedrungene Pflicht auferlegt worden war, sich nie mehr um ihr Kind zu bekümmern, es nie zu sehen und zu sprechen und so zu thun, als ob es nicht mehr auf der Welt sei, als ob sie ein todtes Kind geboren hätte, so war die mütterliche Neugier doch stärker als dies Verbot gewesen, worauf eigentlich der ganze Handel basirt war, und sie stellte sich, ohne daß man es wußte, auf dem Spielplatz des Kindes ein, wo sie durch wohlangebrachte Liebkosungen sich bald in der Gunst des Kleinen festgesetzt hatte. Und wer vermöchte hier wol zu entscheiden, ob der Zug der Natur es nicht war, welcher das Kind zu seiner wirklichen Mutter Liebe empfinden ließ?

Als der Knabe größer geworden war, kam die fremde Frau oft in seine Nähe. Man ließ sie gewähren und selbst meine Frau sah es nicht ungern, daß die Arme so große Anhänglichkeit für das schöne Kind zeigte. Ich wußte von dem Allen nichts, sonst würde sich das Räthsel wahrscheinlich früher schon gelöst haben.

Einst als meine Frau ihren Schmuck anlegte, um sich zu einem Balle zu kleiden, wohin ich sie führen wollte, stand ihr vermeinter Sohn an der Toilette und spielte mit einem Paar großer Brillantohrringe. „Bekomme ich diese auch einmal, wenn du todt sein wirst?“ fragte er plötzlich mit seiner kindisch naiven Stimme. Man kann denken, welch einen Eindruck diese unnatürlichen Worte auf meine Frau machten. Ich fand sie in Thränen zerfließend. Nur zögernd vertraute sie mir, was die Ursache derselben war.

Ich ward heftig erschüttert; ich kämpfte mit mir, ob ich ihr noch länger das Geheimniß verschweigen, ihr noch länger eine Täuschung bereiten sollte, die früher oder später ein noch grelleres Resultat hervorrufen könnte. Auf meine Frage, woher er solche Reden nehme, erwiderte der Knabe:

die Frau — hier nannte er den Namen seiner wirklichen Mutter — habe ihm gesagt: er solle nur recht artig sein und sich in Alles fein schicken, dann erbe er mit der Zeit das große Haus und den Garten und Wagen und Pferde, aber von den schönen, blanken Steinen habe sie nichts gesagt und dies hätte eben seine Frage veranlaßt.

Zum ersten Male hörte ich nun davon, daß eine fremde Frau sich ganz besonders bei dem Knaben eingeschmeichelt hatte, und nach allen Umständlichkeiten, die ich darüber einzog, ward es mir klar, wer diese Fremde sei. Ich hielt mich nun nicht länger zurück und erzählte meiner Gattin den in der frömmsten Absicht begangenen Betrug. Sie ward weniger davon ergriffen, als ich vermuthet hatte. „Ist es mein Schicksal, kinderlos zu bleiben, so will ich mich darein finden," sagte sie, „dieses Kind, das nicht mein ist, will ich seiner Mutter zurückgeben." Sie gestand mir auch, daß sie nie jene innige Neigung für den Knaben empfunden habe, wie sie sich stets das Muttergefühl gedacht, und daß es sie oft in Unruhe versetzt und sie sich der Unnatürlichkeit angeklagt. Diese Aufklärung sei ihr daher wünschenswerth und trage zu ihrer innern Ruhe wesentlich bei. Wir beschlossen, am andern Morgen die Mutter des Knaben kommen zu lassen, die durch ihre Indiscretion ihn einem glänzenden Loose entrissen hatte. Allein wer wollte Indiscretion nennen, was so gut gemeint war und nur in der Form verfehlt erschien, den der Mangel an Erziehung bei der armen Frau ja so leicht entschuldigen ließ.

Am Morgen darauf sollte sie also ihr Kind zurückhaben. Wir gingen aber jenen Abend nicht auf den Ball.

Drittes Kapitel.

Die Wiedererkennung. — Der Sohn.

Die herbeigerufene Mutter des Knaben wurde in mein Kabinet geführt, welches neben dem Comptoir lag, wo ich den Mäklern geheime Aufträge zu geben pflegte. Gleich bei ihrem Eintritt wurde ich wehmüthig von dieser Gestalt ergriffen. Sie führte jenen Knaben an der Hand, der schon einmal einen so starken Eindruck auf mich gemacht und der nun wieder mir das Bild eines freundlichen Wesens in das Gedächtniß rief, das wirklich vor mir stand, ohne daß die Trostlosigkeit in den Zügen und das Aermliche der ganzen Erscheinung es mir verrathen haben würde.

Ich suchte mich zu fassen und verkündete der Frau, was ihr bevorstand. Ihre Unvorsichtigkeit war schuld, daß ich ihr den Vertrag aufkündigte und sie bat, ihr Kind zurückzunehmen, für das ich ihr jedoch eine jährliche Unterstützung geben wollte, damit es eine ordentliche, seiner Geburt angemessene Erziehung erhalten könne.

Sie nahm den Vorschlag sehr gleichmüthig hin; es sei ihr erwünscht, sprach sie, ihren Knaben wieder zu bekommen, da sie sich doch immer im Stillen abgequält, ihn zu Juden gegeben zu haben. Denn Dem, was der Doctor ihr versichert, messe sie keinen Glauben bei und am Ende seien getaufte Juden doch auch Juden. Da sie nun aber einmal mit mir allein sprechen könne, wolle sie sich auch nicht länger zurückhalten und mir anzeigen, daß sie den andern Jungen nun nicht länger behalte; dies sei mein Sohn, wie ich es doch nicht länger leugnen dürfe; sie habe sich mit ihm lange genug geplagt, er sei die Ursache bösen Verdrusses mit ihrem verstorbenen Mann gewesen; er sei voll arger

Tücke und tauge zu keinem Handwerke, ich würde ihn wol am besten zum Handel gebrauchen können und möge ihn nur hinnehmen, wie es meine Pflicht erheische.

Der Junge erhob ein fürchterliches Geschrei; das Weib secundirte ihn dabei gehörig und ich schämte mich nicht wenig vor den Commis, die im anstoßenden Zimmer saßen und jedes Wort verstehen konnten.

Ich öffnete meine Schatulle und spendete reichlich, wie man leicht denken kann; der Handel war von der Art, daß mir Alles daran liegen mußte, schnell und still davon loszukommen. In meiner großen Verlegenheit unterließ ich jedoch nicht, nach dem Buben zu sehen, der Instinkt zum Handel verrieth, wie die Mutter sagte, und hatte einiges Wohlgefallen dabei. Mit dem ernstlichen Versprechen von meiner Seite, ihr den Jungen abzunehmen und für ihn väterlich zu sorgen, schied endlich die Frau von mir. Abends in der Stille wurde der andere Knabe, reichlich mit Kleidern und Wäsche versehen, zu einem Geistlichen gebracht, wo er, unter dem Namen seiner Mutter eingeführt, eine zweckmäßige Erziehung erhalten sollte. Ich empfahl ihn dem Geistlichen angelegentlich und verpflichtete mich, die Kosten zu entrichten. Er sollte später einen Stand ergreifen, zu dem er Lust bezeigen würde; so hoffte ich allen Anforderungen der Mutter und meines eigenen Gewissens ein Genüge zu thun.

Was nun meinen eigentlichen Sohn betraf, so setzte er mich in eine viel bedeutendere Verlegenheit. Er war ganz ungeschlachtet und ohne alle Erziehung aufgewachsen und hatte in diesem Zustande fast sein dreizehntes Jahr erreicht. Nach reichlichem Ueberlegen brachte ich auch ihn zu einem rechtschaffenen Landprediger, der sich seiner anzunehmen versprach. Ich erzählte diesem nämlich den Fall und bat ihn,

nichts zu versäumen, um aus dem Jungen einen ordentlichen Menschen zu bilden. Der Stand, für den er einst tauglich befunden würde, sei mir gleich, wenn er sich nur als tüchtig dazu qualificire. Auf etwas Großes konnte ich ohnehin keine Hoffnung machen; mein Wunsch ging dahin, ihn zu irgend einem Handwerk brauchbar gemacht zu sehen.

So hatte ich mich nun nach bestem Wissen aus der Affaire gezogen; ich nahm die Beruhigung mit mir, für zwei junge Menschen gesorgt zu haben, die ohne meine Dazwischenkunft vielleicht dem Verderben geweiht gewesen wären. Auch der armen Mutter beider Kinder war nun geholfen; sie erhielt eine monatliche Unterstützung, die sie über die drückendsten Sorgen des Lebens hinreichend erhob. Ich kam durch dieses Alles nur einer früher contrahirten Schuld nach und empfand daher eine doppelte Beruhigung dabei. Das Geld, was dazu erfordert wurde, war für mich Glücklichen leicht auszugeben, da ich soviel davon besaß! Und wenn man hier einen Blick auf die Verhältnisse wirft, muß man nicht wieder einräumen, daß nur das Geld es war, was soviel Misgeschick in Freude und Glück umzuwandeln vermochte? Welche Unannehmlichkeiten ohne Zahl wären für mich aus diesem Allen erwachsen, wenn ich nicht Geld genug zu meiner Disposition gehabt hätte? Welch ein Jammer für die arme Witwe, welch ein Unglück für die Kinder, welche Kränkungen für meine Gattin, die das Glück ihrer Ehe für immer untergraben gesehen haben würde? Einige Rollen Ducaten und die Witwe hatte zu leben, die Kinder waren versorgt und gingen einer schönen Zukunft entgegen und ein zartfühlendes Frauenherz blieb unberührt von den widerwärtigsten Empfindungen! Und nun lobe man nicht das Geld, als die herrlichste, mächtigste Erfindung! Ich hoffe, daß meine Leser bei dieser Stelle mir

nicht meinen Stand zum Vorwurfe machen und über dem rechtlichen Mann den Banquier willig vergessen werden.

Viertes Kapitel.

Betrachtungen über die Handwerke.

Die neue Sorge, die mir die Aufnahme beider Jungen verursachte, regte mich zu Betrachtungen über die verschiedenen Handwerke an, welche in unserer Zeit im Schwunge sind; denn zunächst hatte ich im Sinne, tüchtige Handwerker aus den Kindern zu machen.

Keinem Mitgliede unserer Gesellschaft hat die erste französische Revolution so übel mitgespielt, als dem Friseur, dachte ich, und weder die Restauration, noch die zweite Revolution hat ihn in seine ursprünglichen Rechte wieder einzusetzen vermocht. Welch ein Mann von Wichtigkeit war solch ein Friseur noch vor vierzig Jahren, als er im puderbestaubten grauen Frack, Brenneisen, Kämme und Pomadebüchsen in der Tasche und den mächtigen Puderbeutel von Leder in der Hand, von Haus zu Haus lief, um seine Kunden zu bedienen. Er französirte sich gern und war eine allerliebste Caricatur, die sich ganz wie von selbst darbot. Es gab gesuchte Friseure, die ohne Hut umherliefen, die Witterung mochte sein, wie sie wollte, und nur im Regenwetter sich mit einem Schirm, nie aber mit einem Hute bedeckten. Diese steckten den Frisirkamm stets in den Chignon, gleichsam wie eine Trophäe, und wußten sich viel damit. Das Bewußtsein, jeden Morgen die zartesten Locken

der hübschesten Köpfchen unter den Händen zu haben, gab diesen Männern Aplomb und süffisantes Wesen, wodurch sie ungemein imponirten. Das Gefühl, daß nur sie cour- und ballfähig machten, erhob sie in der That über die Sphäre gewöhnlicher Erdenmenschen. Dem Friseur zu gefallen, ließen sich die zierlichsten und vornehmsten Herren und Damen schon Tags vorher coiffiren und brachten eine Nacht im quälendsten Zustande sitzend zu, um nur zur rechten Zeit fertig zu sein. Denn der geschickteste Friseur hatte doch nur zwei Hände und hundert Köpfe, d. h. zu coiffiren, und nur ihn wollte man, nur er verstand es, wie sonst Keiner. Wir haben das Alles an uns vorüberschwinden sehen, ohne ihm die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wir sind zu fahrlässig in solchen Punkten. Wir lassen sorglos Thiergattungen aussterben: Steinböcke verschwinden, selbst die Gemse wird schon selten und Friseure sind so ausgeartet, daß man sie kaum wiedererkennt. Die Friseurbuben oder Garçons-perruquier sind als ganz ausgestorben zu betrachten. Sie gehörten ehemals zu der lustigsten Straßenbevölkerung und machten sich in ihren mehlbestaubten Jacken zwischen Schusterjungen und Schornsteinfegern als sehr angenehme Gegensätze bemerkbar. Sie trugen in langen Kasten die frisch frisirten Perrücken den Kunden ins Haus; diese Last hinderte sie jedoch nicht, an den verschiedenen Straßenbelustigungen gleich den andern Gassenbuben Antheil zu nehmen. Sie setzten dann nämlich ihre Last aus der Hand. Wenn man bedenkt, wie viele junge Leute durch die Wendung, welche die Mode dem Perrückenmetier gegeben, nunmehr in der Wahl ihres Berufes zweifelhafter geworden, so muß man natürlich einige Besorgniß hegen; um wie viel mehr aber noch, wenn man sieht, daß Maschinen aller Art alle Tage Neuerungen einreißen lassen, welche Menschenhände

stets entbehrlicher machen. So sterben nach und nach ganz ehrbare Gewerke und Innungen aus. Wenn nun vollends der Dampf immer mehr die Oberhand gewinnt, so werden am Ende bei der philanthropischen Organisirung der Zuchthäuser als Fabriken ohne Dampfmaschinen nur die Verbrecher noch Handarbeit verrichten dürfen und kein ehrlicher Mensch mehr etwas zu thun haben, es sei denn einen Ofen zu heizen und einen Kessel mit Wasser zu füllen, wenn nämlich auch diese Mühe nicht der Dampf für sich in Anspruch nehmen wird.

Solche Sorgen kommen uns, wenn wir Kinder zu versorgen haben. Ich ging fort und fort die Reihe der Handwerke in den Gedanken durch und hielt mir dabei die Erscheinungen, die sie mir im Leben gewährten, als lebendiges Bilderbuch vor.

Die Friseure, wie sie uns jetzt vor Augen stehen und gehen, sind schmuzig gekleidete Menschen, die in den Vormittagsstunden sich spärlich auf den Straßen sehen lassen. Sie haben gewöhnlich große Seitentaschen oder Säcke, aus denen nur noch das Brenneisen als altes Zeichen ihrer hingeschwundenen Würde hervorragt. Sie müssen einen eleganten Salon pour la coupe des cheveux unterhalten, obgleich sich ihre besten Kunden zu Hause die Haare schneiden lassen, und bringen die Nachmittage traurig und einsam zu, Pommade oder Haaröl in Töpfchen oder Gläser zu füllen. Glücklich genug, wenn es ihnen gelingt, irgend ein Arcanum für das Wachsthum der Haare zu erfinden. Ihr Einkommen ist nicht das brillanteste und ich würde unter den obwaltenden Umständen keinem angenommenen Pflege- oder echten Kinde das Friseurgeschäft anempfehlen.

Die Schneider haben in dem Maße gewonnen, als die Friseure verloren, seit der letzten Staatsumwälzung in Frank-

reich. Die kostbaren gestickten Kleider machten es den meisten Menschen unmöglich, oft damit zu wechseln. In vielen Familien erbten die reichsten Prachtcostüme vom Vater auf den Sohn und dieser trug an seinem Ehrentage denselben Rock, nur mit einigen unbedeutenden Abänderungen, den sein Vater getragen. Jetzt ist es ein Anderes damit. Von allem Wandelbaren hienieden ist die Mode in den Kleiderschnitten und Stoffen das Wandelbarste in der That. Um noch öfter und so recht nach Herzenslust wechseln zu können, werden die Materialien so grob und unscheinbar gewählt, als nur möglich. Sonst ward es einem Menschen in einem alten abgetragenen Rock erst recht wohl, auf dessen Kragen und Rücken eine gehörige Schicht alter Pommade und alten Puders lagerte; jetzt macht man eigene Verträge mit den Schneidern, um alle acht Tage neue Kleidungsstücke zu erhalten. Daß die Schneider dabei Seide spinnen, läßt sich denken. Auch besitzen sie in der That große, schöne Häuser und können sich bei nur einigem Glück mit funfzig Jahren zur Ruhe setzen. Dieses Metier hat seinen goldenen Boden und es ist vorauszusehen, daß es ihn für lange wol noch behalten wird. Um jedoch Knaben dem Stande eines Schneiders zu widmen, muß eine eigene Bestimmung obwalten. Nur schwächliche oder verwachsene Kinder, wenn sie einsehen, daß ihnen zu andern Arbeiten die hinlängliche Kraft gebricht, sind geneigt, sich dem tagelangen Sitzen mit untergeschlagenen Beinen und den Millionen kleiner Stiche hinzugeben. Es bleibt ausgemacht, daß einem Schneiderlehrling die Jugend am unerfreulichsten hinschwindet; kommt nun noch dazu, daß so viele unter ihnen kränklich sind, so muß man sie im Allgemeinen wahrlich beklagen.

Des Schusterlehrlings Leben ist schon reicher ausgestattet.

Seine Kleidung ist leichter und freier; er hat nicht so sehr auf den äußern Anstand zu sehen; schon die Art, wie er die Waare — und wären es die saubersten Damenschuhe oder Stiefel — den Kunden hinträgt, weicht bedeutend von der eingewickelten und ceremoniösen Weise der Schneider ab. In neuester Zeit ist aber auch hier ein Misbrauch eingerissen. Die eleganteſten Meister tragen nämlich die Damenarbeit immer selbst zu den Bestellern, um eines Theils beim Anprobiren eine oft übelangebrachte Galanterie an den Tag zu legen, und zweitens — bei der immer überhandnehmenden Sparsamkeit in den vornehmen Ständen — die Kunden zu überheben, den Lehrlingen ein Trinkgeld zu verabreichen. Und es schickte sich doch wahrlich für schöne, reiche und vornehme Damen, solch einem armen, schmuzigen Buben das Leben ein wenig zu versüßen.

Tischler sind Handwerker, die einer großen Portion Glücks bedürfen, um in die Höhe zu kommen. Die sogenannten Bautischler werden bei der jetzt so sehr zur Bauwuth geneigten Menschheit und bei der menschenfreundlichen Idee für unsere Nachkommen, nicht länger als auf dreißig Jahre die Dauer einer Menschenwohnung zu bestimmen, am besten fahren. Die Möbeltischler sind mehr dem Zufall unterworfen. Gewöhnlich ziehen sie ihren Nutzen nur von Neuvermählten aus der Bürgerklasse, von den Schauspielern, die einen lebenslänglichen Contract abschließen, und von Schriftstellern, die den dritten Jahrgang eines neubegründeten Journals erlebt haben und von dort auf eine Dauer bis ans Lebensende schließen. Solche Leute richten sich dann ein, wie man's im alltäglichen Leben nennt, und haben auch genug daran, so lange sie leben. Mit ihnen selbst werden die Möbel wurmstichig und alt und das erste neue Möbel, das der Tischler wieder in solch ein Haus bringt, ist der

Sarg, in welchem der Hausherr oder Familienvater fortgetragen werden soll. Von der neuen Einrichtung bis zum Sarge liegt aber oft eine lange Reihe von Jahren und der Tischler ist zu beklagen, wenn er bis dahin unbeschäftigt geblieben wäre. Das Handwerk hat überdies einen übeln Geruch; Hobelspäne riechen nach Leichen, heißt es im Allgemeinen. Man mag dabei wol an den Sarg denken, der im Todtenhause gewöhnlich denselben Geruch verbreitet, wie in der Tischlerwerkstätte. Die Poesie, die in diesem Handwerke liegen soll und die schon so oft Stoff zu artigen Gedichtchen gab: daß der Tischler eigentlich unser erstes und letztes Haus zimmert, die Wiege und den Sarg, wird von den wenigsten Tischlern wie andern Menschen gehörig verstanden und gewürdigt. Sie hobeln an beiden ganz mechanisch herum, pfeifen dazu ihr Liedchen und denken dabei an das Essen, das die Meisterin in der Küche zusammenschmort und das ihnen in die Nase dampft. Ich habe sogar einmal gesehen, daß die übriggebliebenen Bretter von einer Wiege stante pede zu einem Kindersärgchen verbraucht wurden, und fand das so poetisch, daß ich daraus ein Gedicht gemacht hätte, wenn ich räumen könnte, ohne daß es aber Meister, Gesellen oder Lehrlingen aufgefallen wäre. So sehr stumpft die Gewohnheit Menschen ab.

Nie habe ich es begreifen können, daß junge Leute Metiers erlernten, bei denen mit aller Anstrengung nur ein kümmerlicher Erwerb stattfindet. Welch glückliche Stunde kann wol einem Knopfmacher schlagen? Ist es nicht entsetzlich, zu denken, wie solch ein Mann sich abquält und wie die arme Frau friert oder schwitzt — je nachdem die Jahreszeit es mit sich bringt — um die sorgsam fabricirte Waare zu spottbilligem Preise abzusetzen? Wenn wir Alle uns in ungarische oder andalusische Costüme mit einem Male

würfen — auf solchen finden sich oft an hundert Dutzend Knöpfe — da wäre allenfalls ein guter Gewinn für einen Knopfmacher denkbar; aber so, bei unsern fünf Knopflöchern und nun gar Gehröcke mit einer Reihe! das scheint zum Verzweifeln eingerichtet. Uebrigens soll der arme Mann sich auch noch nach der Mode richten, bald groß, bald klein, bald rund, bald eckig, so chicanirt sie ihn; und da bleibt ihm auch noch viel liegen. Ich fragte einst einen jungen Meister, der ärmlich unter dem Dache wohnte und bei dem ich ein halbes Dutzend Knöpfe kaufte, warum er dieses Gewerbe ergriffen. „Aus Leidenschaft," war seine trockene Antwort. Ich besah mir hierauf den Mann scharf und lange; ein hageres, bleiches Gesicht, tiefe, dunkle Augen, spärliche Haare, einen Zug des Grames um den Mund, Hunger, Kummer und Krankheit nicht zu verbergen. „Aus Leidenschaft," dacht' ich bei mir selbst, aus Leidenschaft Knopfmacher zu werden und sein ganzes Leben hungern! Es ist in der That gräßlich, was die Leidenschaften mit uns anrichten.

Ein unangenehmes Handwerk, bei dem ein großer Gewinn zn hoffen steht, rechtfertigt schon mehr in meinen Augen Die, welche es ergreifen. Zum Beispiel sind Gerber in der That nicht die beneidenswerthesten Menschen. Beständig unter faulenden animalischen Stoffen zu leben, ist Etwas, das ich als freiwilligen Entschluß schwerlich einem vernünftigen Geschöpfe zutrauen möchte. Aber der Gewinn ist so ergiebig, daß die Riechwerkzeuge bestochen werden. Uebrigens hat der Gerber noch das für sich, daß er in freier Luft sein Geschäft betreiben kann, und tröstet sich damit, daß in Schneider- und Schuhmacherwerkstätten auch animalische Stoffe gähren und hier im geschlossenen Raume empfindlicher wirken müssen. Dann ist es notorisch erwiesen,

daß die Lohe aus Eichenrinde mit sehr kräftigen Partikeln den Dunstkreis schwängert und diese Hantirung zu einer sehr gesunden erhebt. Jener übelriechenden Eigenschaft wegen werden die Gerber aber gewöhnlich in eigene Quartiere gebannt, gleich den Juden. Die meisten Städte haben ihre Gerberstraßen oder Viertel. Dort wohnen oft ihre wohlhabendsten Bürger. Der Gerber ist zugleich Kaufmann; er handelt mit rohen Thierhäuten und mit Leder im Großen. Man kann leicht denken, daß dabei etwas zu gewinnen ist.

Die Maurer und Zimmerleute verdienen auch viel Geld, aber das Handwerk ist beschwerlich. Die sich diesem Geschäfte widmen, müssen einen guten, schwindelfreien Kopf haben, um sich auf den hohen Gerüsten halten zu können. Es hat in der neuesten Zeit so manchen der Häuserschwindel ergriffen, der sich nie selbst auf ein Gerüst gewagt, sondern Andere für sich bauen ließ, ich bin daher der Meinung, man solle vorerst alle bewohnbaren Gebäude besetzen und ein wenig mit Bauen einhalten. Da dies in kurzem von praktischen Leuten befolgt werden dürfte, so ist es auch nicht rathsam, daß sich zu viele junge Menschen diesen Handwerken widmen.

Die Steinmetzen haben viel mit dem Material zu kämpfen. Es ist schon langweilig, einem solchen Arbeiter zuzusehen, wie muß er selbst sich erst langweilen! Nach unendlicher, einförmiger Bemühung kommt solch ein Block erst zur Form und dann kann man erst von der Form des Fragments noch nicht auf die Form des Ganzen schließen. Welche Ewigkeit, bis das da steht, zusammengefügt! aufgerichtet! Mit einem Wurfe ist hier nichts gethan. Und doch hat dieses Handwerk dem materiellen Theile nach die meiste Aehnlichkeit mit der edelsten Kunst. So auch muß

der Bildhauer hämmern, klopfen, den Stein in kleinen Theilen zu bemeistern suchen. Es wäre zum Verzweifeln, wenn ein Thorwaldsen nicht schon den Gott, gleich Jupiter, im Kopfe trüge, wenn er die Splitter mechanisch vom Blocke springen läßt.

Die Dreher oder Drechsler lernen herrliche Dinge fabriciren, von denen sie aber nur selten Gebrauch machen. Pfeifenspitzen und Pfeifenröhre, darauf hat sie die ungerechte Zeitgenossenschaft reducirt. Es gehört viel dazu, sich hier auszuzeichnen, und daher dreht sich das Leben eines nicht vom Glücke begünstigten Drehers um Arbeitsmangel und Entbehrung.

Ueberhaupt scheinen alle Handwerke, die zunächst ihren Zweck darin finden, ein dringendes Bedürfniß der Menschen zu befriedigen und nicht zugleich auf den Luxus gerichtet sind, zur Armuth verdammt zu sein. Es liegt kein Widerspruch in dieser Annahme. Jeder Mensch muß alle Tage sein Brot haben und Brot ist ein Artikel, der nie aus der Mode kommt, aber dennoch gibt es im Verhältniß nur sehr wenig reiche Bäcker. In einigen Städten Deutschlands gehören sie zu den ärmsten von allen Handwerkern und nur dort, wo sie sich auch dem Luxus hingeben, d. h. Kuchen backen, sind sie wohlhabend. Nichts ist in gut policirten Staaten aber auch einer so strengen Taxe und Aufsicht unterworfen als das Brot. Weil Betrügereien in diesem Zweige der Industrie leicht einen Aufstand herbeiführen könnten, wird so streng darüber gewacht. In Paris und andern großen Städten sind die Läden der Bäcker mit starken eisernen Stäben verschanzt, um sie bei Emeuten zu schützen, während der Juwelier und Modehändler seine Waaren offen zur Schau legt. Nur Brot wollen die armen Unglücklichen gewöhnlich und daran läßt sie selbst die

im Ueberfluß schwelgende Gesellschaft Mangel leiden und straft sie hart, wenn sie darnach greifen, um ihren Hunger zu stillen. Es ist traurig, einen Armen, der einem Bäcker ein Brot stiehlt, Dieb nennen zu müssen! Wie nun einmal die Sachen stehen, ist ein Gewerbe, das streng beaufsichtigt werden muß, wenig abwirft und bei jedem Auflaufe der Plünderung ausgesetzt ist, das nebenher schlaflose Nächte erfordert, um uns beim Kaffee mit frischen Semmeln zu versehen — nicht sehr anlockend; nicht einmal zu erwähnen, daß die Glut des Ofens die Augen verdirbt, das Stehen vor dem Ofen schiefe Beine hervorbringt und das Kneten der Teigmasse mir nicht als die geziemendste Beschäftigung für Männer erscheint.

Jene Handwerker, welche nicht auch ihrer Arbeit einen gewissen Grad von Zierlichkeit zu geben im Stande sind oder sie ihr nicht geben dürfen, wenn sie ihrer Brauchbarkeit nicht Eintrag thun wollen, gehören auch zu denen, welchen ich meinen Beifall vorweg versagen muß.

Die Hufschmiede, die sich auch hie und da noch recht mittelalterlich Waffenschmiede nennen, konnten, als sie noch das Letztere wirklich waren, für etwas Großes gelten. Von dem hohen nordischen Alterthume will ich hier gar nicht einmal sprechen, wo ein Waffenschmied auch zugleich der Held war, der seine selbst geschmiedeten Waffen zu führen wußte. Ungefähr wie ein Schriftsteller, der sich heutzutage selbst die Feder schneidet.

Jetzt, wo die Schmiede es nur mit Pferden zu thun haben, denen sie die Hufe beschlagen, ganz gemeine Werkzeuge zu Tage fördern, denen alle Zierlichkeit mangelt, und dennoch dabei den gewohnten, mittelalterlichen Lärm immerfort machen müssen, ohne den es bei ihnen einmal nicht abgehen kann, und stets vor einer starken Flamme stehen

müssen, jetzt ist ihr Loos wahrhaft nicht beneidenswerth. Für starke Naturen, die sich schon erprobt haben, ist dies Handwerk jedoch immer noch zu empfehlen, da es einen guten Gewinn abwirft. Zu beklagen ist es, daß dieser eben die Hufschmiede verleitete, große, moderne Häuser zu bauen und ihre sonst offenen Werkstätten in die Höfe hin zu verlegen. Dadurch verloren unsere Straßen eine ihrer malerischsten Zierden und gewannen an ertödtender Monotonie. Eine von der Glut geröthete Schmiede, mit ihren arbeitenden Gestalten, verunzierte auch selbst unsere schönsten Straßen nicht, sondern gereichte ihnen vielmehr zur großen Schönheit.

Die Schlosser verhalten sich zu den Waffenschmieden wie die sächsische Schweiz zum Berner Oberland. Es ist eine Miniatur von diesem. Eben so viel Spectakel bei kleinern Erzeugnissen; eben so sprödes Material und minutiösere Ausführungen; Zierlichkeit zwar, aber keine bestechende, anlockende. Daneben ist das Schaffen der Schlösser, die geheimnißvolle Kunst, sie zu öffnen, kurz das ganze Dietrichwesen mir wie eine Art von geheimer Polizei unter den Handwerken erschienen, der bösen Versuchungen nicht einmal zu gedenken. So lange noch in einigen Städten die Bauwuth dauert und wir noch nicht wieder so unschuldig werden, um gleich den Orientalen unser Eigenthum offen stehen zu lassen, wird dies Handwerk jedoch seinen goldenen Boden haben.

Die gewöhnlichen Faßbinder sind Leute, die bei erschrecklichem Lärm, der jedem andern Menschen, der kein Faßbinder ist, unerträglich werden muß, ziemlich ungeschlachte Arbeit nur für das roheste Bedürfniß machen. Die Aristokraten unter ihnen sind die Küfer, Küper, in Bierländern auch vorzugsweise Weinküper oder Weinschröter genannt.

Das sind sehr respectable Leute, stellen in ihrer Art Kunstwerke auf, die noch nach Jahrhunderten bewundert werden, wie das Heidelberger Faß, und verstehen sich auch darauf, mit dem Wein umzugehen. Das ist jedoch kein Handwerk mehr zu nennen und gehört in den meisten Provinzen Deutschlands in die Kategorie der Apotheker.

Korbflechter kommen den gewöhnlichen Faßbindern am nächsten; sie machen aber keinen Lärm und verdienen weniger. Mein Gott! wie dauerhaft ist solch ein Korb und wer einmal ein paar Körbe hat, der besitzt daran genug für's Leben. Ich habe zwar die Erfahrung gemacht, daß man aus Leidenschaft Knopfmacher werden kann, aber nie, daß Jemand aus Leidenschaft Körbe gekauft hätte.

Wenn ich's aufrichtig gestehen soll, so sind mir Buchbinder stets als beneidenswerthe Handwerker erschienen und zugleich als Leute von Bildung. Sie gehören in die Klasse der Schneider und Schuster und theilen Manches in der Hantirung mit ihnen, wenn sie auch nur in wenigen großen Städten, wie Paris und London, dazu berufen scheinen, es ihnen im Gewinne nachzuthun. Sie verfertigen Kleider für den Geist, wenn ich mich so ausdrücken darf, und ihr Material ist auch Leder, Papier, Draht, Leim. Man sieht, daß obiger Vergleich nicht so hinkend ist, als er auf den ersten Blick aussehen mag. Ist ein Buchbinder zugleich Etuiarbeiter, wie es in unsern Tagen gewöhnlich ist, so ist das wol ein Handwerk, das sich der Kunst nähert und an Zierlichkeit wenig seines Gleichen hat. Nur daß es der Mode zu sehr unterworfen ist, scheint mir dabei bedenklich. Jetzt reißt diese allerlei Gegenstände in den Kreis jener Arbeiten, welche mit der eigentlichen Buchbinderei nicht die entfernteste Aehnlichkeit haben, blos weil sie mit den beliebten ausgeschnittenen Figuren beklebt werden, die jetzt

überall angebracht werden, zu denen aber nichts weiter als Buchbinderleim gebraucht wird.

Ein Mensch, der heutzutage nichts ist, wie ein Nagelschmied, ist wahrlich zu beklagen, da er einen Wettkampf mit wunderbaren Maschinen zu bestehen berufen ist, denen er sicher unterliegen wird. Die Tuchmacher, Strumpfwirker und ähnliche sehr ehrliche und hochzuachtende Innungen werden bald ein ausgestorbenes Geschlecht sein, an deren Stelle wir Wesen von Holz und Gußeisen treten sehen, die blos mit Dampf gespeist werden, keine Kleidung brauchen, noch sonstige Bedürfnisse haben und doch als treue Knechte so gut und besser wie Andere arbeiten.

Wer gleich anfänglich seiner Todesart sicher sein will, werde Leinweber! Wer sollt' es wol glauben, daß Menschen, die für den gewähltesten und edelsten Luxus sorgen, eines so elenden Looses theilhaftig werden? Man reise einmal in den Gebirgsländchen des nordöstlichen Deutschlands umher und beobachte die armen, ausgehungerten Leute, welche die feinste Leinwand weben, woraus die vornehmsten Herrschaften ihre intimsten Kleidungsstücke verfertigen lassen, da sie die Bestimmung erhalten, die hochgräfliche oder hochfürstliche Haut zu bedecken! Man sehe nur einmal diese Leute, welche einem subtilern Epikurismus dienen, als der Koch, der Schneider, der Friseur u. s. w. Erst wenn alle diese rohen Bedürfnisse auf glänzende Weise nach außen befriedigt sind, wendet sich der Epikuräer nach innen und denkt daran, mit dem feinsten, durchsichtigsten Gewebe seinen Körper zu umziehen, um ungesehen von der Welt einem Luxus zu fröhnen, der nur für ihn allein da ist; um zu verhindern, daß die äußern, an sich kostbaren Stoffe nicht unmittelbar seine Haut berühren, sondern durch ein feineres Gespinnst, selbst einem zarten Häutchen vergleichbar, sorgfältig vermittelt

werden. Wie kostbar und fein auch Sammt, Atlas und niederländisches Tuch sein mögen, Leinwand ist kostbarer und feiner! Wie herrlich auch seidene Decken und wollene Teppiche gehalten werden, der linnene Damast ist herrlicher als Alles, was man in solcher Art sehen kann! Und die Bewohner des Erzgebirges schaffen Kunstwerke in dieser Gattung — und hungern dabei! Immer liest man in den Zeitungen von der Noth im Gebirge; kommt man aber hin, so erstaunt man über die stattlichen Fabrikgebäude, über den Flor der Städte. Das eben ist der Unterschied zwischen Handel und Handwerk. Das letztere müht sich ab, der erstere hat den Nutzen. Es liegt schon in der Benennung viel Charakteristisches. Bei beiden ist die Hand im Spiele, comme de raison. Zum erstern gesellt sich die süddeutsche Diminutivsilbe „el," es ist eine Spielerei dabei, ein leichtes Wesen; bei dem letztern finden wir ein ganzes Wort und zwar das Schwerste bezeichnend, was Schöpfer und Geschöpf hervorzubringen vermögen: „Werk."

Wollte man mir Metzger oder Fleischer anführen, so werde ich gestehen müssen, daß dies Geschäft seinen Mann nährt, aber mich dennoch mit einer offenen Abneigung davon wegwenden. Das Todtschlagen, Abstechen, Schlachten, das Oeffnen der Thiercadaver und was damit verbunden, das Viertheilen, Hacken und Schneiden, das Fellabziehen, das im Blute wühlen, sind Neigungen, die angeboren sein müssen, um darüber urtheilen zu können. Wie es keinen vernünftigen Vater wol geben kann, der seinen Sohn zwingen würde, Metzger zu werden, so sollte aber auch kein Vater es nicht zugeben wollen, wenn sein Sohn eine unbezwingliche Neigung an den Tag legte, es werden zu wollen. Hoffnungsvolle Jungen davon zurückhalten, hieße Galeeren und Zuchthäuser bevölkern; denn wer die Lust zum Blut

mit auf die Welt bringt, werde in Friedenszeiten um des Himmels willen Metzger oder, so weit es sein kann, Scharfrichter, um seiner Neigung auf erlaubte Weise und ohne Nachtheil für die Gesellschaft ein Genüge zu thun.

Es gibt nun aber noch eine Menge von Handwerkern, die ich hier nicht nennen will. Zum Theil würde ich mich nur wiederholen müssen, oder es wären solche, zu denen sich nur selten Liebhaber finden. Ich könnte, was die Erstern betrifft, hier noch die Tapezirer, die Bildhauer gewöhnlicher Gattung, denn von den Künstlern ist hier überhaupt nicht die Rede, die Lackirer, die Zimmermaler und Anstreicher, die Wagenbauer, die Posamentirer und Bortenwirker, die Zinngießer, die Plattirer und Gürtler, die Klempner, die Sattler, die Hutmacher, die Büchsenschäfter, die Schwertfeger nennen und zu den Letztern die Branntweinbrenner, Lichtzieher, Seifensieder zählen, Leute, die durch die Mäßigkeitsvereine, die Gasbeleuchtung und das raffinirte Lampenöl, sowie durch haushälterische Frauen, welche ihre Seife selbst bereiten, bei ihren beschwerlichen, übelriechenden Arbeiten fast keinen oder doch nur sehr geringen Gewinn ziehen. Die Gold- und Silberschmiede wollen den Handwerkern nicht mehr angehören und nehmen mit lauter Stimme ihren Antheil an der Künstlerinnung gleichwie im Mittelalter in Anspruch; größtentheils machen sie sich in unsern Tagen durch die Vollkommenheit ihrer Hervorbringungen dieser Auszeichnung würdig. Ebenso wollen die Buchdrucker und Schriftsetzer sich den Handwerkern nicht beizählen lassen, obgleich ich ihnen kein größeres Recht als den Schriftgießern einräumen zu können glaube, die doch nie mehr sein wollten. Wär's nicht sonderbar, wenn die Buchdrucker sich für mehr erachten wollten, als Derjenige, der ihnen das Manuscript

geliefert? und ist es nicht notorisch erwiesen, daß viele Schriftsteller nichts weiter als Handwerker sind?

Ich kann und will mich nicht herbeilassen, diesen Punkt hier näher zu erörtern, um die löbliche Schriftstellerzunft, zu welcher ich mich nun einmal nicht zählen darf, nicht gegen mich aufzubringen. Wie dem nun aber sei und so-wenig ich in diesem Kapitel auch im Stande gewesen bin, meine Ansichten über diesen Gegenstand deutlich und klar an den Tag zu legen, so darf ich doch versichern, daß ich reiflich darüber nachgedacht und mich nicht genug verwundern kann, einen Vater sagen zu hören: „Der Junge soll ein Handwerk lernen!" — Welches? wird nach meiner Ueberzeugung stets eine große Frage bleiben. Hier scheint es mir leichter zu sein, Glück und Zufriedenheit für's ganze Leben von seinem Kinde zu scheuchen, als wenn man ihn die Handlung oder Studien treiben läßt. Welche Kraft gehört für einen gut organisirten, wohlerzogenen Jüngling dazu, sich in der Sphäre seiner Mitgesellen wohl zu fühlen und den Genüssen, die er vielleicht Sonntags in dem Hause seiner Eltern hat, für die lange, übrige Woche zu entsagen? Nein — Ihr, die Ihr nicht selbst Handwerker seid, laßt Euere Kinder nicht Handwerker werden; sie mögen eines erlernen, um im Falle der Noth, wenn unvorhergesehenes Unglück sie trifft, davon Gebrauch zu machen. So kannte ich einen armen Grafen, den seine Familie verstoßen hatte, als Tapezier, und einen unbemittelten Baron, der im Geheim für einen Buchbinder arbeitete. Aber ich kannte auch einen Schauspieler, der seine Jungen Zimmerleute werden ließ, den Sohn eines Kaufmanns, der Hufschmied, und den Sohn eines jüdischen Banquiers, der Schuhmacher wurde. Unglückliche Eltern! Unglücklichere Kinder! Sie waren als Gesellen liederlich und gingen als Meister zu Grunde. Aus-

nahmen kann es zwar geben, aber auf Ausnahmen rechnen, stimmt nun einmal mit einem soliden Geschäftsmanne nicht zusammen.

Ich war jetzt aber mit mir einig, die beiden Kinder, die mir der Himmel zugewiesen und für die ich als Vater zu sorgen mir vornahm, kein Handwerk erlernen zu lassen. Aber was sollten sie denn werden?

Fünftes Kapitel.

Der Tod des Glücklichen.

Ein tief erschütterndes Ereigniß trug sich in meinem Wohnorte zu.

Ich kannte seit vielen Jahren einen Mann, der auf unbegreifliche Weise sein Glück gemacht hatte. Ohne mit besonders hervorstechenden Gaben von der Natur bedacht worden zu sein, hatte er sich nie verrechnet; was er ergriff, gelang ihm, die gewagtesten Unternehmungen schlugen zu seinen Gunsten aus, Alles wurde unter seinen Händen zu blankem Golde.

Wie seine andern Gaben, so waren auch seine Vermögensumstände anfänglich nur ärmlich gewesen, aber das anhaltende Glück, das ihn förmlich verfolgte, hatte sie während einer Reihe von Jahren, in welchen er als Geschäftsmann figurirte, so bedeutend gesteigert, daß er allgemein für einen Millionair galt. Man kann sich kaum vorstellen, wie fest des Mannes Vertrauen auf seinen Stern war.

„Mir muß Alles glücken!" war eine stehende Redensart bei ihm und mit dieser Sicherheit verband sich denn auch

ein nicht unbedeutender Grad von Muth, wie dieses ganz natürlich war. Er war schon ziemlich in Jahren vorgerückt, als sich eine lästige Krankheit bei ihm einstellte, die ihm viel zu schaffen machte. Diese leidige Unbequemlichkeit war ihm unerträglich und doch war keine Hoffnung vorhanden, ihn ohne gewagte Mittel davon zu befreien, vielmehr sah man voraus, daß sie sich von Jahr zu Jahr bis zu seinem Lebensende nur vergrößern würde. Ein Mittel gab es, ihn darüber wegzuheben, aber es war — nach der Aussage der Aerzte — gefährlich. Es konnte das Leben kosten!

Der vom Glück Verwöhnte schwankte nicht lange. Auf der einen Seite eine drückende Last, die ihm, der nie an Schmerzen und Unbequemlichkeit gewöhnt war, unerträglich schien; auf der andern fast unvermeidlicher Tod. Die Aerzte thaten ihre Pflicht, ihm die Wahrheit unverholen zu enthüllen; seine Kinder, hoffnungsvolle Söhne und Töchter, Alle bereits gut versorgt, seine Gattin, eine ehrwürdige Matrone, die ihm stets redlich zur Seite gestanden und nicht wenig zu dem Glücke seines Lebens beigetragen, flehten ihn mit Thränen in den Augen, von seinem Vorhaben abzustehen und sich ihnen, wenngleich kränklich, noch eine Reihe von Jahren zu erhalten. Umsonst!

„Hat mich mein Glück um Kleineres nicht verlassen," rief er unwillig aus, „so wird es in diesem entscheidenden Momente mir sicher zur Seite stehen. Daran nur zu zweifeln, wäre Verbrechen. Ich unterwerfe mich der Operation mit gutem Muthe und sie muß und wird daher glücken; denn nur Angst und Zagen könnten hier Unheil bringen!"

Von diesem Vorsatze brachte ihn nichts ab und die geschicktesten Aerzte wurden berufen. Man unternahm die Operation, die gut von statten ging. Der Patient befand sich unmittelbar darauf vortrefflich. Ich besuchte ihn und

wurde zu ihm gelassen. Die Familie stand mit freudigen Blicken um das Lager.

„Nun? sagte ich nicht, daß mir Alles glücken müsse?“ rief er mir mit schwacher Stimme zu. „Nun hab' ich's überstanden und bin die Quälerei los!“

Er befand sich wirklich zum Erstaunen wohl und ein Schauder durchrieselte mich bei der Betrachtung, mit welcher Zuversicht, die an Frechheit grenzte, dieser Mann das geheimnißvolle Etwas, das wir Glück und Unglück benennen, herausgefordert hatte.

Als ich am andern Morgen hinschickte, war jedoch die Scene bedeutend verändert. In der Nacht war ein starker Blutverlust eingetreten, der eine Schwäche herbeigeführt hatte, welche bei dem Alter des Kranken bedenklich werden mußte. So verging der Tag unter schwankender Hoffnung und als der Abend hereinbrach, erklärten die Aerzte, daß ihre Kunst am Ende sei. Diese Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Stadt und es läßt sich nicht beschreiben, welche Sensation sie erregte. Ein Menschenhaufen umstand das große Haus in einer der Hauptstraßen, um von Minute zu Minute über das Befinden des reichen Mannes Nachricht zu haben, von dessen Glücksumständen nun leise allerlei Gerüchte sich in der Menge zu beleben anfingen, als sei jetzt ein fürchterlicher Pact zu Ende gegangen und der Creditor bestünde plötzlich auf prompte Zahlung. Der reiche Mann habe sich eben verrechnet, wie dies gemeinhin zu gehen pflegte, und sei der betrogene Theil, wie dies bei solchem Geschäfte seit undenklichen Zeiten stets der Fall gewesen sei.

Ich besuchte noch am späten Abende den Kranken. Er war bei vollkommener Besinnung, und während seine Umgebung jeden seiner Pulsschläge zählte, wohl wissend, daß er

sein nahes Ende beschleunigte, schmeichelte er sich immer noch mit Genesung. „Das Glück könne ihn ja nicht so gänzlich verlassen haben!" hauchte er leise.

Indessen war das Lebenslicht immer weiter heruntergebrannt und der Tod klopfte mahnend an das Herz, das nur noch zögernd schlug und in großen Zwischenräumen bereits zu ruhen schien. Ein trügerischer Schlummer umfing den Kranken noch einmal, aus dem er nur für einen kurzen Moment erwachte, um die Worte zu stammeln:

„Ich hab' mich doch getäuscht — es ist aus mit dem Glück und mit Allem!" Dann hörte er plötzlich zu athmen auf.

Ich überlasse es einem Jeden, sich den Eindruck auszumalen, den diese Scene auf Alle hervorbrachte, welche diese Leiche umstanden. Ich möchte die Scene „den Tod des Glücklichen" benennen und hätte meine Feder die Kraft eines Dichters, ich würde sie zum Vorwurf einer ausgeführten Schilderung machen, deren bittere Ironie von großer Wirkung sein müßte. Aber auch so einfach, wie ich sie hier nur zu geben vermochte, wird sie der Leser gewiß nicht ohne Theilnahme hinnehmen.

Dieser Mann war einer meiner treuesten Freunde gewesen; sein Tod machte eine bedeutende Lücke in meinen Unterhaltungen. Da nämlich meine Geselligkeit im großartigen Style unter meinen neuen Glaubensgenossen nicht recht gedeihen wollte, so war ich genöthigt, um nicht ganz einsam meine Tage hinzubringen, wieder zu Juden meine Zuflucht zu nehmen. Ich bin einmal ein geselliges Thier und zum Eremiten verdorben. Der Gestorbene war auch Jude gewesen. Die ersten jüdischen Familien, die Aristokratie, wenn ich hier diesen Ausdruck gebrauchen darf, waren stark zurückhaltend gegen mich geworden und schienen mich ihres nähern Umgangs nicht mehr würdigen zu wollen,

allein ich muß gestehen, daß es mir auch nicht darum zu thun war, mich in ihre Intimität zu drängen.

Es cursirten zu jener Zeit so viele lächerliche Gerüchte über einige reiche Juden vom alten palästinischen Adel, daß sie zum Gespötte der ganzen Stadt dadurch gemacht wurden.

Man erzählte unter Anderm von einem der ersten Banquiers, der eine häßliche Frau hatte und sich ein prächtiges Landhaus bauen lassen wollte, zu welchem Zwecke er von einem geschickten Architekten den Plan entwerfen ließ, er habe zu diesem gesagt: „Thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie den Balcon weg. Machen Sie mir Säulen ohne Balcon, denn was hab' ich vom Balcon, wenn sich meine Frau heraufstellt, verschändet sie mir das ganze Haus!"

Ein Anderer, nicht minder reich, dessen Namen mit einem F. anfängt, hatte sich einen prächtigen Wagen bauen lassen und dem Lackirer den Auftrag gegeben, so einfach als möglich das Ganze zu halten, weil es jetzt in England so die Mode mit sich bringe.

„Kein Wappen und nichts auf der Thüre," setzte er hinzu, „nichts als ein simples F'chen."

Er meinte damit den Anfangsbuchen seines Namens; wie erstaunte er aber, als der ehrliche Handwerker ihm den Wagen vor die Thür fahren ließ, mit einem zierlichen Aeffchen, einem Mandrill oder dergleichen, auf dem Schlage. Der Banquier wollte ihm einen Prozeß machen, weil er es als Injurie auslegte, bis daß er seine seltsame Bestellung gehörig in Erwägung zog.

Statt dieser précieux ridicules wollte ich mein Haus den minder reichen, aber unterrichteteren unter meinen frühern Glaubensgenossen öffnen und das nächste Kapitel soll die Schilderung einiger dieser Originale enthalten.

Sechstes Kapitel.

Die Hausfreunde.

Mein neuer Hausfreund war ein langer, hagerer Mann, mit röthlich blonden Haaren, einem starken Backenbart von gleicher Farbe und dunkeln, stechenden Augen, die er durch eine Brille verschanzte. Sein Anzug war gewöhnlich salop, auf dem Jabot lag viel Tabak, den er aus einer goldenen Dose in großen Prisen in die Nase stopfte. Er hatte die Eigenheit, das R nicht aussprechen zu können, wofür er ein doppeltes D zu hören gab. Er würde zum Beispiel den Direktor des königsstädtischen Theaters, der bekanntlich Cerf heißt, Ceddef genannt haben; Berlin hieß bei ihm Bedd'lin u. s. w. Dabei ist jedoch zu merken, daß er das doppelte D nicht geschärft oder hart, dem T ähnlich, sondern vibrirend aussprach, wodurch wirklich einige Aehnlichkeit mit dem R erzielt wurde. Man schrieb diese Seltsamkeit des Mannes gewöhnlich seinem starken Tabakschnupfen zu und einer dadurch erzeugten Nasalstimme, die dem Organe eines mit dem Stockschnupfen Behafteten ähnlich ward.

Dieser Mann galt in den Cirkeln, die er frequentirte, für einen geistreichen Gesellschafter. Er war unerschöpflich an Anekdoten von polnischen Juden, wie sie die Leipziger Messe in jedem Jahre in großer Menge gebiert, und nebenher in jener Art von Witz geübt, die den meisten Juden angeboren ist.

Mein neuer Hausfreund war ein Freund der schönen Wissenschaften. Obgleich von frühester Jugend für den Handel erzogen, beschäftigte er sich viel mit der Literatur

der Zeitgenossen. Theaterkritik und Lyrik waren seine Steckenpferde.

„Gott, die göttliche D.! sie hat gespielt wie ein Engel — ich hab' gemacht ein Sonnet an sie auf der Rückseite von einem Courszettel!“ konnte man oft von ihm hören. Oder: „Lassen Sie mich heute gehen mit Rothschild'schenLoosen und hamburger Banco, mir steht der Kopf nicht dazu, ich sing' mir den ganzen Tag den Turniermarsch aus Robert le diable vor!“ Man wird einsehen, wie leicht verderblich solch ein Dilettantismus einem tüchtigen Geschäftsmanne werden kann. Den Ausspruch einer Verwandten Meyerbeer's: „Er hat hunderttausend Franken zu verzehren, was braucht er Opern zu componiren?“ fand er sehr lächerlich. Er lebte und webte in der Musik. Er sang alle Opern vom ersten Bogenstrich bis zum letzten Finale, bald im Baß, bald im Discant, und verstand auch daneben alle berühmte Sänger und Sängerinnen, ihren verschiedenen Manieren nach, trefflich zu copiren. Mit falschen Tönen nahm er es dabei nicht sehr genau, denn er besaß eigentlich nur Gedächtniß, aber kein musikalisches Gehör. Er wußte sich viel damit, daß in neuerer Zeit Juden in der Literatur und den Künsten bedeutenden Ruf erlangten. Bendemann's und Oppenheim's Bilder, Mendelssohn's und Meyerbeer's Compositionen, Saphir's Werke waren sein Stolz. Mit dem Letztern stand er in beständigem Briefwechsel und trug die Briefe, die er von ihm erhielt, so lang in der Tasche, um sie einem Jeden vorzulesen, bis sie fast unleserlich waren.

„Saphir ist mehr wie Jean Paul,“ sagte er, „denn Jean Paul hat nichts verstanden vom Theater und Saphir weiß so viel und mehr davon, wie Einer. Seine Recensionen sind poetisch und witzig und verdienen commentirt zu werden wie der Talmud.“

In seiner Jugend bemühte sich der gute Mann sehr, den Schauspielerinnen die Cour zu machen, war ihnen aber gewöhnlich, trotz seiner galanten Verse, die er in öffentliche Blätter einrückte, so zuwider, daß alle diese Abenteuer sehr unangenehm für ihn endeten. Auch prahlte er viel, in genauem Umgange mit Gelehrten gestanden zu haben. Einst — das erzählte er oft — war er so glücklich, daß sich ein in unserer Zeit hochberühmter Philosoph neben ihn setzte, als er gerade auf einem wenig besuchten Spaziergange ausruhte. Sogleich nahm er sich vor, diesen Moment nicht ungenützt vorbeizulassen und von dem Philosophen sich ein Wort, als Andenken an diese Stunde, zu erbitten, womit er nachher bei seinen Bekannten prunken könnte. „Verzeihen Sie, Herr Professor!" fing er nach einer Weile an, während er sein Gehirn zermartert hatte, um einen Gegenstand zu finden, und schon zu besorgen anfing, daß der Andere vielleicht fortginge, ehe es ihm gelungen wäre, ihn zum Sprechen zu bringen —

„Verzeihen Sie, sehen Sie die dunkeln Wolken dort unten am Firmament?"

„Ich sehe sie wohl," erwiderte der Philosoph, „sie deuten auf Gewitter!"

„Was ist ein Gewitter eigentlich?" fragte nun schnell mein Hausfreund mit einem tiefen Athemzuge, denn er hatte jetzt das Stichwort erhalten, an das er eine ganze Reihe von Fragen zu knüpfen hoffen durfte.

Der Philosoph sah ihn lächelnd an und sagte: „Ich verstehe Ihre Frage nicht ganz."

Mein Hausfreund frohlockte jetzt schon im Innern, er hatte dem berühmten Philosophen eine Frage vorgelegt, welche dieser nicht ganz zu verstehen bekannte. Was mußte er nun erst für ein Philosoph sein nach seiner Meinung!

Ohne sich aber in eine Erörterung seiner ersten Frage einzulassen, machte er einen erstaunlichen Sprung zu einer zweiten:

„Verzeihen Sie, was ist die Naturphilosophie? Was will man damit sagen, war die Philosophie von unserm großen Moses Mendelssohn aus Dessau nicht auch natürlich?"

Der Professor, der es nicht sehr wünschte, diese Unterhaltung fortzusetzen, bemerkte, daß zu einer solchen Definition Zeit und Ort nicht gut gewählt sei, weil der drohende Regen ihn ans Nachhausegehen mahnte.

„Erlauben Sie noch Eins," rief jetzt mein Mann in Verzweiflung darüber, daß der Professor nicht anbeißen wollte, „wen halten Sie für größer, Schelling oder Fichte?"

Hier setzte der Gelehrte plötzlich alle Höflichkeit bei Seite, sah den Frager starr an und sprach: „Lassen Sie mich ungeschoren!"

Mein Hausfreund erwiderte darauf: „Grob kann Jeder sein, das ist keine Kunst!"

Und damit war diese Unterhaltung beendigt; er aber erzählte sie so umständlich, wie ich sie hier wiedergab, allen seinen Bekannten als Beleg, daß er den berühmten Naturphilosophen durch seine Fragen in Verlegenheit gesetzt habe. „Ihre größten Philosophen" (er meinte die Christen), pflegte er dann hinzuzusetzen, „sind dumm im Vergleich mit uns; sie wissen ihre Weisheit nicht von sich zu geben, und es wäre nur zu wünschen, daß sich Mehre von uns auf den Unterricht legten, damit wir unsere Kinder nicht zu den Christen schicken dürften. Allein dafür ist gesorgt, dahin kommt es nie; die Menschheit würde dadurch zu klug werden."

Bei mir brachte er jetzt freilich dergleichen Redensarten nicht mehr vor, weil er mich selbst für einen eifrigen Be-

kenner des Christenthums hielt; ich kannte diese Gesinnungen jedoch noch aus früherer Zeit.

Zu diesem Manne gesellte sich ein anderes Original, noch jung an Jahren, aber außerordentlich ernst und gesetzt. Er hatte es bis zu einem Doctor der Philosophie gebracht, ein Titel, der eben so viel Ehre gewährt, als der Orden des goldenen Sporns; in neuerer Zeit hat man angefangen, diese Würden zu verschweigen, selbst wenn man sie besitzt.

Dieser Doctor der Philosophie hatte den Wunsch des früher geschilderten zum Theil realisirt und sich der Pädagogik gewidmet. Er war einige Jahre hindurch Hauslehrer in einem reichen Hause gewesen; dort hatte sich die Tochter in ihn verliebt und so kam er bald zu einer Frau, die er auf gewöhnlichem Wege sich lange nicht erobert haben würde.

Die reichen Eltern mochten ihren Schwiegersohn nun nicht länger als Hauslehrer behalten, es war aber schwer, ein Geschäft für ihn zu ermitteln, indem er eigentlich zu keinem taugte.

Da gerieth er auf die glückliche Idee, mit seiner Frau zu reisen, und kam so in die Stadt, die ich bewohnte. Hier gefiel es ihm und er beschloß, einige Zeit zu verweilen. Ein einactiges Trauerspiel führte er mit sich, welches er aufführen lassen wollte, wenn sich Liebhaber dazu fänden. Es lag — wie er versicherte — eine tiefe philosophische Idee demselben zu Grunde, die gewiß kein Mensch im Publikum verstehen würde, weil die Leute im Lande zu dumm seien; so behauptete er. Doch wollte er es geben lassen zu seiner Belehrung und Bereicherung, nämlich nicht seines Beutels, sondern seiner dramaturgischen Kenntnisse.

Im Punkte des Theaters kam dieser Doctor mit jenem lyrischen Dichter oft hart zusammen, zu meinem großen Ergötzen. Sie ereiferten sich bis zur Wuth über eine unserer

ganz gewöhnlichen Schauspielerinnen. Die Worte „subjectiv" und „objectiv", welche der Doctor dann stets im Munde führte, waren dem Lyriker ein Greuel, welcher vorgab, nicht zu verstehen, was sein Gegner damit meinte; dieser hingegen lächte höhnisch, wenn der Andere seinen gut erhaltenen Jahrgang der Schnellpost aufschlug, um durch Saphir'sche Aussprüche die seinigen zu belegen.

Ein Dritter im Bunde war ein junger, ganz ungebildeter Mensch, der am Tage Mäklergeschäfte trieb, aber nebenbei Lieder in Heine'scher Manier dichtete und sie auch drucken ließ. Obgleich ich selbst kein Kenner von diesem Artikel bin, so habe ich mir doch sagen lassen, namentlich von meiner Frau, die sich darin nicht mit Unrecht eine Stimme anmaßt, daß der junge Mäkler gar nicht ohne Talent war. Sehr künstlich schienen sie mir übrigens nicht zu sein und singen, glaub' ich, konnte man sie auch nicht; denn wenn ich so etwas auch nie gelesen habe, so war ich doch genöthigt, es mir vordeclamiren zu lassen, wenn Abends chambrée complette bei mir zu finden war. Das waren allerdings sauere Augenblicke, aber nichts konnte sie abwenden.

Die Galerie meiner Hausfreunde zählte aber auch Damen, die ich hier nicht näher schildern will; sie waren im Ganzen ziemlich unbedeutende Geschöpfe. Jüdinnen waren nicht darunter; es waren größtentheils arme Christenmädchen, Töchter kleiner Beamten, die weiblichen Glieder einer heruntergekommenen Kaufmannsfamilie u. dgl.

Bedeutendes konnte meine Frau, trotz ihrer Bildung und ihres angenehmen Betragens, des leidigen Vorurtheils wegen nicht erschwingen.

Siebentes Kapitel.

Der Mörder aus Wahrscheinlichkeit.

Ein junger Mensch, christlichen Glaubens, besuchte auch mein Haus, dessen tragisches Schicksal mich zwingt, seiner hier zu erwähnen.

Er war blond, klein und schmächtig und, obgleich dem Namen nach ein Deutscher, soll er doch fremder Abkunft gewesen sein. Er hatte sich früh dem Kaufmannsstande gewidmet und betrieb ein kleines, aber — wie es hieß — einträgliches Geschäft. Sein angenehmes Aussehen, sein bescheidenes Wesen und sein geregelter Vermögenszustand hatten ihn zu einem gesuchten Mitgliede in unsern geselligen Cirkeln gemacht und es konnte nicht fehlen, daß er dadurch mit unsern besten Familien in Berührung kam, namentlich mit solchen, die für ihre mannbaren Töchter gute Partien erstrebten. Es währte auch nicht lange, so sprach man allgemein davon, daß die Tochter einer reichen Witwe sich mit ihm vermählen würde. Man pries ihn allgemein glücklich, aber eben diese Verbindung war es, die ihn unnennbar elend machte.

Er war mit seiner Frau sehr oft in meinem Hause, das er schon früher zu besuchen pflegte. Wir liebten und schätzten Beide. Auch die Mutter der Frau, die alte, reiche Witwe, sahen wir dann und wann; jedoch nur selten. Sie lebte mit einer Nichte, die sie nach der Verheirathung ihrer einzigen Tochter zu sich genommen hatte, still und einsam in einem weitläuftigen Hause. Eine Köchin und ein Kutscher besorgten ihre Bedienung.

Eines Morgens verbreitete sich das Gerücht in der Stadt,

daß Witwe, Nichte und Köchin in dem einsamen Hause ermordet gefunden worden wären und daß allem Vermuthen nach der Kutscher der Thäter sei.

Dieser nämlich war am frühen Morgen ausgegangen, um, wie er sagte, Heu auf dem Markte zu kaufen; beim Nachhausekommen fand er die Thür verschlossen und sah sich genöthigt, sie mit Hülfe einiger Nachbarn zu erbrechen, da man weder auf sein Läuten noch Rufen öffnete und ihm ein Unglück ahnte.

Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Gleich beim Eintritte fand man die Magd mit einer Axt erschlagen; man eilte in die Zimmer und hier sah man die Leichname der Nichte und der alten Frau schrecklich verstümmelt todt am Boden liegen. Die Letztere aus dem Bette gerissen und in die blutigen Leintücher gewickelt.

Die Unbefangenheit des Kutschers und seine Versicherungen, sowie auch die Aussage mehrer Bekannten, die ihn auf dem Markte gesehen hatten, waren nicht im Stande, ihn von dem peinlichen Verhör zu befreien.

Hier sagte er aus, daß, als er das Haus verlassen und eben erst zur Thür herausgetreten war, ihn der Schwiegersohn der Witwe anredete, der gleichsam auf ihn gewartet zu haben schien.

Er sagte ihm, daß er Futter für seine Pferde kaufen müsse, und Jener bat ihn, ihm den Hausschlüssel zu geben, da er etwas im Hause zu thun habe, aber nicht durch Läuten seine alte Schwiegermutter, die gewiß noch schliefe, aufwecken möchte.

Der Kutscher, nichts Arges besorgend, nahm keinen Anstand, dem ihm wohlbekannten nächsten Verwandten des Hauses den Schlüssel zu übergeben.

Auf diese Aussage hin wurde der Schwiegersohn sogleich

verhaftet. Es war auffallend, daß nicht das Geringste entwendet worden war, und Dies mehrte den Verdacht gegen den jungen Kaufmann, da er als Universalerbe ja ohnedies Alles bekommen haben würde. Ein anderer Mörder, so wurde angenommen, würde gewiß den Secretair der Witwe erbrochen haben, wo sie ihre Juwelen und Kostbarkeiten, sowie ihre Papiere verwahrte. Der Verdacht wurde nun mit großer Wahrscheinlichkeit auf den jungen Mann hingelenkt, der jedoch nicht aufhörte, seine Unschuld zu betheuern.

Er gestand, daß er von dem Kutscher den Schlüssel gefordert und auch empfangen habe. Er habe die Köchin und die Nichte bereits aufgestanden, die Schwiegermutter aber noch im Bette angetroffen. Er habe eine Spazierfahrt für den Nachmittag verabredet und sein frühes Kommen damit entschuldigt, daß er eine bedeutende Waarenverladung im Packhofe besorgen müsse, die ihn den halben Tag dort beschäftigt hielte und daß er daher den Augenblick benutzt habe, der ihn an dem Hause vorbeiführte. Hierauf verließ er das Haus und hatte keine Ahnung von dem Entsetzlichen, das sich gleich darauf darin zutragen sollte.

Den Schlüssel ließ er der Köchin, da der Kutscher ja bei seiner Nachhausekunft anläuten konnte, indem Alles schon wach im Hause war und keine Rücksicht mehr deshalb genommen werden durfte.

Das Räthselhafte bei der Sache blieb, wie es möglich war, in einer lebhaften Straße zwischen sieben und acht Uhr Morgens, während der Sommermonate, wo sich überall bereits Leben regte, drei Mordthaten zu verüben, ohne daß ein Schrei, ein Nothruf von einer der Personen versucht und von außen gehört worden wäre. Um so mehr, da sie augenscheinlich nicht im Schlaf überfallen und so getödtet wurden, sondern, wie die Lage der Leichname in den ver-

schiedenen Localitäten hinlänglich bewies, wachend von dem Mörder getroffen wurden.

Die Köchin wahrscheinlich beim Oeffnen der Thür, das Mädchen, die bei dem Geräusche herzueilte, und die alte Frau, nicht ohne einigen geleisteten Widerstand, da sie aus dem Bette gewaltsam gerissen zu sein schien.

Man kam daher auf die Vermuthung, der Mord sei bereits in der Nacht verübt worden und der Schwiegersohn sei mit dem Kutscher einverstanden und Beide die Thäter. Die Geschichte mit dem Schlüssel, mit der Einladung zum Spazierenfahren seien leere Erfindungen und wie der Kutscher Morgens auf den Heumarkt gegangen, sei das Verbrechen bereits vollzogen gewesen.

Man untersuchte die Sache mit allem Eifer, die keinen geringen Eindruck auf die Einwohner machte; da sich aber keine neue Inzichten ergaben, vielmehr sich immer deutlicher herauszustellen schien, Niemand wie der junge Kaufmann könne die That in Gemeinschaft mit dem Kutscher verübt haben, so blieben Beide im Gefängniß, um dadurch zum Bekenntniß gebracht zu werden.

Der Kutscher starb bald darauf an einer hitzigen Krankheit. Es ist hiebei zu bemerken, daß er während seiner Fieberphantasien wol von Pferden, Kutschen, Fahren und Umwerfen, nie aber von Mord und Todtschlag sprach. Wahrlich ein Zug, der die aufmerksamen Richter wol auf eine andere Fährte hätte lenken sollen.

Nichtsdestoweniger blieb der junge Kaufmann im strengsten Gewahrsam, und da man nur auf sein Geständniß wartete, um ihn dann vom Leben zum Tode zu befördern, und dies Geständniß mit einer Art von Gewißheit erwartete, so war vorauszusehen, daß er aus seinem Kerker nur durch den Tod befreit werden könnte. Entweder durch den

natürlichen, der allem Erdenleiden ein Ende macht, oder durch den Tod von Henkershand, der unmittelbar seinen Eröffnungen gefolgt sein würde.

Der Abscheu, den die Untersuchung anfänglich gegen den unglücklichen jungen Mann aufgeregt hatte, legte sich nach und nach, besonders nachdem der Kutscher in seinen Delirien nichts geäußert hatte, das Aufklärung hätte geben können.

Ich besuchte den jungen Mann in seinem Gefängnisse, wo er, auf Tod und Leben angeklagt, das Schwert der Gerechtigkeit an einem Haare über seinem Haupte schwebend, traurige Tage verlebte, von seiner Frau und einem hübschen Töchterchen getrennt.

Wie viele Justizmorde sind nicht schon verübt worden? Wie viele, von denen wir wissen, lassen nicht auf eine größere Anzahl schließen, die uns unbekannt geblieben sind? Mit welchem Rechte wird ein Mensch auf einen bloßen Verdacht hin eingesperrt und sein ganzes Leben wie ein Verbrecher behandelt? Er soll gestehen, das verlangt man von ihm, und deshalb wird er von den Seinigen getrennt und in den Kerker geworfen.

Ist die Tortur in den civilisirten Staaten nicht abgeschafft? Und was ist dies wol Anderes? Was berechtigte die Gerichte, diesen schweren Verdacht auf einen Mann zu werfen, der bis dahin einen ehrenvollen Standpunkt in der Gesellschaft eingenommen hatte? Er war ein guter Familienvater, ein thätiger Geschäftsmann, dessen Vermögenszustand blühend war und der noch dereinst eine bedeutende Erbschaft zu erwarten hatte, deren Beschleunigung ihm allem Anscheine nach nicht besonders wünschenswerth sein konnte. Wer ihn seit Jahren kannte, gab ihm das Zeugniß eines wohlgesitteten, moralisch guten Menschen, dessen Charakter

nie die Spur einer Entartung gezeigt, die auf eine so schreckliche That hätte schließen lassen.

Und was konnte nun mit einem Male den guten, im Schutze der Gesetze so sichern Bürger an den Rand des Verderbens führen und ihn jeder Wohlthat der Gesellschaft untheilhaft machen? Ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen, das jede Deutung beliebig zuließ. Und wenn er nun wirklich Alle lebend im Hause verlassen hätte und, bis daß der Kutscher nach Hause kam, irgend Jemand eingedrungen und die Morde verübt, dann aber auch durch das Zurückkommen des Kutschers oder einen andern Umstand verhindert worden wäre, den Secretair zu öffnen und den beabsichtigten Raub zu vollführen?

Man sagt, es ist nicht wahrscheinlich! — Aber was ist es, was ist es nicht? Waren nicht bei allen Verurtheilungen Wahrscheinlichkeitsgründe vorhanden und erstaunte man nicht, wenn ein späterer Zufall die Wahrheit enthüllte, wie weit die Wahrscheinlichkeit von dieser entfernt war und wie unbegreiflich es sei, sich so leicht und plump täuschen zu lassen? Es verführt nichts leichter, als die Lügnerin: Wahrscheinlichkeit, und es ist jedem Richter zu rathen, sich ihr — die sich sogleich frech und unberufen ihm darstellt — nicht anzuvertrauen. Pascal sagte: Kein Mensch kann mit Gewißheit voraussagen, daß er nicht auf dem Schaffote sterben werde. In Revolutionszeiten leicht möglich und schrecklich genug; aber noch schrecklicher, wenn die pure Wahrscheinlichkeit dies zu vollbringen im Stande ist und den ruhigen Schläfer, der von Glück und Zufriedenheit träumt, einem hochnothpeinlichen Halsgericht überliefert, wo schon die Form zu langsamer Marter und Tod wird.

Einst suchte mich ein Freund am späten Abende im Theater auf, den ich lange nicht gesehen hatte.

Er nimmt mich geheimnißvoll bei Seite: „Ich bin auf der Flucht, spricht er, keines schlechten Streichs wegen, aber wegen unangenehmer Familienverhältnisse, denen ich nur auf diese Weise entgehen kann. Ich muß Dir Alles sagen, heute nicht, denn ich habe Briefe zu schreiben, aber morgen früh. Ich mag mich in Deinem Hause nicht sehen lassen, darum komm' zu mir, ich wohne im Gasthofe zum Lorberzweig. Um 6 Uhr früh erwarte ich Dich, denn um 7 muß ich weiter reisen." Hiemit ließ er mich stehen.

Nicht Neugierde allein, sondern die wärmste Theilnahme trieben mich an, zur bestimmten Stunde nicht zu fehlen. Ich warf mich auf's Bett und konnte nicht einschlafen. Endlich umfing mich ein leichter Schlummer, aus dem ich jedoch bald wieder erwachte. Es war im Winter und Alles um mich her still und finster. Ich wollte meine Uhr repetiren lassen, aus Besorgniß, verschlafen zu haben. Sie war abgelaufen. Einige Karren rasselten an meinem Hause vorüber, die Straßenlaternen waren dem Erlöschen nahe, der Tag schien zu grauen, ich meinte, daß es wol schon sechs Uhr sein könne. Ich wollte Niemanden wecken, nahm den Hausschlüssel, öffnete leise das Thor und befand mich auf der Straße. Die Stille und Dunkelheit kam mir indeß sogleich sonderbar vor; es mochte doch wol noch früh am Tage sein. Ich biege um eine Ecke und sehe einen Mann im Mantel auf mich zukommen, in dem ich sogleich den Nachtwächter erkenne. „Wie spät ist's?" frage ich ihn. „Ich habe eben drei gerufen," gibt er mir zur Antwort und ich eile nach Hause, um mich wieder ins Bett zu legen. Was mir später mein Freund mittheilte, gehört nicht hieher; wäre aber dieser unscheinbare Zufall nicht hinlänglich gewesen, mich als Mörder zu stempeln? Wie wenn gerade um jene Zeit irgend ein Mord in der Nähe meiner Straße

oder in meinem Hause vorgefallen wäre? Wie geschäftig hätte da die Wahrscheinlichkeit für mich gezeugt? Was hatte ich bei so früher Tageszeit außer dem Hause im Winter zu thun? Warum die ängstliche Frage an den Nachtwächter: wie viel Uhr es sei? Hätte nicht ein frühwacher Hausgenosse mich leise die Thür öffnen und aus dem Hause hinausschleichen hören können? Und dann mein schnelles Nachhausekommen, um mich wieder ins Bett zu legen, als ob nichts geschehen sei? Und in der That war nichts geschehen, aber die Wahrscheinlichkeit! Wie unglückselig hätte sie mich machen können. Sollte man nicht die triftigste Vorsorge ergreifen, sich ihr zu entziehen? Aber wo sollte das anfangen, wo wol aufhören?

Wer hätte, wenn während der Gefangenschaft des jungen vermeintlichen Mörders der wirkliche Thäter gefunden worden wäre, Jenem Ersatz geben können für den fürchterlichen Angriff auf seine Ehre, für die Beeinträchtigung seiner Freiheit, für den Diebstahl an seinem Leben, für die Todesangst endlich, für die schlaflosen Nächte, für das namenlose Elend, das durch die peinliche Anklage über alle seine Angehörigen ausgegossen wurde? Es ist entsetzlich daran zu denken! Es würde für menschliche Richter fast eben so schrecklich gewesen sein, glaube ich.

Aber dahin kam es nicht. Der Gram zehrte langsam an dem Herzen des jungen Mannes, seine Kräfte schwanden dahin und er unterlag schon nach wenigen Jahren. „Er hat das Geheimniß mit sich in die andere Welt genommen," wurde hie und da geäußert. Ich aber widerspreche, denn er wußte wahrscheinlich von dem Geheimnisse eben so wenig, als Die, so zu Gerichte über ihn saßen. Seine Ruhe blieb fest und unerschüttert bis zu seinem Ende, das eine Schwindsucht sanft herbeiführte. Er starb im Be-

wußtsein seiner Unschuld wie ein Märtyrer, dem sanfte Taubenflügel mitten in Flammen Kühlung zufächeln.

Ich wollte um keinen Preis Criminalrichter sein!

Dieser Fall ruft mir einen andern ins Gedächtniß, der sich vor vielen Jahren in meiner Nähe zutrug, als ich mich wegen Handelsverbindungen in einer großen Stadt des Nordens befand. Im nächsten Kapitel will ich die Geschichte meinen freundlichen Lesern zum Besten geben. Ich werde das Factum trocken erzählen, wie es meine Art ist; ein Novellist könnte daraus eine interessante Geschichte machen; aber das Ausmalen verstehe ich einmal nicht und unterlasse es daher wohlweislich.

Achtes Kapitel.

Das Ungefähr und das Gewissen.

Ein junger Mensch, den wir Morton nennen wollen, ein Name, der mit jenem, den er in der Wirklichkeit trug, auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit hatte, hielt sich in Geschäften eines bedeutenden Handelshauses in einer großen Stadt auf, die auch ich zu jener Zeit besuchte.

Er war von sehr angenehmem Aeußern und von einer Bildung, die weit über seinen Stand hinausragte, denn wenn auch dem Kaufmanne von Bedeutung vielerlei Kenntnisse durchaus nicht fehlen dürfen, so wird man eingestehen müssen, daß eine gründliche Bekanntschaft mit der modernen Literatur, die Ausübung der schönen Künste, Malerei und

Musik, schon Luxusgegenstände sind, deren er sehr gut entbehren kann, ja die seinem Glücke eher hinderlich, als förderlich sind. Diese persönlichen Eigenschaften des jungen Reisenden gesellten sich auf die vortheilhafteste Weise zu dem Ansehen, das ihm das Haus, für welches er reiste, verlieh und zu der Wichtigkeit und Ausdehnung seiner Geschäfte. Hiezu kam noch ein ungemessener Aufwand, der auf eigene bedeutende Vermögenszustände schließen ließ. Es konnte nicht fehlen, daß Morton in den ersten Cirkeln Zutritt fand und von Vätern und Müttern mit sehr speculativen Mienen betrachtet wurde. Auch die Jungfrauen warfen sehnsüchtige Blicke nach ihm, und so geschah es, daß das Herz des jungen liebenswürdigen Mannes von einer derselben mächtig ergriffen wurde.

Es bedurfte eines Wortes von seiner Seite und Alles kam ihm entgegen. Bald verbreitete sich das Gerücht, er werde sich mit dem schönsten und reichsten Mädchen der Stadt vermählen, und nicht ohne Neid sahen die andern jungen Heirathscandidaten der Stadt ihn den Sieg davontragen. Daß Neid üble Nachrede gebiert, ist etwas Bekanntes, und so fehlten auch hier nicht Verläumdungen und Anschwärzungen, die Morton's Ruf angreifen sollten, obgleich früher nicht das Geringste von dieser Art ins Publikum gekommen war. Man sprach davon, daß Morton ein Abenteurer sei, von dessen Herkunft man nichts wisse, und daß er den Aufwand zum Theil auf Befehl seines Hauses mache, welches stets von seinen Reisenden dies verlange, um seinem Rufe gemäß auf fremden Börsenplätzen zu erscheinen; Morton sei jedoch darin zu weit gegangen und habe seine Limite bedeutend überschritten. Zugleich hieß es, das Haus Morton's sei eben durch die Prachtliebe der Prinzipale, wie durch die dadurch veranlaßte Verschwendung der Reisenden

und durch verunglückte Speculationen dem Falle nahe. Der Bruch könne nicht ausbleiben und die Verheirathung Morton's sei ein Anker in dieser Noth. Er sollte dann als Compagnon in das Geschäft treten und durch den Credit seines Schwiegervaters das alte Haus stützen.

Wenn gleich diesen Verbreitungen nicht allgemein Glauben geschenkt wurde, und wenn besonders glückliche Eltern, die ihr Kind gut versorgt zu haben glauben, zu den Leichtgläubigen gehören, so machten doch die steten und grellern Wiederholungen des Mitgetheilten hie und da aufmerksam, und man suchte über den wahren Stand der Sache Erkundigung einzuziehen.

Auffallend war es indeß, daß Morton um eben diese Zeit nicht mehr so heiter und unbefangen war wie sonst. Ich selbst überzeugte mich davon, der ich ihn oft im Hause der Braut zu beobachten Gelegenheit hatte. An der Stelle der Heiterkeit war eine grelle Lustigkeit getreten, die zu gemacht erschien, um einen erfreulichen Eindruck hervorbringen zu können. Die gewohnte glänzende Art zu leben wurde indeß beibehalten und nichts deutete auf Einschränkungen hin, welche die Lage der Dinge doch in jedem Falle bedingt haben würde.

In dem Hause der künftigen Schwiegereltern Morton's hielt sich sein Credit noch unangefochten und man setzte fest, die Hochzeit nicht lange mehr hinauszuschieben, um selbst dadurch den Verleumdungen, wie man glaubte, einen Damm entgegenzusetzen. Noch acht Tage waren bis zu dem ersehnten Ziele, als ein eben so seltsamer als schaudererregender Vorfall sich zutrug, der dem Schicksale des jungen Menschen plötzlich eine andere Richtung gab.

In einem Gasthofe, welcher der Wohnung Morton's gegenüberlag, logirte ein alter, unmäßig reicher Armenier,

der alljährlich die Messe des Ortes zu besuchen pflegte. Er machte Geschäfte in Pelzwerk, Bernstein und ähnlichen Gegenständen und war seiner seltsamen Tracht, wie seines schönen weißen Bartes wegen, er war ein Greis in den Siebzigen, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und seit vielen Jahren in der Stadt von Jedermann gekannt.

Eines Morgens findet man den guten Armenier auf seinem Bette liegend ermordet. Er war vollständig gekleidet, in der Hand hielt er einen zur Hälfte geschälten Apfel, in der Wunde steckte ein sogenanntes Obstmesser und es litt keinen Zweifel, daß er, soeben damit beschäftigt, den Apfel zu schälen, mit demselben Messer, das ihm dabei dienen sollte, ermordet worden war.

Man durchforschte sogleich den Gasthof; die Fremden, die sich gerade zufällig dort aufhielten, wurden dem strengsten Verhöre unterworfen. Einige wurden verhaftet, aber nichts wollte Licht in diese Sache bringen und Alle wußten so klar ihre Unschuld zu beweisen, daß die Behörde sofort ihre Freilassung verordnen mußte.

In derselben Nacht, als der Armenier allem Anschein nach ermordet wurde, war Morton mit Extrapost eiligst abgereist, allein nach wenigen Tagen wieder zurückgekehrt.

Diese Abreise nun ließ die Vermuthung aufkeimen, er könne mit diesem Ereigniß in einiger Verbindung stehen, und wie es bei den Criminalisten heißt: „lieber zehn Unschuldige gehängt, als einen Schuldigen entwischen lassen," so wurde Morton ohne Weiteres verhaftet und ins Verhör gezogen. Man bemächtigte sich seiner Papiere und fand darin zu allererst genügende Aufschlüsse über den Zustand seines Hauses.

Man hatte ihm geschrieben, nur noch einige Wochen hindurch den gewohnten Aufwand zu unterhalten und seine

Verbindung mit der reichen Erbin zu beschleunigen, damit es nicht früher bekannt würde, daß das Haus fallen müsse. Durch diese Maßregel hoffte man nicht ohne Grund, die öffentliche Schande von der Firma abzuwenden.

Morton hatte hierauf geschrieben, daß, wenn man ihm nicht mit einer namhaften Summe zu Hülfe käme, er nicht mehr im Stande sein würde, sich über dem Wasser zu halten, sein Credit sei erschöpft und er wisse sich nicht zu helfen.

Auf diese dringende Mahnung war noch keine Antwort eingelaufen.

Allerdings war dieser Zustand nicht günstig für des jungen Mannes Lage. Das Verhör wurde mit großem Eifer geführt und der vorsitzende Richter war als einer der bedeutendsten und zugleich schlauesten Criminalisten bekannt, der aus den verworrensten Labyrinthen den Faden zu finden wußte. Man kann denken, wie man den allgemein für unschuldig Gehaltenen beklagte.

Am schwersten war seine Abreise in jener Nacht zu rechtfertigen, die eben den ersten Verdacht gegen ihn angeregt hatte.

Er erklärte, daß er im Sinne gehabt habe, sich nach Hamburg zu begeben, um Europa zu verlassen, da er doch nur Schande vor Augen gesehen und seinen liebsten Wünschen hätte entsagen müssen; dann aber habe er sich wieder eines Besseren besonnen und sei umgekehrt. Er wollte seiner Geliebten Alles gestehen und hoffte von ihrer Liebe zu ihm Verzeihung für eine Täuschung, zu welcher er sich eigentlich nur im Interesse Anderer hergeliehen, an die ihn Dankbarkeit knüpfte. So glaubte er an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen und sich von seinen frühern Verhältnissen lossagend, für eigene Rechnung ein solides Haus zu begründen.

Da sich durchaus keine Beweise ergaben und die nun offen daliegende Geldverlegenheit des jungen Mannes nicht im Stande war, ihn mit Gewißheit als den Mörder des Armeniers zu betrachten, so wurde er freigegeben. Alle Aussagen, so wie sein früherer Lebenswandel stimmten darin überein, seine Unschuld zu bezeugen. Er war nie in dem Gasthofe des Armeniers, noch in dessen Gesellschaft gesehen worden, und da seltsamer Weise bei diesem auch nichts entwendet worden war, obgleich Kostbarkeiten genug herumlagen, so erschien es nicht einleuchtend, als wenn der Mord aus Eigennutz vollführt worden wäre; vielmehr fing man an, einen Selbstmord zu glauben und ergab sich ruhig darein, das dunkle Räthsel von der Zukunft einst gelöst zu sehen. Wenigstens war man froh in dieser Sache, keinen Unglücklichen auf den bloßen Verdacht hin verurtheilt zu sehen.

Es war jedoch unerklärlich, daß Morton nach diesem Ereignisse die Stadt nicht verließ. Er war wie an der Stelle gebannt und man konnte es nur seiner Liebe zuschreiben und der noch nicht aufgegebenen Hoffnung, einst das Mädchen seines Herzens doch noch zu erhalten. Wenigstens erklärten sich viele Leute sein Verweilen auf diese Weise. Andere sahen darin einen neuen Beweis seiner Unschuld. Im andern Falle hätte er gewiß so bald als möglich eine Stadt verlassen, wo jeden Augenblick eine neue Untersuchung über ihn hereinbrechen konnte. Aber dieses Sicherheitsgefühl konnte nur das reinste Bewußtsein einflößen.

Von dem alten Criminalrichter, welcher das Verhör geleitet hatte, gingen indeß ganz seltsame Gerüchte. Es hieß, er ließe Morton auf allen Wegen belauschen und habe in vertrauten Cirkeln gesagt, nach seiner langjährigen Erfahrung und Einsicht von dergleichen Dingen sei dieser und

kein Anderer der Mörder des Armeniers. Man ließ dem alten, wunderlichen Mann seine Meinung und Viele im Publikum, namentlich die schönere Hälfte desselben, waren gar nicht abgeneigt, den Abscheu, der den wirklichen Mörder, falls man ihn entdeckt hätte, getroffen haben würde, einstweilen auf den alten, häßlichen Richter zu übertragen.

Einigermaßen söhnte man sich erst wieder mit dem Manne aus, als nach länger als Jahresfrist er Morton in sein Haus zu ziehen suchte. Er gestand offen seinen nähern Freunden, daß er sich in dem unglücklichen, jungen Manne geirrt und ihm ein großes Unrecht abzubitten habe. Diese Veränderung rief in allen gesellschaftlichen Cirkeln, die Morton früher besucht hatte, die freundlichste Stimmung für denselben wieder hervor.

Man beeiferte sich von allen Seiten, ihm mit Aufmerksamkeit entgegenzukommen, und selbst seine Braut, die für immer dem Ehestande entsagt hatte und langsam verblühte, schien wieder aufzuleben und an glückliche Tage einer nicht mehr fernen Zukunft zu glauben.

Das Bestreben, ein so schreiendes Unrecht, das die Gesellschaft an dem Unschuldigen begangen hatte, auf jede Weise wieder gut zu machen, war eben so natürlich als gerecht und das Verbleiben Morton's an dem Orte seiner Schmach erhielt nun selbst in den Augen der Hellblickendsten die richtigste und vollkommen gut geheißene Auslegung: er hatte einen vollständigen Triumph erleben wollen und besaß Resignation genug, im Gefühle seiner Unschuld sich allen Angriffen auf seine Ehre muthig auszusetzen, seiner Sache gewiß, daß seine Wiedereinsetzung in alle Würden eines Ehrenmannes nicht ausbleiben könne.

Der Gegenstand aller dieser Vermuthungen und Voraussetzungen, aller dieser Schähungen, Verfolgungen und

Vertheidigungen wurde jedoch nicht im Geringsten von dieser Meinungsveränderung ergriffen. Er sah bleich und gedrückt aus und sein Arzt sprach davon, daß die erlittenen Kränkungen sein Gemüth so erschüttert hätten, daß Heiterkeit nie mehr darin zurückkehren könne und seine Gesundheit für immer untergraben sei. Einem Andern würde er eine Reise vor Allem angerathen haben, aber die Mittellosigkeit des Patienten ließ diesen Heilungsversuch unmöglich erscheinen. Morton selbst war der Meinung, daß für ihn kein Lebensglück mehr zu erwarten sei und daß der Tod wol bald seinen Leiden ein Ende machen würde. Die Annäherung des Criminalrichters ließ er geschehen, er folgte seinen Einladungen und das stille Haus des alten, ernsten Mannes, das so wenig Zerstreuungen zu bieten im Stande war, schien ihm für seine Stimmung am passendsten.

Der Criminalrath sollte seinen achtundsechzigsten Geburtstag in wenig Tagen feiern und äußerte eines Abends, daß er ihn im Kreise weniger vertrauter Freunde zubringen wolle. Er erzeigte Morton die Ehre, ihn hiezu einzuladen. Er habe um sein Pensionirung nachgesucht und zweifle nicht, daß der gerechte Fürst sie ihm ertheilen würde, da er lange genug sein so schwieriges und anstrengendes Amt zum Nutzen des Staates und zum Besten der Gesellschaft verwaltet habe.

Der Abend des Tages erschien, die Pensionirung war eingetroffen und ein fröhliches Mahl sollte die geladenen Gäste versammeln. Der alte Richter wollte sich auf sein Landgut zurückziehen und dort seine Memoiren zum Drucke vorbereiten, die nach seinem Tode herausgegeben werden sollten.

Morton war seiner Gewohnheit nach spazieren gegangen. Es war im Spätherbste und rauhes, stürmisches Wetter; die Nacht war bereits angebrochen, als er sich dem Hause

des Richters näherte und die Klingel zog. Es fiel ihm auf, die ganze Fensterreihe finster zu sehen und Nichts zu bemerken, das ein solennes Gastmahl, wie es in der Stadt üblich, verkündete.

In einem kleinen Hinterzimmer des Erdgeschosses war eine Tafel zu fünf Personen gedeckt. Dorthin wurde Morton gewiesen.

Als er eintrat, fand er daselbst den Wirth des Hauses, den Kaufmann, der vor dem unseligen Ereignisse ihm seine Tochter zur Frau geben wollte, den Wirth des Lorberkranzes, wo der Mord des Armeniens sich zugetragen, und den Beamten, der bei seinem Verhör das Protokoll geführt hatte. Diese sonderbare Gesellschaft machte sogleich den unangenehmsten Eindruck auf ihn und verwirrte ihn sichtlich. Der alte Richter kam ihm höflich entgegen und machte ihm Vorwürfe über sein langes Ausbleiben. Die Andern zeigten ein gemessenes, peinlich gezwungenes Wesen. Man setzte sich zu Tische und aß die Suppe, ohne viel zu sprechen. Morton ließ nur selten seine Augen auf die Andern fallen, diese hingegen fixirten ihn scharf und bemerkten seine Blässe und augenscheinliche Verwirrung.

Die Suppe war verzehrt und eine Fleischspeise wurde herumgereicht. Morton, dem sie zuerst präsentirt wurde, hatte kein Messer. Der Alte schien über den Bedienten erzürnt, aber nun bemerkte man erst, daß kein dienstbarer Geist zugegen war und daß die Gäste sich allein im Zimmer befanden. Morton erklärte, keinen Appetit zu haben und daß er von der Speise nicht essen wolle.

„O nicht doch, es schmeckt Ihnen gewiß," sagte ernst der Richter, und indem er aus einer Schublade des Tisches das Fehlende zog und es dem jungen, auf's Aeußerste ge-

spannten Manne überreichte, fügte er hinzu: „Hier ist ein Messer!"

Morton griff darnach, aber sogleich zog er die Hand zurück und starrte mit einem wahnsinnig verzerrten Gesichte den ihm gegenübersitzenden Richter an.

„So nehmen Sie," wiederholte Jener, „ein Zufall, daß ich dieses bei der Hand habe — Sie kennen es ja." — Und immer streckte er dem Gepeinigten ein kleines silbernes Messer entgegen. Morton konnte sich nicht länger mehr halten, er wurde bleicher, verwirrter, die Augen starr auf das Messer gerichtet, erhob er sich von seinem Stuhle.

Auch der Alte erhob sich und ihm nahe auf den Leib tretend, das Messer ihm dicht unter die Augen haltend, rief er mit fürchterlicher Stimme:

„Macht das Messer diesen Eindruck auf Dich? Nicht wahr — das Blut des Armeniers klebt daran — Du bist der Mörder, Canaille!"

Morton stürzte leblos zu Boden. — Als er erwachte, war er im Gefängniß, aufs neue des Mordes auf den Tod angeklagt. Während der ganzen Zeit seiner ersten Freisprechung hatte der alte Criminalrichter seinen Fang nicht aus den Augen verloren und ihn von seinen Spionen umgeben lassen. Nach seiner innersten Ueberzeugung hatte Morton und kein Anderer den Mord verübt. Man folgte dem unglücklichen jungen Manne auf seinen einsamen Spaziergängen; man belauschte seine Selbstgespräche, die sich oft halblaut und verworen aus seiner Brust rangen. Er war schwermüthig im höchsten Grade und kein Zweifel konnte darüber bleiben, daß ein tiefer Gram an seinem Leben zehrte. Jedem Andern war dieser Gram aus andern Ursachen erklärlich. War nicht das Lebensglück des Menschen für immer zerstört, war er nicht von der Höhe des Glücks in das tiefste

Elend hinabgestürzt? Der Criminalrichter fand aber in diesen Aeußerungen nur frische Nahrung für seinen Verdacht.

Endlich gab ihm eine Meldung eines seiner tüchtigsten Spürhunde die längst ersehnte Gewißheit.

Morton war an einem trüben Tage in den Wald gelaufen. Alles zeigte an ihm die größte innere Aufregung. Er war zum Flusse gelaufen, hatte hinabgesehen, laut aufgeseufzt und war dann weiter gegangen. Es schien ihm der Muth zu fehlen, sich selbst das Leben zu nehmen. Immer tiefer verlor er sich jetzt in das Dickicht, weit ab von jeder gebahnten Straße. Kein menschliches Wesen war in seiner Nähe, so wähnte er, aber der Verräther lauschte, in der Person eines Polizeispions, der sich an seine Fersen gefesselt hatte.

Unartikulirte Töne ausstoßend war er bis zu einem alten Baume gelangt. Der Baum war hohl; Morton stürzte sich darauf hin und rief mit dumpfer Stimme in die Höhlung die Worte: „ich bin ein Mörder!" dann, als fühlte sich seine Brust dadurch erleichtert, seufzte er tief auf und fing laut an zu weinen. Er fühlte die Nothwendigkeit, seine Schuld zu gestehen, die ihm das Herz abpreßte. Auf diese Meldung hin nahm sich der alte Richter vor, einen energischen Schritt zu wagen, um das Geständniß herbeizuführen. Ich habe erzählt, wie er es unternommen und wie es ihm gelungen war.

Morton leugnete nun nicht mehr. Folgendes sagte er aus:

Sein Haus hatte ihm geschrieben, nur noch wenige Tage die Krise zu verheimlichen, in welcher er sich befand, und ihm selbst mußte Alles daran liegen, vorerst seine Verheirathung zu bewerkstelligen. Er war entblößt von allem Gelde und hatte bedeutende Zahlungen zu leisten. Er wußte

nicht, wie er, ohne sich ein Dementi zu geben, seiner Verlegenheit abhelfen sollte. In Sorgen vertieft stand er am Fenster seiner Wohnung. Drüben im ersten Stockwerke des Lorberzweiges sah er den alten Armenier sein Mahl vollenden. Es war ein guter, wohlwollender Mann, dem stets bedeutende Kapitalien zu Gebote standen, das wußte er. Wie, wenn er ihm seine Verlegenheit mittheilte, ohne ihm die wahre Lage der Sache mitzutheilen? Er kämpfte mit sich selbst; der Armenier zeigte sich, die Zähne stochernd, im Fenster; er grüßte freundlich; Morton nahm dies für einen Wink des Himmels, doch konnte er sich kein Herz fassen. Er wollte am andern Morgen sein Anliegen vorbringen; das erschien ihm schicklicher. O wäre er dieser Eingebung seines Schutzgeistes gefolgt!

Der Armenier zog sich noch einmal freundlich nickend vom Fenster zurück; Morton schritt stark in seinem Zimmer auf und ab; er konnte keinen Entschluß fassen. Endlich dachte er: Nur Feigheit und falsche Scham heißt dich dein Vorhaben bis morgen verschieben; morgen wirst du eben so unentschlossen sein als heute, und deine Lage ist so, daß die Sache sich nicht länger aufschieben läßt. Also vorwärts! Der Augenblick ist günstig; der Armenier ist dir gewogen und nimmt dich und dein Anliegen gewiß gütig auf."

Mit wankendem Schritte ging er über die Straße; es war der verhängnißvollste Gang seines Lebens. Niemand bemerkte ihn im Gasthofe; er klopfte leise an die Thür des Armeniers, Niemand rief herein; die Thür war angelegt, er öffnete und stand nun im Zimmer.

Alles still und halb dunkel; die Vorhänge waren zugezogen; auf dem Bette saß die dicke Gestalt des Armeniers, zurückgelehnt, voll vom eben genossenen Mahle, in der einen Hand den Apfel, den er sich wahrscheinlich eben zum Desserte

hatte schälen wollen, und in der andern Hand das Messer. Darüber war er eingeschlafen.

Morton blieb betroffen über den Anblick eine Weile an der Thür wie festgebannt stehen und wagte keinen Schritt vorwärts in dem Zimmer zu machen. Seine Blicke schweiften darin umher; am Fenster oben stand ein geöffnetes Pult, in welchem er Goldmünzen in langen Reihen aufgestapelt sah. Der Gedanke kam ihm wie ein Blitz, sich dieses Goldes zu bemächtigen. Niemand hatte ihn eintreten gesehen; diese That mußte stets verschwiegen bleiben; Jemand, der auf ihn ausgesagt hätte, würde sich selbst des Diebstahls verdächtig gemacht haben.

Er schritt auf das Pult los, er streckte die Hand aus, da rührte sich zu seinem Unglücke der Armenier; noch ein Moment und er schlägt die Augen auf und Morton sieht sich beschimpft auf ewig. Er blickt nach dem Greise hin, der wieder zu schlafen scheint. Allein Morton traut diesem Scheine nicht, er will gewiß sein. Auf den Zehen schleicht er hin und beugt sich über den Alten. Dieser aber wachte wirklich, er hatte bereits gemerkt, daß man ihn bestehlen wolle, und stellte sich schlafend, um den Dieb desto sicherer nach verübter That zu fangen. Jetzt — als sich Morton über ihn beugte — raffte sich der Greis auf, um ihn zu packen, aber der ihm an Kräften überlegene Jüngling warf ihn zurück und, da jener Lärm machen wollte, drückte er ihm ein Polster auf den Kopf und das Messer, das er gegen ihn kehrte, entwand er ihm schnell und stieß es dem Greise ins Herz. Mehr die Erstickung als die Wunde führte einen augenblicklichen Tod herbei.

In demselben Momente aber hörte man draußen gehen und sprechen; Morton überfiel eine gräßliche Angst und

ohne des eigentlichen Antriebs zur That zu gedenken, floh er davon und ließ das Gold unberührt.

Mit Entsetzen durchrannte er die Straßen; es war ihm nicht möglich, in seinem Zimmer zu bleiben, überall sah er den Armenier, den weißen, langen Bart blutig gefärbt. Er bestellte Postpferde und reiste noch in derselben Nacht fort. Aber wohin sollte er? und was beginnen? Es ließ ihm keine Ruhe, er mußte erfahren, welche Folge seine ruchlose That haben würde. So kam er zurück.

Der Gedanke, auf dem Schaffot zu sterben, war ihm zu entsetzlich; deshalb gestand er nichts. Sein Advokat sagte ihm, daß er wegen Mangel an Beweisen freigesprochen werden müsse. Auch waren ja die meisten Leute, selbst seine Richter, bis auf den Alten, von seiner Unschuld auf das vollkommenste überzeugt.

Was er während des Prozesses gelitten, war nichts im Vergleich mit Dem, was er nach seiner Freisprechung litt. Das Leben war ihm zur Last und doch war er nicht im Stande, es sich zu nehmen. So schrecklich ihm der Gedanke war, gerichtet zu werden, so fühlte er, daß dies allein ihn ganz zu entsühnen im Stande sein würde. Er lief in die tiefsten Wälder und vertraute den geheimnißvollen Schauern, die hier nächtlich wohnten, das Geheimniß, welches sein Gewissen belastete. In die hohlen Bäume rief er das Geständniß seiner Freventhat. Dies führte endlich die Entscheidung herbei.

Sein Urtheil ließ sich nicht lange erwarten; er wurde zum Schwerte verurtheilt. Seine letzten Tage waren voll Buße und Reue. Die meisten Einwohner der Stadt zollten ihm Mitleid und Jeder dachte nicht ohne innern Schauer, wie leicht eine schreckliche Verkettung von Umständen den Menschen in den Abgrund zu stürzen im Stande ist.

Das Mädchen, das einst Morton's Frau werden sollte und ihn immer noch liebte, verließ den Ort und starb bald darauf am Nervenschlage.

Neuntes Kapitel.

Der Sohn.

Eines Morgens überraschte mich der Landgeistliche, bei dem ich meinen Sohn erziehen ließ, und fragte um die Erlaubniß an, mir denselben vorstellen zu dürfen. Ich war überrascht, und ohne in jenem Augenblicke an meine Vorsätze und die Folgen zu denken, gab ich meine Einwilligung, ihn zu sehen. Es dauerte nicht lange und er stand vor mir, denn sein würdiger Erzieher hatte ihn draußen vor der Thür warten lassen.

Das also war mein Sohn! Ein hübscher Junge, aus dessen Auge Geist und eine offene Ehrlichkeit zu leuchten schien. Er war schlank gewachsen, gleich seiner Mutter, größer als ich; seine Gesichtszüge waren nicht unangenehm und bis auf die Nase, in der sich bei mir der altorientalische Typus nicht verleugnete, mir ziemlich ähnlich. Seine kastanienbraunen Haare hatte er glatt an die Seite gestrichen, sodaß man seine hohe, blendendweiße Stirne sah. Ich darf nicht leugnen, daß ich eine innige Freude bei seinem Anblicke nicht unterdrücken konnte. Ich richtete einige Fragen an ihn, die er mit richtigem, klarem Geiste beantwortete. Ich blickte dankend auf den Lehrer, der mir leise ein günstiges Zeugniß über die Fähigkeiten des Jüng-

lings ablegte und dann laut hinzufügte, daß es ihm scheine, als wenn er meinem früher gehegten Wunsche: sich dem Handel zu widmen, entsprechen würde.

„Bei Leibe, keinen Zwang!" fiel ich ihm ins Wort, aber mein Sohn bestätigte die Aussage des Lehrers mit einem schüchternen Lächeln.

Ich erkundigte mich nun nach seinen gemachten Studien und überzeugte mich, daß er Englisch und Französisch wußte und auch Kenntnisse von der Buchführung und anderen, dem Kaufmanne nützlichen Dingen bereits erlangt hatte.

„Nun wohl!" sprach ich, „das kommt eben ganz erwünscht. Ein französischer Handelsfreund, von dessen Solidität ich hinlänglich überzeugt bin, bittet mich, ihm einen deutschen Commis zu verschaffen, dem er einen Theil seiner Geschäfte mit unserm Lande zu übertragen gedenkt; hättest Du Lust, nach Frankreich zu gehen, so würde ich Dir in der That nichts Besseres anrathen. Hast Du ein paar Jahre dort conditionirt, so soll es Dir an Mitteln nicht ehlen, Paris und London zu sehen, und kehrst Du dann ins Vaterland zurück, so etablire ich Dich hier am Orte, oder wo Du sonst es für Dich am vortheilhaftesten hältst."

Der Junge sprang ganz erfreut auf mich zu und wollte meine Hand an seine Lippen drücken, ich litt dies aber nicht und küßte ihm die frischen, schwellenden Lippen. Ich war ganz selig, wie ich den Sohn in den Armen hielt. Hierauf dankte er in hübschen Worten seinem Lehrer, in denen sich Achtung und Freimuth auf eine Weise aussprachen, daß mir die Thränen in die Augen traten.

Es ist wol ein Glück, einen wohlgerathenen Sohn zu haben, dachte ich bei mir selbst, und war gewiß, an diesem, gleich gesund an Körper und Seele, Freude zu erleben. Ich lud den würdigen Geistlichen zum Mittage ein und es ver-

steht sich von selbst, daß der Sohn von dem Tische seines Vaters nicht ausgeschlossen blieb.

Bis auf etwas Linkisches im Benehmen, das unmöglich dem auf dem Lande im engen Kreise der Familie des Geistlichen und seiner Mitschüler Erzogenen zur Last gelegt werden konnte und das sich so leicht und bald im Umgange mit der Welt abschleift, war das Benehmen meines Sohnes von der Art, daß es auch meine Gattin auf das vortheilhafteste für sich einnahm. Sie sah mit Wohlgefallen auf ihn während des Essens und richtete manche Frage wohlwollend an ihn, was ich mit großer, inniger Freude bemerkte.

So wie ich mich bewegt fühlte, so mochte in dem jugendlichen Gemüthe meines Sohnes wol noch eine stärkere Bewegung vorgegangen sein. Es war das erste Mal, daß er sich in dem großen, reichen Hause befand, zu dem er in einem eigenen Verhältnisse stand. Er hielt sich nämlich für mein Pflegekind, das mir von einem fernen, armen Verwandten zur Pflege und Erziehung anvertraut worden war, und wußte, daß ich für ihn wie ein wirklicher Vater Sorge trug und dafür auch die Liebe eines echten Sohnes in Anspruch nahm.

Und er zollte sie mir. Dies bezeugten mir nicht nur seine Briefe, die er mir bei verschiedenen Gelegenheiten schrieb, sondern auch die Aeußerungen bei unserm ersten Zusammenkommen und das Gefühl, das ich in Allem wahrnahm, was er that. Sollte denn nicht eine innere Stimme ihm gesagt haben: Der liebt dich wie dein Vater und du mußt ihm die Liebe vergelten? Ich glaube an diesen Zug der Natur, was man auch dagegen einwenden wollte.

Es kam mir in den Sinn, was man gewöhnlich den sogenannten Kindern der Liebe nachgesagt. Sie sollen mehr Geist besitzen und aufgeweckter sein, als die ehelichen. Ich

bin kein Verächter der Ehe, und hätte am wenigsten Ursache es zu sein, da sie mich ein langes Leben hindurch beglückte, aber der Vorzug, den man den bürgerlich verstoßenen, außer der Ehe erzeugten Kindern so willig einräumt, worauf denn wol auch sicher die gemachte Erfahrung hinleitete, machte oft schon Zweifel in mir rege, ob wir ohne die förmliche Ehe nicht ein kräftigeres Menschengeschlecht die Erde bewohnen sähen?

Kann man es in Abrede stellen, daß jetzt so recht eigentlich eine Ehe ausgebeutet werde, wie eine Mine? Daß die Leute Kinder erzeugen, weil sie müssen, und sich mit einem Phlegma dazu anschicken, das die Jahre des Beisammenseins nur vergrößert? Das lange Harren, bis man eine Frau ernähren kann, oder bis sich andere wesentliche Hindernisse bei Seite räumen lassen, bis dieser oder jener von den Verwandten stirbt u. s. w., hat Mann und Frau bereits über die kräftigste Lebensperiode hinweggehoben, wenn sie zum Altare treten und die Erlaubniß erhalten, Kinder zu zeugen. Die erste Jugend ist indeß nicht unbenützt verstrichen; er hat der Liebe gefröhnt, auf sinnliche, oft auf rohe Art, sie hat ihre Phantasie nutzlos erhitzt und ihre Nerven geschwächt; Uebel im Keime oder völlig ausgebildet, sind die unausbleibliche Folge davon gewesen. Schon das Erstgeborene trägt den Stempel der Unvollkommenheit an sich und bringt zukünftige Qualen in seinem kleinen Körper mit sich, um eine kommende ganze Generation eheleiblicher Kinder damit zu ihrem Verderben zu begaben. Wer diesen Worten nicht glaubt, gedenke der Fragen kundiger Aerzte, wenn wir ihnen unsere Leiden klagen: „Litt Ihr Herr Vater vielleicht an Hämorrhoiden, oder an Engbrüstigkeit, oder an was weiß ich? Leugne wer kann die Erblichkeit dieser herrlichen Siebensachen.

Wenn nun aber schon in der Erstgeburt diese Ohnmacht sich ausspricht, wie muß es erst mit den spätern Früchten des Ehebettes bestellt sein? Und in der That, es wird eine traurige Einschachtelung von immer kleinern, dümmern, bleichern, schwächlichern Wesen.

Ein Weib, das nicht mehr daran denken dürfte, Kinder zu gebären, wenn sie nicht verheirathet wäre, von der sich jeder freie Mann voll Widerwillen abwenden würde, trägt noch alljährlich eine faule, wurmstichige Frucht.

Es ist fürchterlich, wenn man einen Blick in manche Kinderstube reicher Leute wirft und dort die Menge scrophulöser, rachidischer Geschöpfe elend herumwatscheln sieht. Man kann sich dabei des Gedankens nicht erwehren, daß hierin der Staat wol auch von Rechtswegen ein Wort mitzusprechen haben sollte.

Darf es nun wol noch erörtert werden, warum die sogenannten natürlichen Kinder, oder Kinder der Liebe vorzüglicher an Geist und Körper sind? Welchen schönen Namen legte man ihnen nicht bei, als man sie ausschließen wollte von den Rechten, die ihren Halbgeschwistern in der Ehe aufbewahrt wurden? Kinder der Natur, in Gegensatz zu den Kindern der Unnatur; Kinder der Liebe im Gegensatz zu den Kindern der kalten Convenienz. Der Jüngling nahet der Jungfrau, er glüht von heißer Liebe, sie achtet nicht auf Satzung, Name, Ruf, die Welt versinkt vor ihren trunkenen Blicken und aus ihrer liebenden Umarmung entsprießt eine Frucht, welche vom Vater als Erbtheil Kraft der Jugend und Feuer der Liebe erhielt und welcher die Mutter einen Theil ihrer Gesundheit, ihres blühenden Lebens mit auf den Weg gibt. Glückliches Geschöpf! Nein — unglückliches Geschöpf! Die Menschen machen dich dazu. Thränen werden aus deinen schönen Augen über deine fri-

schen rothen Wangen rinnen, wenn du zum Bewußtsein gelangst. Sie werden dir die Bahn zur Ehre, zum Glücke verschließen. Sie werden dich verstoßen, um die privilegirten Glückspilze zu begünstigen, die in reichen Wiegen geschaukelt werden, während du auf der Straße betteln mußt.

Aber das glücklichere Naturell, das ihnen angeboren ist, reißt sie empor aus ihrem Elende und entschädigt sie für den Unstern ihrer Geburt. Edel genug, wenn sie sich nicht an der Gesellschaft rächen, sondern ihre glänzenden Eigenschaften dazu anwenden, ihr nützlich zu werden, und sie zwingen, ihren Vortheilen zu entsagen.

Dies ist jedoch nur im Einzelnen möglich; die Vorurtheile sind mit der Gesellschaft so innig zusammengewachsen, daß ihre Entfernung diese nothwendig zerstören müßte.

Haben die leisesten Versuche nicht oft schon den Beweis hiezu geliefert?

Zehntes Kapitel.

Glück und Ende.

In kurzem reiste mein Sohn nach Frankreich von meinen besten Wünschen begleitet. Das Haus, in das er als Lehrling trat, war eines der reichsten in einer französischen Seestadt, zwar nur von geringem Umfange, aber von ausgebreitetem Handel. Der Inhaber des Hauses war ein schon bejahrter Hagestolz, der mit großem Glücke gewirthschaftet hatte und ein ererbtes mäßiges Gut durch einen mehr als dreißigjährigen Umsatz in wohl berechneten Speculationen,

von günstigen Conjuncturen begünstigt, zu einer bedeutenden Geldmacht zu erheben gewußt hatte. Er galt für einen Millionair.

Sowol eine langjährige Verbindung mit diesem Manne, die schon mein Vater unterhalten, als was in der mercantilischen Welt von ihm bekannt war und was ich von Reisenden zum öftern erfahren hatte, stimmte darin überein, mir ihn eben sowol als einen Ehrenmann in jedem Betrachte, wie auch als einen gewandten Kaufmann von großer Einsicht darzustellen, und ich konnte nicht väterlicher handeln, als meinen Sohn gerade dort unterzubringen. Das Haus machte nicht nur bedeutende Banquiergeschäfte, sondern betrieb auch eine große Rhederei, und es soll zu jener Zeit an fünfzig Schiffe auf dem Meere gehabt haben.

So wie ich nun glaubte, für meinen Jungen das Zweckmäßigste ergriffen zu haben, so sollte mir doch der Erfolg die kurze Täuschung recht grell vor Augen führen und ich will, ohne auf den Zusammenhang mit den übrigen Ereignissen zu sehen, ihre chronologische Folge unberücksichtigt lassen und hier das traurige und seltsame Geschick des jungen Menschen fortlaufend mittheilen.

Wie verderblich der Schritt aus der fast klösterlichen Umgebung, in der er bis dahin gelebt, zur Lebendigkeit in dem Hause seines Principals für ihn hätte werden können, daran hatte ich keinen Gedanken. Aus den kindischen Uebungen mit jahrelang angewöhnten jugendlichen Kameraden gerissen, sah er sich jetzt von fremden Sitten umgeben und mit jungen Leuten in Berührung gebracht, die das Leben kannten und ihm eine andere Bedeutung bereits zu geben wußten, als die, worin sich mein Sohn bis jetzt gefallen hatte.

Mein einseitiger Gesichtspunkt war, aus ihm einen tüchtigen Kaufmann zu bilden und ihn dabei mit der heitern,

gewandten Weise des französischen Lebens bekannt zu machen, woraus ich ihm in den Verhältnissen, die ihn einst erwarteten, eine Menge erfreulicher Vorzüge prophezeite. An Anderes dachte ich nicht.

Die Briefe, welche mir mein Sohn schrieb, konnten mich nicht überraschen. Sie enthielten Schilderungen der Herrlichkeit, die ihn umgab, mit warmen, natürlichen Farben. Erfreulicher waren mir die Briefe meines Handelsfreundes, der von der guten Gesittung und vorgeschrittenen Bildung des jungen Menschen vollständig eingenommen war. Er glaubte sein Lob nicht besser ausdrücken zu können, als wenn er mir schrieb: „Ihr Sohn besitzt französischen Geist und Lebhaftigkeit, verbunden mit der alles Lobes werthen deutschen Bonhomie, die ihm angeboren ist. Ich gratulire ihm zu dieser glücklichen Vereinigung und sage ihm ein glänzendes Loos voraus."

Später erfuhr ich nur selten etwas von dem Principale; wie natürlich konnte der Mann, der solch einem Geschäfte vorstand, sich nicht damit befassen, über den Charakter und die progressive Entwickelung eines Handelslehrlings einen fortgesetzten Briefwechsel zu führen. Ich sagte mir das selbst und beruhigte mich dabei vollkommen. Was mir mein Sohn schrieb, und seine Briefe liefen regelmäßig ein, setzte mich in den Stand, über sein Wirken in der neuen Sphäre und die Bedeutung, die er in derselben in kurzer Zeit erlangt hatte, zu urtheilen.

Im dritten Jahre nach seinem Eintritte ins Geschäft machte er mit einem der ersten Commis eine Reise nach London und dieser, dessen Anwesenheit zu Hause nothwendig wurde, ließ ihn mit Instructionen auf dem fremden Platze zurück, um das begonnene Geschäft ins Reine zu bringen. Die Art und Weise, wie sich der junge Mensch aus diesem Handel zog,

und die Vortheile, die er seinem Hause zu erringen wußte, steigerte das Vertrauen bedeutend, das er schon genoß, und veranlaßte selbst seine Collegen, die anfänglich eine Anwandelung von Eifersucht gegen ihn verspürten, seinen Verdiensten nunmehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Bei seiner Zurückkunft aus der Weltstadt schrieb er mir einen langen Brief, aus dem sich neben dem besonnenen, ernsten Geist, dem selbst ein Anstrich von Männlichkeit nicht mehr fehlte, doch auch wieder so viel reine und herzliche Kindlichkeit aussprach, daß ich mich darüber nicht genug freuen konnte. Namentlich beglückte es ihn, seinem theuern Pflegevater, der so viel für ihn gethan hatte, Ehre in der Fremde zu machen, und mit den kleinsten Details schilderte er mir den schönen, freundlichen Empfang im Hause des Lehrherrn und daß dieser ihn außer einer Belobung auch noch mit einer goldenen Uhr und einer Erhöhung des Jahrgehaltes von 300 Franken für seine guten Dienste erfreut habe. Zugleich verbat er sich von mir jeden Zuschuß für die Folge und fügte mit innerm Stolze hinzu: daß er hinfort im Stande sei, selbst für seine Bedürfnisse nach ihrem ganzen Umfange zu sorgen.

Man kann leicht denken, wie sehr ich mich darüber freute, diesen praktischen, selbständigen Sinn bei meinem Sohne zu finden. Es schmerzte mich nunmehr tief, daß er sich noch immer nur für meinen Pflegesohn hielt, und ich ging mit mir selbst zu Rathe, wie ich ihm das Geheimniß seiner Geburt offenbaren sollte. Er führte meinen Namen, denn ich hatte ihn adoptirt, und die Kenntniß seiner Entstehung würde durchaus nichts in seinen bürgerlichen Verhältnissen geändert haben, es war nur die Frage, welchen Eindruck sie auf sein Gemüth hervorbringen und ob die Freude über einen Vater, den er jetzt schon liebte und ehrte, ihm

nicht durch einen herben Beigeschmack vergällt werden würde. Meine Ansichten über die Kinder, außer und in der Ehe erzeugt, durfte ich ihm ja nicht auseinandersetzen.

Ich unterdrückte daher meinen Wunsch und wagte mein Herz von seiner Last nicht zu erleichtern, immer auf eine schickliche Gelegenheit wartend, die sich mir darbieten sollte, aber immer nicht erschien.

So waren wieder ein paar Jahre vergangen, als mich die Nachricht überraschte, daß mein alter französischer Handelsfreund sich bewogen gefühlt habe, meinem Sohne seine Procura zu übertragen. Er deutete in dem bei dieser Gelegenheit der Handelswelt mitgetheilten Circulare darauf hin, daß er sich bei vorgerücktem Alter nicht mehr viel um die Geschäfte bekümmern könne, die jedoch von den geschicktesten Händen geleitet würden und unverändert fortgeführt werden sollten. Dabei unterließ er nicht, meinem Sohne in kurzer, kaufmännischer Weise ein schönes Lob zu ertheilen.

Daß mein Sohn mir bei dieser Gelegenheit einen sehr ausführlichen Brief schrieb, versteht sich wol von selbst. Zum ersten Male beleuchtete er in seiner gewohnten, treuherzigen Weise das Verhältniß, das ihn an das Haus seines Principals knüpfte. Er leugnete nicht, daß ihm dasselbe große Vortheile zu verdanken habe, die seinen colossalen Reichthum noch bedeutend vermehrt hatten. Er schätzte das Vermögen des Hauses ungefähr auf sechs Millionen Franken; der Credit war unbegrenzt. Genau ließen sich die Umstände jedoch in dem Augenblicke nicht angeben, weil die Bücher auf unverzeihliche Weise im Rückstande seien.

Das viele Reisen hatte ihn oft und anhaltend vom Hause entfernt gehalten und mit Schrecken habe er bei seiner Rückkehr einen Blick in die Rechnungen geworfen und sich überzeugt, welche Fahrlässigkeit man sich hierin habe zu Schul-

den kommen lassen. Erst neuerlich hatte sich der Fall ereignet, daß ein Handelsfreund mit 36,000 Franken als Debitor aufgeführt worden war, von dem es sich später erwiesen, daß er ungefähr so viel von dem Hause zu fordern habe.

Wenn nun gleich unter solchen Umständen ein Augiasstall zu reinigen sei, so habe er es doch für seine Pflicht gehalten, dem ehrenvollen Antrage seines Principals zu entsprechen und die Stelle eines uneingeschränkten Disponenten anzunehmen. Er wolle nunmehr neben seinen Unternehmungen nach außen auch vorzüglich seine Blicke auf das Innere lenken und hier Regel und Ordnung wieder herstellen, ohne welche kein Haus bestehen könne, sondern unaufhaltbar seinem Untergange entgegenrennen müsse. Es sei ihm übrigens lieb, daß sich sein alternder Principal gänzlich zurückzuziehen gedenke, da erstlich Wankelmuth bei Unternehmungen, die rasche Entschlüsse forderten, sehr hemmend und oft Schaden bringend sich bemerkbar zu machen anfingen, andererseits sein Charakter, der stets etwas heftig gewesen, nunmehr in so hohem Grade aufbrausend sei, daß im eigentlichen Sinne des Worts kein Mensch es mehr mit ihm auszuhalten vermöge, und daß er selbst, so sehr er auch bei ihm in Gunst stehe, nicht immer im Stande wäre, den heftigsten Ausbrüchen sich zu entziehen. Dies Alles sei nun eben nicht im Stande, ihn auf seinem neuen Standpunkte sehr zu erheben, allein er wolle seinen ganzen Muth zusammennehmen und sich an dem Gedanken stärken, daß er unter allen Umständen seine Pflicht zu erfüllen habe und sie auch mit Strenge zu erfüllen gedenke.

Meine Antwort bemühte sich, ihn in seinen guten Vorsätzen zu bestärken und seinen Muth zu erheben. Reiche Leute sind nie von Launen frei, um so mehr, wenn sie alt

werden. Ausbrüche des Jähzorns sind schnell vorübergehend und der Sonnenschein, der ihnen folgt, regt leicht freudiger an, als das Ungewitter betrüben konnte. Eine Beleidigung von einem als jähzornig anerkannten Menschen thue nicht weh, um wie vielmehr, wenn sie vom väterlich gesinnten Freunde kommt, dessen gute Gesinnungen man hinlänglich kennt. Eine ernstere Berücksichtigung verdiene der Zustand der Handlungsbücher, dieses Fundament des Wohlstandes und des guten Rufes. Ich ermahnte ihn vor allen Dingen, auf diesen Punkt doch ja sein strenges Augenmerk zu richten und nicht abzulassen, als bis von dieser Seite keine noch so entfernte Besorgniß mehr drohe. Vorsicht bei den zu machenden Unternehmungen enthielt ich mich ihm zu empfehlen, da er nun durch so viele Jahre schon Alles in dem Hause leitete, was hierauf Bezug hatte, und seine Erfahrung darin der meinigen bedeutend vorangeeilt sein mußte. Nur ermahnte ich ihn, an die Verantwortlichkeit zu erinnern, welche die Zeichnung der Firma für ihn herbeiführte, und beschwor ihn, sich weder durch Freundschaft noch andere Rücksichten bestechen zu lassen, seinen Namen auf irgend ein Papier zu zeichnen. Hiezu fühlte ich mich berechtigt.

Sein nächster Brief brachte mir seinen Dank und die Nachricht, daß sein Gehalt nunmehr aufgehört habe und er für ein Viertel des Gewinns in dem Geschäfte seines Prinzipals interessirt sei.

Abermals vergingen mehrere Jahre, die mir nur freudige Nachrichten über die Verhältnisse meines Sohnes hinterbrachten. Der Alte hatte sich von allen Geschäften zurückgezogen und lebte auf einem Landhause am Ufer des Meeres; sein Procurent war mit seinem vollen Zutrauen, sowie mit der Leitung des Ganzen beauftragt. Ich hatte beschlossen, meinem Sohn einen Besuch abzustatten, wozu

neben dem Interesse, ihn selbst in seinem großartigen Wirkungskreise zu belauschen, auch noch die freudige Veranlassung seiner Verheirathung mir gegeben wurde. Er stand auf dem Punkte, sich mit der Tochter eines langjährigen Handelsfreundes zu verbinden, und nach allen Beweisen von Fähigkeiten, die mir der durchaus praktische, in der Schule des Lebens herangebildete Mensch gegeben, zweifelte ich keinen Augenblick, daß er auch in der Wahl seiner Gattin mit Umsicht zu Werke gegangen sein und vortheilhaft gewählt haben würde.

Von meinem alten Handelsfreunde, dem Chef des Hauses, konnte ich hierüber keinen Aufschluß erhalten. Er lebte seinem Vergnügen, oder Dem, was er in seiner damaligen Verfassung so zu nennen beliebte. Es hatte sich seiner eine complette Lethargie bemeistert und er hauste auf seinem schöngelegenen Landhause, seine Zeit zwischen Essen, Trinken und Schlafen getheilt. Er war der Außenwelt gänzlich abgestorben und nur sein Jähzorn, zu dem er sich hinreißen ließ und der ihn seiner Umgebung vollkommen unausstehlich machte, brachte in der alten Maschine noch manchmal eine wohlthätige Erschütterung hervor. Dies hatte nun auch meinen Sohn fast gänzlich von ihm entfernt, der nur selten und in den dringendsten Fällen sich mit ihm in Berührung setzte.

Unter diesen Umständen war es auch nicht möglich, von dem Alten eine Antwort zu erhalten, und nachdem ich mehrere Briefe vergebens an ihn geschrieben und man mich von seiner Gemüthsstimmung unterrichtet hatte, unterließ ich jeden weitern Versuch, mit ihm in Verbindung zu bleiben. Ich schickte mich an, die Reise anzutreten. Der Arzt hatte mir ein Seebad verordnet und ich wollte dies in dem Wohnorte meines Sohnes nehmen. Meine Briefe sollten meiner An-

kunft vorauseilen und ihm die freudige Nachricht bringen. Alles war vorbereitet und nichts stand mehr der Ausführung im Wege, als ein Brief meines Sohnes meinen Gedanken eine andere Richtung gab und, obgleich er nichts bestimmt Unangenehmes enthielt, doch nicht verfehlte, eine heftige Unruhe in mir zu erregen.

Die Art der Abfassung war es wol zunächst, was die sonderbare Wirkung auf mich hervorbrachte. Er war mit eiligen Schriftzügen geschrieben und enthielt nicht mehr als fünf Zeilen. Er müsse nothwendigerweise auf's schnellste nach London reisen und wisse nicht, bis wann er zurückkommen würde, dies war der lakonische Inhalt des Schreibens, dem noch ein Postscript angehängt war: ein unangenehmes Geschäft zwinge ihn zu dieser Reise.

Er mußte mein Schreiben schon erhalten haben, das ihn von meiner bevorstehenden Reise benachrichtigte, und dennoch erwähnte er es mit keiner Silbe. Eine Reise nach London, auf unbestimmte Zeit, durch ein verdrießliches Geschäft veranlaßt, in einem Augenblicke, wo man sich verheirathen will, wo man den geliebten, lang entbehrten Vater erwartet, und dies Alles so kurz abgethan, das war genug, um die ernstesten Besorgnisse in mir hervorzurufen. Ich verbarg sie jedoch sorgfältig in meinem Innern und machte selbst meiner Gattin nichts darüber bekannt. Dafür aber studirte ich den Brief; ich untersuchte die Schriftzüge und immer fester stand es bei mir, daß sie in einer großen Aufregung des Gemüths geschrieben worden waren.

Meine Zweifel sollten bald auf die traurigste Weise von der Welt gelöst werden. Das Handelshaus, dessen Geschäften mein Sohn vorstand, hatte seinen Bankerott erklärt. Acht Millionen betrugen die Forderungen und man sprach im ersten Augenblicke davon, daß die Masse nicht mehr als

zwei Millionen liefern würde. Der Disponent des Hauses sei mit großen Summen flüchtig geworden und habe sich und seinen Raub wahrscheinlich nach Amerika in Sicherheit gebracht. Alle Bücher und Papiere seien in größter Unordnung vorgefunden worden und der Bankerott sei in die Kategorie der betrügerischen zu setzen, weshalb man sich denn auch sogleich der Person des alten Chefs des Hauses versichert und ihn in seinem Landhause, wo er sich seit lange schon aufhielt, verhaftet habe.

Man kann denken, welchen Eindruck diese Nachrichten auf mich hervorbrachten, von der Höhe des Glücks mit einem Male dieser Vernichtung zugeschleudert zu werden. Meine Feder ist nicht im Stande, meine Lage zu schildern. Ich konnte nicht daran glauben, daß mein Sohn, nach dem gemeinen Ausdrucke, „sein Schäfchen ins Trockene gebracht haben konnte,“ ich konnte ihn mir nicht als Schurken denken. Obgleich ich ihn seit seiner Kindheit nicht mehr gesehen und gesprochen hatte und obgleich auch nur damals wenige Augenblicke und Das, was mir sein Erzieher über ihn mittheilte, mich mit seinem Charakter und seinen Anlagen bekannt machte, so waren doch seine Briefe, die ich durch so viele Jahre von ihm empfing, wol im Stande, mir ein vollkommenes Bild von seinem ganzen Wesen zu verschaffen. Was sollte ihn auch wol zu dem Schurkenstreiche veranlaßt haben? ihn, in seiner Lage? Viel eher mochte ich an Leichtsinn, Uebereilung, Vergessen seiner Selbst aus Rücksichten für Andere glauben, und das Einzige, was ich ihm übel nahm und was mich doppelt bei diesem Unfall schmerzte, war sein Stillschweigen, sein Mangel an Offenheit gegen mich, den er doch als seinen besten Freund kannte und der ihm vor dem Hereinbrechen der Katastrophe mit manchem treuen Rathe hätte zur Hand gehen können.

Ich war unentschlossen, ob ich nicht selbst an Ort und Stelle mich verfügen sollte; die Summe, um die es sich handelte, war so colossal, daß von Intervention und Bürgschaft, selbst bei meinem bedeutenden Vermögen, nicht die Rede sein konnte. Ich fand es endlich jedenfalls gerathen, abzuwarten, bis der Flüchtling von sich hören ließe, denn daß er es thun würde, darein hatte ich starken Glauben gesetzt.

Diese Erwartung täuschte mich nicht. Ein dicker Brief, aus London datirt, kam an. Er sprach darin umständlich von seinem Unglücke. Ein Bruder seiner Braut hatte sein Vertrauen misbraucht und ihn zu Acceptionen verleitet, ohne ihn dafür zu remboursiren. Die Verlegenheiten, die daraus für ihn erwuchsen, deckte er so lange es anging, ohne seinem Chef etwas davon mitzutheilen. Selbst als die Lage der Dinge für ihn ernster wurde, verschwieg er es noch immer, aus Furcht vor seinem Jähzorn, der in diesem Falle keine Schranken gekannt und ihn sicher beschimpft haben würde. Er hoffte noch immer, sich glücklich aus dem Strudel retten zu können, und die Vorspiegelungen seines zukünftigen Schwagers trugen das Ihrige bei, ihn in dieser Hoffnung zu erhalten. Um das Deficit zu decken, griff er wie ein verzweifelnder Spieler zu den gewagtesten Mitteln; er machte Speculationen, an die er sonst nicht gedacht hätte. Er associirte sich mit einem ziemlich verrufenen Manne, der aus früheren Bankerotten bedeutende Summen für sich bei Seite gebracht hatte und nun fortwährend damit gewagtes Börsenspiel trieb. Dieser Mann hatte nach seinen Grundsätzen auch im schlimmsten Falle nichts zu riskiren. Doch war diese Verbindung stets geheim gehalten worden und er ließ dem verschmitzten Gauner bedeutende Summen als stillschweigender Compagnon zufließen, um die Jener ihn auf listige Weise prellte. So war er immer tiefer gesunken und

seinem Verderben entgegengeeilt, das unausbleiblich ihn traf, als eine bedeutende Summe auf Wechsel fällig wurde und kein Ausweg mehr vorhanden war, sie zu tilgen. Das gewöhnliche Ende vom Liede.

Nicht um sich Schätze zu reserviren, sondern nur um seine persönliche Sicherheit zu retten, habe er sich durch die Flucht der Untersuchung entzogen und nur mit sich genommen, was zu seiner momentanen Existenz durchaus nothwendig war. Er habe allerdings im Sinne, nach Amerika zu gehen und dort auf eine ruhige Weise sein Unterkommen zu suchen; allein er könne sich nicht aus Europa entfernen, bis er nicht erfahren, welche Wendung die Angelegenheit nehme.

Ich hatte ihm noch nicht geantwortet, als mich schon die Nachricht von der traurigsten Wendung ereilte, welche die Angelegenheit genommen. Der Credit, dessen das Haus so lange Zeit genossen hatte, der notorisch bekannte Reichthum und der blühende Zustand seiner Angelegenheiten, von dem Jedermann weit und breit überzeugt zu sein glaubte, hatte selbst unbemittelte Einwohner des Orts veranlaßt, ihre kleinen Ersparnisse dort wie in eine Sparkasse niederzulegen. Da war kein Arbeiter, der für das Haus Aufträge ausführte, der nicht Jahre lang sein Guthaben dort stehen ließ; da waren Handwerker, die darnach geizten, recht viel zu fordern zu haben; die Vorsteherin einer Erziehungsanstalt hatte, schon bejahrt, ihre langjährigen Ersparungen, die sie mit wahren Entbehrungen und großem Fleiße zuwegegebracht und die ihr bei ihrem bevorstehenden gänzlichen Unvermögen, ihr Geschäft fortzusetzen, einigen Trost gewähren konnten, bei dem Hause untergebracht. Waren die Zinsen auch nur klein, so stand das Geld doch desto sicherer; so glaubte ein Jeder und schätzte sich glücklich, einen Canal zu kennen, um zu dem gewünschten Ziele zu gelangen, sein

Geld zu placiren. Anfangs war dies in der That sehr schwer und man durfte es immerhin als eine besondere Gunst betrachten; allein später nahm mein Sohn gern und willig Alles an, was gebracht wurde, aus wohl zu begreifenden Ursachen, und dies ist eine Gewissenlosigkeit, die ich ihm selbst in seinem Unglücke, das mich, den Vater, sehr zur Nachsicht für ihn stimmte, doch nicht verzeihen konnte.

Diese Umstände regten so sehr den Haß gegen den Bankerottirer auf, daß der Pöbel auszog, das Haus zu stürmen und daß — um ernstliche Auftritte zu verhindern — die gewaffnete Macht einschreiten mußte. Das Elend der Armen, die auf solche Weise um den Preis ihres langen, arbeit- und mühevollen Lebens gekommen waren, soll unbeschreiblich, ihre Verwünschungen grauenerregend gewesen sein.

Die Verhaftung des Alten zog bald mehrere nach sich und das Ganze drohte in einen furchtbaren Proceß auszuarten, der wie ein Krebsschaden immer weiter um sich fressen und immer mehr Menschen in seinen Schlund hineinziehen würde. Daß hiebei der Schuldlose mit dem Schuldigen getroffen werden konnte, war vorauszusehen. Die Richter und der Hauptangeklagte tappten im Dunkeln, der Einzige, der Auskunft zu geben vermochte, war fern. Mein unglücklicher Sohn erfuhr Alles durch mich und ich war in gräßlicher Ungewißheit über Das, was er zu thun beschließen würde. Es war wol keine Wahl für ihn. Die Ruhe und Sicherheit, deren er scheinbar genoß, waren wirklich keine für ihn. Sich ganz den Wirren zu entziehen und seine Flucht nach Amerika zu realisiren, dazu war er nicht fähig. Das Einzige war, ein strenges Gericht über sich ergehen zu lassen und mindestens jene mildernde Umstände für sich in Anspruch zu nehmen, die bei der nähern Enthüllung seines Charakters sich von selbst für ihn ergaben.

So erschien er plötzlich am Orte der Verhandlungen. Die Debatten begannen nunmehr mit größerer Lebhaftigkeit geführt zu werden. Alles Ungemach ergoß sich über meinen Sohn; alle Zeugen traten wider ihn auf. Die dumpfe Stille, die wie schwüle Gewitterluft über dem Prozesse gebrütet hatte, entlud sich nun mit einem Male, da der Gegenstand sich zeigte, den der Blitz treffen konnte. Und in der That erschien er Allen als Derjenige, der das im höchsten Glanze des Credits und Reichthums prosperirende Haus zum Fall gebracht hatte.

Ich darf nicht daran denken, meine Leser mit den Weitläufigkeiten dieses Prozesses unterhalten zu wollen. Mehr als hundert Zeugen wurden verhört und die Verhandlungen beschäftigten Monate hindurch den Assisenhof des Departements. Die Hauptfrage wurde: ist die Verbindung meines Sohnes mit seinem Schwager und mit dem andern übelberüchtigten Individuum aus strafbaren Absichten eingegangen worden und war ihr eigentlicher Zweck, den alten Chef des Hauses zu betrügen und um das Seinige zu bringen? Gelang es ihnen, die dem Hause entzogenen Summen, die dessen Fall herbeiführten, für sich zu sichern? Wurde die Unordnung in den Büchern und Rechnungen von meinem Sohne absichtlich unterhalten, um den Stand der Sache so lange als möglich zu verbergen, die ein kundiger Blick in die in gehöriger Art geführten Bücher sogleich hätte enthüllen müssen?

Im Ganzen wurden diese Fragen alle zu Gunsten meines Sohnes erledigt. Er selbst hatte nur durch Leichtsinn und Schwäche gefehlt, weil er dem Posten, zu dem ihn das Vertrauen seines Chefs erhoben, nicht gewachsen war. Er war der Ball in den Händen von Intriganten geworden, ohne je daran gedacht zu haben, sich auf sträfliche Weise zu bereichern.

Die Commis des Hauses, die unter ihm arbeiteten, gaben ihm das Zeugniß des Fleißes und — soweit sie ihn zu beobachten Gelegenheit hatten — großer Rechtlichkeit. Einer derselben sagte aus, daß er zu wiederholten Malen auf Revision und Abschluß der Bücher angetragen habe, daß ihm aber stets die Antwort geworden wäre: der Chef des Hauses wolle dies nicht und widersetze sich hartnäckig diesem Geschäfte, er möge sich daher aller Vorschläge und Bemerkungen in dieser Hinsicht enthalten. Derselbe Zeuge erhielt von jenem stillschweigenden Compagnon meines Sohnes, kurz vor dem Bruche, ein Packet, das er demselben übergeben sollte. Es war ihm aufgefallen, welch ein Eindruck sich in den Zügen meines Sohnes bei der Eröffnung des Packets malte. Er legte es dann stillschweigend bei Seite und seufzte laut auf. Am andern Morgen nahm er den Zeugen bei Seite, übergab ihm das Packet versiegelt und gestand ihm, es enthielte die Garantie einer Operation von 15,000 Pfund Sterling, zu der er sich lange nicht entschließen konnte, die er aber nun dennoch geleistet. Der Commis hatte das Packet wieder zurückzustellen und bei dieser Gelegenheit war der Empfänger bemüht, ihn auszuhorchen. Der junge Mensch glaubte keinen Grund zu haben, ihm zu verschweigen, daß er von der Garantie etwas wußte; Jener aber bat ihn, doch ja keinen Gebrauch davon zu machen, und erbot sich, ihm späterhin zu dem Posten eines Wechselcourtiers zu verhelfen, den er seit lange schon ambitionirte. Er wollte ihm zu diesem Behufe mit einem Credite von 50,000 Franken unter die Arme greifen. Auf solche Weise wurde durch andere Zeugen Aehnliches zu Tage gefördert und man erwartete das Urtheil.

Traurig ist es, es sagen zu müssen, daß bei allen Vorzügen der Geschwornengerichte und bei den unverkennbaren großen Garantien, die sie der Gesellschaft bieten, ein Uebel-

stand nicht wegzuräumen ist, der in der Brust des Menschen zu tief begründet ist. Ich meine damit die Schonung der Näherstehenden und Befreundeten und die Strenge gegen Fremde, welche die nähere Theilnahme nicht in Anspruch nehmen. Wie wäre dies wol von einem Institute zu entfernen, das aus Männern besteht, die mit anerkannter Rechtlichkeit irgend einem bürgerlichen Gewerbe vorstehen, aber weit davon entfernt sind, eine Römertugend zu heucheln, die einst den eigenen Söhnen das Richtbeil zuerkannte.

Mein armer Sohn mußte das empfinden und, wenn ich weit entfernt bin, hier der sehr ehrenwerthen Jury, die über ihn zu Gericht saß, Vorwürfe insbesondere zu machen, so kann ich doch nicht unterlassen, ihr im Allgemeinen Das vorzuhalten, was ihr Mangelhaftes anklebt und ewig von ihr unzertrennlich bleiben wird.

Mein Sohn war ein Fremdling; alle andern Betheiligten waren nicht nur Franzosen, sondern sie waren noch überdies im Orte selbst geboren und durch tausend Verzweigungen darin verschwägert und verschwistert. Auf meinem Sohn ruhete der gewichtigere Theil der Anklage, die nur durch die Umstände mildernde Zugaben erhielt. Er hatte durch seinen Leichtsinn den Bankerott herbeigeführt; durch ihn zunächst war das Unglück hereingebrochen, das einen alten, im Reichthum gewiegten Mann zum Bettler gemacht und viele Einwohner der Stadt um ihr Vermögen betrogen hatte. Dies forderte die Strafe der Gesetze gegen ihn heraus. Daß er verführt worden war, von wem er es wurde und aus welcher Absicht sich die Intrigue seines jugendlichen Herzens bemeistert hatte, dies waren die Umstände, die eine Erwägung zu seinen Gunsten verlangt hätten. Ich wage es hier zu behaupten, daß, wenn der Fall umgekehrt gewesen wäre, wenn der Verführer ein Fremder, der Ver-

führte ein Einheimischer, die Geschwornen ein anderes Urtheil gefällt haben würden. So wie die Sache nun lag, konnte der unglücklichste Ausgang des Prozesses für meinen Sohn keinen Augenblick zweifelhaft bleiben.

Man glaube übrigens nicht, daß ich nicht vollkommen von seiner Strafbarkeit durchdrungen bin und daß mein Vatergefühl mich zu einer Ungerechtigkeit hingerissen; dieses Misverstehen meiner obigen Bemerkung darf ich wol bei meinen geneigten Lesern nicht voraussetzen.

Nach einer mit ängstlichem Vorgefühle erwarteten Schlußsitzung, in welcher es der Advocat, der meinen Sohn zu vertheidigen hatte, an einem brillanten Plaidoyer nicht fehlen ließ, und nachdem der Präsident noch einmal in gedrängter Kürze die Lage der Sache und den Lauf der Verhandlungen den Geschwornen zu Herzen geführt, verließen diese den Saal, um unter sich über Schuld und Unschuld der Angeklagten zu berathen. Nur eine Stunde deliberirten sie, dann kehrten sie auf ihre Sitze zurück mit der Vernichtung im Munde.

Mein Sohn wurde des fraudulösen Bankerotts, ohne mildernde Umstände, für schuldig erklärt, sein Compagnon der Theilnahme bezüchtigt, der alte Chef des Hauses aber nicht schuldig befunden. Dieser wurde hierauf sogleich losgesprochen und in Freiheit gesetzt. Die andern Beiden wurden nach dem Gesetze verurtheilt: mein Sohn zu zehnjähriger Galeerenstrafe, sein Theilnehmer oder Verführer, wie ich ihn nenne, zu fünfjähriger.

Indem ich dieses niederschreibe, ist erst die Hälfte der Strafzeit abgelaufen. Ich will eine Reise zu ihm unternehmen und ihn unter der Last seiner Ketten seufzen sehen. Es treibt mich immer mächtiger dazu; ich kann dem Drange nicht mehr widerstehen. Hat er dereinst diese harte Prü-

fungszeit überstanden, so möge er mit reichlichen Mitteln ausgerüstet nach der neuen Welt gehen, wo kein Makel an seinem Namen klebt, und dort ein neues Leben beginnen. Dies ist der einzige Trost, der mich und ihn aufrecht erhält.

Elftes Kapitel.

Rückblick. — Kreuz- und Querzüge des Schwiegervaters. — Unannehmlichkeiten überall.

Ich bin mit dieser traurigen Erzählung den Ereignissen vorangeeilt, wie sie sich um mich zutrugen, und habe daher den Faden verloren; aber ich wollte sie abmachen und im Zusammenhange geben. Warum sollte ich erfreulichere Begebenheiten unterbrechen, um immer wieder auf das Traurige zurückzukommen? Ich wende mich nun wieder nach jenem Zeitraume, da ich, ein hoffnungsvoller Vater, für das Glück des Sohnes einen mächtigen, nicht zu verrückenden Grundstein zu legen hoffte, indem ich ihn nach Frankreich sandte, um in einem bedeutenden Handelshause das Leben und die Welt kennen zu lernen.

Damals war es, daß mein Schwiegervater von Paris aus an mich schrieb und mich von einer großen Unternehmung, die er beabsichtigte, in Kenntniß setzte. Dieser Mann, dessen die Leser aus der ersten Abtheilung meiner Memoiren sich wol noch entsinnen werden, wo er zwar nur anf kurze, aber ziemlich auffallende Weise erschien, lebte seither von mir ziemlich unbeachtet in Paris, da er nichts von sich hören ließ und ich mich zum Theil darüber freute, da dies

mir zu verbürgen schien: es gehe ihm gut. Im entgegengesetzten Falle würden seine Briefe gewiß nicht ausgeblieben sein. Meine Frau konnte diese Gleichgültigkeit ihres Vaters nur schmerzhaft berühren und ihr Schmerz würde sicher in Trostlosigkeit ausgeartet sein, wenn sie über seinen Zustand in gänzlicher Unwissenheit sich befunden hätte. Diesem halfen aber die Nachrichten ab, die ich theils von meinen Correspondenten in Paris, theils von Reisenden über ihn empfing und gewissenhaft meiner Frau mittheilte.

Mein Schwiegervater hatte es dahin zu bringen gewußt, bei dem damaligen Kriegsminister in Gunst zu treten und von ihm mit einigen Lieferungen betheiligt zu werden; hiermit beglückte er nun wieder Unterlieferanten und so erwuchs ihm aus diesem Handel ein baarer Gewinn, ohne die geringste Mühe. Bei dem oftmaligen Wechsel des französischen Ministers verlor er jedoch seinen Beschützer über Nacht und wenn er sich am nächsten Morgen zur Audienz meldete, so wurde er nicht vorgelassen oder de haut en bas tractirt. Da ließ sich nun nichts dagegen unternehmen. Der neue Minister brachte überdies stets seine Günstlinge schon mit, die wie eine hungrige Meute ihn umlagerten und einen fetten Bissen zu erschnappen wünschten. Die Partei des Demissionairs mußte dann mit langer Nase abziehen. Für meinen Schwiegervater war dieser Fall von den schwersten Folgen. Seine Art zu leben hatte ihn in Paris zu großen Ausgaben verleitet; sein Gewinn aus den Lieferungsgeschäften war, in Erwartung größerer Unternehmungen, fast allein in den sogenannten faux frais darauf gegangen. Um sich zu erhalten, mußte, auf Deutsch gesagt: „geschmiert" werden; bei solchen Gelegenheiten hält Jeder die Hand offen und der Lieferant versteht schlecht sein Geschäft, der nicht in eine jede ein Goldstück drückt. Für die höheren Beamten

kommt man indeß damit nicht aus; die wollen irgend ein prächtiges Möbel, eine Uhr, einen Spiegel, eine Vase, oder Pferde, oder gar Pferd und Wagen, Alles nach Umständen.

Durch dies Verhältniß war nun mein Schwiegervater nach und nach in Schulden gerathen, die bald für ihn einen drohenden Charakter annahmen. In Frankreich darf Niemand mit den Schuldnern spaßen, am wenigsten aber ein Fremder. Auf die simple Vorzeigung eines Wechsels, der zum Verfall nicht honorirt wurde, ist das mandat d'ammener oder die contrainte par corps gleich ausgewirkt, der Schuldner wird von dem damit beauftragten huissier verhaftet und nach dem bekannten Schuldgefängnisse St. Pélagie abgeführt, wo er wegen hundert Franken, die er nicht zu bezahlen im Stande ist, lebenslänglich eingesperrt werden kann. Bis auf den Gebrauch seiner persönlichen Freiheit fehlt es dem Gefangenen dort aber an Nichts. St. Pélagie ist kein finsterer Kerker, keine Cachots sind hier, deren Bewohner von Ratten und Mäusen und anderem Ungeziefer geplagt werden, Alles erinnert daran, daß man sich bei der civilisirtesten Nation der Welt befindet, die selbst in ihren Strafgesetzen der Menschlichkeit huldigt und eine Strafe für ein so leichtes Verbrechen, wie das Schuldenmachen, mit allerlei Annehmlichkeiten umgibt.

Wenn ich das Schuldenmachen hier mit so milden Blicken betrachte, so geschieht es nicht von dem Standpunkte des Banquiers; ich habe diesen Standpunkt längst verlassen. Ein Banquier sieht natürlich im leichtsinnigen Schuldenmachen das ganze Creditsystem untergraben, das edle Gebäude, worauf die Würde, das Ansehen, der Reichthum der ganzen Handelswelt beruht, deren höchste Stufe er selbst einnimmt und bei dessen Sturze er, wie natürlich, auch den tiefsten

tödtlichsten Fall thun muß. Ich spreche hier mehr als reicher Mann, der voll Mitleid auf Diejenigen herunterschaut, die das Unglück haben, nicht reich zu sein. Diese Armen, im eigentlichen Sinne des Worts, sind in großen Stücken doppelt zu beklagen und folglich in Paris und London zumeist, wo sie, von Ueppigkeit und Glanz umgeben, tiefer fühlen müssen, was sie entbehren. Dabei streng tugendhaft zu bleiben, erfordert eine Charakterstärke, die nicht das Erbtheil eines Jeden ist; und dürfen wir es dem Menschen denn so schwer anrechnen, wenn ihm die Natur diese oder jene Eigenschaft versagte? Wollen wir vielmehr menschlich genug sein, ihm kleinere Verbrechen zu Gute zu halten und dem Himmel danken, daß er nicht stärkere, unbezwingbarere Begierden in solch einem Individuum entzündete, die ihn, statt einen leichtsinnigen Schuldner aus ihm zu machen, zu einem Mörder und Räuber werden ließen.

Das Gefängniß St. Pelagie ist im Uebrigen ein so angenehmer Wohnort, als er für Leute, die ihre Freiheit verscherzt haben, sich nur immer denken läßt. Es ist ein Kaffeehaus da, man macht Musik, in neuester Zeit hat sich sogar, wie ich glaube, ein Liebhabertheater dort gebildet. Es fehlt nicht an Restaurationen und wenn auch nicht die beste, so ist doch gewiß gute Gesellschaft dort zu Hause, da das Verbrechen, um dessentwillen man hingebracht wird, nicht selten in den ersten Ständen die ausgebreitetste Ausübung findet. Man kennt Leute, die einst großer Distinction in der Gesellschaft genossen und nun das Geld, womit sie ihre Schuldner bezahlen könnten, im Gefängnisse auf die anständigste Weise an den Mann bringen, Feste und Gelage veranstalten und es so vorziehen, vielleicht für ihr ganzes Leben dort zu bleiben. Es ist dies eine Art von moderner Brüderschaft geworden, ein Eindsiedlerleben im Vergleich mit

der weiten, draußen im beständigen Umschwunge begriffenen Welt, wo die anfangs gezwungene Einsamkeit durch Gewohnheit zur freiwilligen, liebgewordenen wird. Ce n'est que le premier pas qui coute! so heißt es auch hier. Junge Leute, gegen die zum ersten Male der Verhaftsbefehl ausgefertigt wurde, scheuen sich entsetzlich, die Bekanntschaft von St. Pélagie zu machen; wie sie jedoch den ersten Schritt hineingewagt haben, wird es lichter vor ihren Augen und sie werden eines Bessern belehrt. Dies weiß ich von Vielen, die diese Erfahrung gemacht, und was ich hier meinen Lesern darüber mittheile, ist lediglich darauf gegründet, da ich selbst nie in den Fall gerieth, St. Pélagie durch eigene Anschauung kennen zu lernen.

Meinem Schwiegervater ging es wie allen Neulingen; er hatte eine ungeheuere Scheu vor dem Gefängnisse und obgleich man ihm sagte, wie angenehm sich's dort lebe, so war er doch nicht dahin zu bringen, sich gutwillig arretiren zu lassen. Die protestirten Wechsel machten indeß diese Gefahr dringender für ihn und er sah sich genöthigt, Maßregeln zu ergreifen, sich ihr zu entziehen.

Das Geeignetste wäre allerdings gewesen, die Wechsel zu bezahlen; das war er jedoch nicht im Stande. Er gerieth daher auf die Ausführung der abenteuerlichsten Ideen. Er fuhr nämlich in einer gewissen Entfernung von Paris von einem Städchen zum andern, ohne irgendwo länger als über Nacht zu bleiben, und überhaupt verweilte er nur so lange, bis er die poste restante für ihn eingelaufenen Briefe in Empfang genommen und, wenn es erforderlich war, nothdürftig beantwortet hatte. Auf diese Weise entging er der Gefahr für den Augenblick und für die nächste Zukunft hoffte er auf Aussichten besserer Zeiten und ein darauf sich stützendes Arrangement mit seinen Gläubigern.

Einen treuen Agenten hatte er in Paris, der indeß das Kriegsministerium bestürmte, um für ihn irgend ein gutes Geschäft zu erwirken. Eine günstige Chance zeigte sich. Der Krieg in Griechenland hatte eine französische Flotte hingezogen und es mußte unserm Mann doppelt erwünscht sein, dorthin spedirt zu werden, um eines Theils einen erklecklichen Gewinn zu erzielen, andern Theils den verwünschten Spürhunden aus den Augen zu kommen. Daß bei dem vom Mutterlande so weit entfernten Armeecorps ein Mann von den Capacitäten meines Schwiegervaters alle Hände voll zu thun bekommen würde, konnte mit sicherer Vorausbestimmung angenommen werden.

Der Agent schrieb seinem Clienten sogleich darüber und man darf sich wahrlich nicht wundern, daß dieser sich darüber höchlich erfreut zeigte und sogleich nach Griechenland abzureisen wünschte. Die Frage war jetzt nur, wie dieses zu bewerkstelligen sei? Nach Paris durfte der Patient einmal nicht kommen, noch weniger sich einen Paß auf seinen Namen ins Ausland erbitten. Hierauf war schon im voraus so oft Beschlag gelegt, daß daran nicht zu denken war. Der Fall machte nachdenken, aber der pfiffige Agent fand dennoch bald ein sicheres und schnelles Auskunftmittel.

In Paris lebte damals ein junger Mann, der erst vor kurzem aus der Fremde eingewandert war und mit dem von seinem Vater ererbten Gelde ein Geschäft begonnen hatte, das anfänglich nicht sehr einträglich werden zu wollen schien. An diesen wandte sich der Agent und fragte ihn, ob er nicht eine Reise nach Griechenland machen wolle, deren Kosten die Regierung so gut wie tragen würde. Der junge Mann überlegte sich den Vorschlag nicht lange. Die abenteuerliche Reise sagte ihm zu, die Geschäfte, die der schlaue Agent ihn im Hintergrunde sehen ließ, nicht minder.

Was war's denn weiter? Bei dem begonnenen Geschäfte war nicht viel zu versäumen; hier zeigten sich andere Aussichten. Man erkundigte sich nach den nähern Umständen; tüchtige Empfehlungen wurden verheißen und vor Allem nun eröffnet, daß der gewandteste Geschäftsmann in solchen Dingen, wie man meinen Schwiegervater bezeichnete, als rechte Hand mitreisen und Alles leiten würde. Dies gab bei dem jungen, gänzlich unerfahrenen Mann den Ausschlag und er schloß einen nach seiner Meinung sehr vortheilhaften Vertrag ab. Nachdem dies geschehen war, rückte man mit der Hauptsache heraus, die darin bestand, sich einen Paß auf seinen Namen ausfertigen und darauf einen Bedienten bemerken zu lassen, der Niemand anders, als mein Schwiegervater selbst war, da er nur unter dieser Benennung und auf dem Bock sitzend ungehindert Frankreich verlassen zu dürfen hoffen konnte. Der junge Mann that, was man von ihm verlangte, und als er eines schönen Morgens von Paris nach Melun in Begleitung des Agenten gefahren war, hatte er dort die Freude, daß mein alter, dicker Herr Schwiegerpapa im Bedientencostüm sich ihm präsentirte und förmlich vom Bocke Besitz nahm. Nachdem der Agent reichlich belohnt Abschied genommen und nach Paris zurückgekehrt war, setzten die beiden Reisenden ihren Weg nach einem mittägigen Seehafen fort, von wo sie sich nach der westlichen Küste von Italien einschifften. Von hier gingen sie zu Lande nach Brindisi, wo sie eine Brigg aufnahm und nach Patras überschiffte. Die Reise war glücklich, allein die Geschäfte, die sie antrafen, zu unerheblich, als daß sie lange in Griechenland hätten verweilen sollen. Das Ende war, daß der junge Mensch tüchtig über den Löffel barbirt wurde und der Agent unterdeß mit den Gläubigern meines Schwiegervaters accordirte, wozu sich diese bereitwilliger finden lie-

ßen, da ihr Schuldner außer Landes war und ihnen nun — von dem an dem jungen Menschen verübten Raube — eine ziemliche Abschlagssumme an ihrer Forderung geboten werden konnte.

Nachdem dies erreicht war, erschien mein Schwiegervater wieder auf dem Schauplatze seiner früheren Unternehmungen ungefährdet und frei. Er genoß wieder die Annehmlichkeiten des pariser Lebens, schlemmte nach Herzenslust, lief den Geschäften nach, wie er es nannte, indem er immerfort nach Lieferungen für die Armee umherspähte, und trieb dieses Wesen mit dem in Paris eben so leichten als nöthigen Anstand. Der junge Mensch aber kehrte mit blutendem Herzen zu seinem Hause zurück; er hatte bedeutendes Geld zugesetzt und erklärte öffentlich, er sei in die Hand von Betrügern gefallen, die sich seine Unerfahrenheit zu Gute gemacht hätten.

Man wird nicht daran zweifeln, wie unangenehm der Eindruck war, den diese griechische Operation auf mich hervorbrachte. Ich sah des Elends kein Ende. Meinem Schwiegervater war nicht zu helfen. Hätte ich mich herbeigelassen, ihm in seiner bedrängten Lage eine Summe jährlich auszuzahlen, die selbst reichlich seinen Bedürfnissen entsprochen haben würde, so war ich überzeugt, daß er sie zurückgewiesen hätte. Alle Versuche, die ich in dieser Hinsicht unternahm, hatten keinen andern Erfolg. Ihm aber eine bedeutende Summe mit einem Male überantworten, groß genug, alle seine Schulden zu tilgen, wäre im höchsten Grade unbesonnen gewesen. Nicht zu bezweifeln war es, daß er dieses Anerbieten angenommen hätte, aber eine solche Freigebigkeit von meiner Seite würde seinem Leichtsinn Thür und Thor geöffnet und eine Folge von dummen Streichen herbeigeführt haben, die ihn und vielleicht auch mich in eine unab-

sehbare Reihe von gewichtigen Unannehmlichkeittn verwickelt haben würde.

Unter diesen Umständen lernte ich einsehen, daß das Geld allein nicht vor Unglück zu bewahren im Stande ist, sondern daß eine eigene Constellation erfordert wird, selbst reiche Leute auch zu glücklichen zu machen. Ich erfuhr nun erst und es bestätigte sich mir später nur desto mehr, daß man sogar — im Besitze eines großen Vermögens — nicht immer helfen darf, wenn man es selbst im Stande wäre und gern helfen wollte. Hier bei meinem Schwiegervater, dort bei meinem Sohne; und würde ich jenem mein ganzes Vermögen überlassen haben und hätte ich den durch den Letztern herbeigeführten Bankerott ganz zu reguliren vermocht, von Beiden hätte ich nicht die Schande fern gehalten, die ihrer wartete, die Strafe, die sie ereilen mußte.

Der Gram zehrte schon lange an meinem Körper und meine Gesundheit schwand dahin; ich sah bleich aus, hatte keinen Appetit und der Winter wurde größtentheils im Zimmer und unter acuten Schmerzen hingebracht, da verordneten die Aerzte ein Bad und ich entschloß mich, mit der ersten warmen Sonne meinen siechen Körper in eines der besuchtesten zu schleppen.

Zwölftes Kapitel.

Badeleben. Der Unbekannte. Schauspieler und Theater. Theaterkritiker.

Ich war seit meiner Jugend in keinem Bade gewesen und damals nicht als Kranker. Alles war jetzt im Preise gestiegen, aber der Luxus auch; an Bequemlichkeit fehlte es indessen sehr.

Ich hatte mir anfänglich vorgenommen, ein sehr zurückgezogenes Leben zu führen und nur daran zu denken, meine Gesundheit wieder herzustellen. Allein wie es zu gehen pflegt, ich wurde wider Willen in einen Strudel von Zerstreuungen hineingezogen und mußte auf solche Weise Bekanntschaften machen, von denen die wenigsten mir großes Interesse gewährten. Zu den letztern muß ich vor Allen einen Mann zählen, von dem ich hier etwas umständlicher sprechen will, da er in letzter Zeit eine Berühmtheit erlangte, von der ich damals noch keine Ahnung hatte.

Ich bemerkte unter der Menschenmenge, die sich jeden Morgen am Brunnen versammelte, einen kleinen hagern, im eigentlichen Sinne zugeknöpften Mann, auf den ich, fast ohne es zu wissen, meine Augen richtete. Ich kann nicht sagen, was mir an ihm aufgefallen wäre; unscheinbar war sein Aeußeres, wie seine Kleidung; er machte sich nicht durch lautes Reden bemerkbar; er zeigte fast keinen Umgang. Er erschien zur bestimmten Stunde oder vielmehr Minute, drängte sich höflich und mit großer Rücksicht durch die Menge, trat auf die Stufen, die zur Quelle führten, und nickte langsam und ceremoniös dem ihm zunächst Stehenden, gleichsam grüßend und um Entschuldigung bittend, zu, indem er dabei einen seltsamen, languissanten Blick aus

einem dunkeln, schimmernden Auge auf die Personen gleiten ließ. Und dieser Blick war eigentlich das Einzige, was auffiel und was auf mich den unvergleichlichen Eindruck hervorbrachte. Dies Benehmen war stereotyp; ich erinnere mich nicht, ihn anders gesehen, noch ein Wort als Begleitung dazu gehört zu haben.

Ich konnte meine unerklärliche Theilnahme nicht unterdrücken und jeden Morgen stand ich so nahe, um des Blickes theilhaftig zu werden, und suchte ihn dann jederzeit mit dem meinigen zu erwidern, worin ich so viel theilnehmenden Ausdruck, so viel Freundlichkeit als möglich zu legen suchte. Allein diese Versuche, den Mund des Fremden zu entsiegeln, waren vergebens. Er blieb stumm und ich mußte mich eben mit dem Allgemeinen begnügen.

Das Gesicht des Mannes war in der That nicht einnehmend. Es prägten sich Leiden darin aus und die Haltung des Körpers bestätigte diese Voraussetzung. Die Farbe war fahl, erdig; die Lippen entfärbt; die Haare dünn, schwarz; das Auge matt, schwimmend; die Nase nicht groß, doch etwas gesenkt und zu beiden Seiten der eingefallenen Wangen sproßte ein spärlicher Backenbart in perpendiculärer Richtung. Die Kleidung war von feinem Stoffe, doch wurde sie nachlässig getragen, und in der That war dieser vertrocknete, gekrümmte Körper auch nicht dazu gemacht, die Kunst des Schneiders herauszufordern und dessen Meisterwerk auszufüllen. Alles hing auf dem kranken Manne. So sah man ihn langsam in der Menge dahinschleichen, den Kopf zum Boden gebückt, als ob er etwas Verlorenes suchte, und in der That schien er emsig bemüht, die verlorene Gesundheit wiederzufinden; so gewissenhaft, wie er, war Niemand zu der bestimmten Zeit am Brunnen, so viele Becher, wie er, trank Niemand von der heilspendenden Quelle.

Ich erkundigte mich nach seinem Namen, den Niemand wußte, obgleich er auf mehre meiner Freunde denselben Eindruck, wie auf mich, gemacht hatte. Endlich gelang es mir, den Namen auszuforschen; er war kurz und deutsch, allein uns eben so fremd, wie Der, welcher ihn führte. Ich ärgerte mich, denn ich sah mich auf gewisse Weise enttäuscht; ich hatte etwas Berühmtes, Bedeutendes hier zu finden gehofft und sollte nun so ganz leer ausgehen.

„Warum nur solche Alltagsmenschen sich manchmal diesen Anstrich von Wichtigkeit und Absonderlichkeit geben!" rief ich unmuthig im ersten Augenblicke aus; dann aber mußte ich mir lächelnd gestehen, daß der arme Mann ja eigentlich gar nichts thun zu wollen scheine, was die Aufmerksamkeit auf ihn hinzulenken im Stande wäre, und daß es mir ja nur beliebte, ihn zu Etwas zu stempeln, was er nicht ist und nicht zu scheinen sucht.

Nachdem ich die Unbedeutenheit meines Fremden nunmehr erkannt hatte, suchte ich absichtlich, ihm nicht mehr zu begegnen, um ihn mir aus dem Sinne zu schlagen; denn wahrlich, ich hatte mehr, als ich sollte, an ihn gedacht und da dergleichen Dinge gar zu leicht bei mir in Marotte ausarteten und mich unruhig machten, so fand ich es sehr angemessen, so zu handeln. Allein wider Willen wurde ich immer auf den Fremden hingelenkt und ich nahm mir vor, einmal mein Mittagsessen in seiner Gesellschaft zu nehmen, um dann vielleicht noch vollgültiger von seiner Unbedeutenheit überzeugt zu werden und mich von meiner Manie vollkommen zu heilen.

Seinen Gasthof wußte ich, allein man sagte mir dort, daß er auf seinem Zimmer speise, da ihm der Arzt die strengste Diät vorgeschrieben habe. Also war ihm auch von dieser Seite nicht beizukommen und es blieb mir darum

nichts Anderes übrig, als ihn einmal aus freien Stücken anzusprechen.

Indem ich mir von dem Kellner diese Renseignements holte, kam ein alter Bekannter herein, der aus einer nahegelegenen Handelsstadt soeben in dem Bade angekommen war. Kaum hatte er den Namen des Fremden gehört, nach dem ich mich erkundigte, und vernommen, daß er sich in demselben Hôtel befinde, als er seine Freude laut äußerte.

„Du willst seine Bekanntschaft machen und weißt von dem Manne nichts Näheres?" rief er verwundert aus, als ich ihm die seltsamen Wehen schilderte, worin ich mich seit so vielen Tagen schon durch den Fremden versetzt sah. Er sagte mir hierauf, daß derselbe in jener Handelsstadt wohne und dort eine Zeitschrift redigire, welche das größte Aufsehen mache und ihn in dem Augenblicke in die Reihe der geistreichsten und witzigsten Schriftsteller setze. Jetzt war ich es, der sich laut verwundern mußte. War es möglich, daß ein solches Licht in der Tagesliteratur auftauchte, ohne daß ein Mann, der doch mit der Welt lebte, davon Kunde erhalten hatte? Ich ließ mir nun nähere Aufschlüsse über den Mann geben, der, als ich noch nichts von ihm wußte, mir schon so großes Interesse eingeflößt hatte.

Er war von jüdischer Abkunft; sein Vater, Buchhalter auf einem der ersten Comptoirs, hatte ihm ein nicht unbeträchtliches Vermögen hinterlassen, womit er jeden Augenblick sich etabliren konnte, allein er zog es vor, sich den Wissenschaften zu widmen. Eine öffentliche Anstellung, die er erhielt, und der Uebergang zum Christenthum brachten ihn mit einem Male in eine andere als die gewohnte Sphäre.

Wie fast jeder junge Schriftsteller übte er zuerst seine Kraft an Theaterkritiken. Er schrieb sie so gewandt, seine

Apperçus waren so neu, der Witz darin so glänzend und natürlich und die Schreibart so correct und originell, daß er bald damit großes Aufsehen erregte. Es war etwas Neues zu damaliger Zeit und würde es auch wol noch in der unserigen sein, auf diese Weise über Komödienkram schreiben zu sehen.

Dabei soll er Muth besessen haben, seine oft schneidenden Behauptungen gehörig zu unterstützen. Einst, bei'm Nachhausegehen aus dem Theater, wurde er von einem eiteln Kunstjünger angefallen, der sich durch einen Ausspruch in seiner Zeitschrift verletzt glaubte. Er hatte einen Regenschirm in der Hand und machte Miene, ihn auf Kopf und Rücken des kleinen, schwächlichen Recensenten mit herkulischer Kraft tanzen zu lassen, dieser aber zog kaltblütig ein geladenes Pistol aus der Tasche und sagte: „Wenn Sie sich nicht sogleich aus dem Staube machen, so . . . ." Weiter hatte er nicht nöthig zu sprechen, denn sein Angreifer war schon im vollen Laufe und lächelnd konnte unser Recensent seine Waffe einstecken und des Weges fürbaß ziehen.

Diese Persönlichkeit trug nicht wenig dazu bei, den Schauspielern Achtung vor seinen Kritiken einzuflößen, und wenn sie gleich keine Nahrung für ihr Geschäft daraus sogen, so ließen sie es doch — gegen ihre sonstige Gewohnheit — geschehen, daß ein geistreicher Mann seine Bemerkungen und Sarkasmen über ihr Treiben ausschüttete.

Ich kann es hier nicht unterdrücken, daß diese Beschäftigung den Mann, dessen Bekanntschaft ich früher so sehnlich gewünscht hatte, in meinen Augen heruntersetzte. Geist auf solche Weise zu verschwenden, ist die gemeinste Art der Verschwendung, die mir aus angeborenem Triebe schon in jeder Gestalt höchlich zuwider ist. Man ehrt, nach meiner Mei-

nung, die Schauspieler zu sehr, wenn man Dem, was sie leisten und für Kunst verkaufen, eine mehr als oberflächliche Aufmerksamkeit schenkt. Die kleinen Zeitungsblättchen, die über die Theaterereignisse tägliche Bülletins unter die Leute streuen, sind geschwätzigen Kellnern und Barbieren gleich zu achten, die ihren Kunden am Morgen die neuesten Stadtgeschichten auftischen und sich dadurch beliebt machen wollen. Es gehört zu den tausend unerlaubten Maskeraden, womit wir uns selbst äffen und das ganze Jahr hindurch Fastnachtspossen treiben, daß wir hierbei von Kunst sprechen wollen und eine ernste Miene annehmen. Um diesen Rang behaupten zu können, müßten die Theater anders organisirt sein, als sie es heutzutage sind.

Was die einzelnen Schauspieler betrifft, so dürften sie noch weniger darauf Anspruch machen, der Kunst anzugehören. Die Gabe, sich zu verstellen oder dieses oder jenes vorzustellen, nachzuahmen und sich auf seltsame Weise zu geberden, besitzen die meisten Menschen, und hierin sehe ich ja doch nur den Grund unserer ganzen heutigen Schauspielkunst. Daher kommt es ja auch, daß es Jedem so leicht wird, von irgend einem Metier, wozu er keine Tauglichkeit zeigt, auf die Bretter zu springen, die — welch stolzer Wahn — die Welt bedeuten sollen. Und wenn die Welt voll Narren wäre, dieses zusammengeflickte Bild strahlt sie uns doch nie wieder! — Barbier- und Schneiderlehrlinge eilen, sich den Kothurn oder Soccus anschnallen zu lassen und nennen sich Künstler; lüsterne Mädchen, zu dumm, um einen Wäschezettel zu schreiben, lernen eine Rolle auswendig und machen Ansprüche, die ihnen kein vernünftiger Mensch gewähren wird. Wenn solche Personen das Talent haben, die Leute zu belustigen, so mag es noch hingehen; aber wie selten ist dies wahrhaft der Fall und wie viel

elendes Zeug muß ich in den Kauf nehmen, während es einigen Wenigen gelingt, mich halbwegs zu unterhalten! Ist nicht bei solch einem Theater immer eine Mehrzahl von Subjecten, die jeden vernünftigen, gebildeten Menschen chokiren und ärgern und das kleine Vergnügen vergällen, das ihm ein Anderer allenfalls machen könnte?

Guter Gott, die armen Leute wollen leben! das rufe ich mir zu, wenn ich die Misère betrachte. Man lasse sie daher ihr Handwerk treiben zur Belustigung des Volks, aber man treibe nicht Abgötterei mit ihnen, wie es hie und da geschieht, und mache sie zum Mittelpunkte der Conversation und des geselligen Lebens.

Von der Manie, die Schauspieler in die bessere Gesellschaft zu ziehen, die namentlich zu Anfange dieses Jahrhunderts sehr um sich gegriffen hatte, ist man nunmehr zurückgekommen. Man trieb es damals so arg damit, daß nach der Parodie des bekannten „nulle fête sans verre cassé," man sagen konnte: „nulle fête sans comédien!" Besonders excellirten hierin die reichen, jüdischen Banquierhäuser, die sich eine besondere Ehre daraus zu machen schienen, den ganzen Komödienzettel bei sich zu bewirthen, wodurch sie nicht wenig dazu beitrugen, daß ihre abnormen Sitten und Gebräuche in arger Entstellung dem christlichen Pöbel in Bier- und Branntweinstuben zum Besten gegeben wurden, die diese Jünger der Kunst vorzugsweise zu besuchen pflegten, wenn sie nicht von „lästigen Einladungen" — wie sie es nannten, heimgesucht wurden. Und warum sie diese l ä s t i g e Einladungen denn wol annahmen? Nicht sowol um momentan eine bonne chère à bon prix zu machen, als durch Anleihen in dem reichen Hause ihren zerrütteten Finanzen aufzuhelfen. Hierin ging ihre Unverschämtheit ins Weite. Ich selbst kam in den Fall, daß mich ein erster Tenorist, den

ich einige Male am dritten Orte gesehen, um zwanzig Friedrichsd'or ansprach und am Ende zufrieden war, als ich ihm nach langem Handeln, um ihn loszuwerden, zwei Friedrichsd'or in die Hand drückte.

Wer sich einen solchen Borger für immer vom Halse schaffen wollte, durfte nur einmal seiner Forderung genügen und ihm etwas Geld vorstrecken; dann war er gewiß, daß er sich nicht mehr vor ihm sehen ließ. Auf diese Weise sind diese Herren Künstler in einigen norddeutschen Hauptstädten auch nach und nach aus den Häusern der Börsenwelt verschwunden, nachdem sie — nach trivialem Ausdrucke — überall tüchtige Bären angebunden hatten, wodurch sie sich den Herleihern gegenüber genirt sahen. Jetzt ist man fast gänzlich davon abgekommen, Schauspieler zur Verherrlichung von Festen einzuladen; höchstens geschieht dies noch in Häusern auf größtem Fuße mit berühmten Sängern und Sängerinnen, die durch ihr Talent zur Belebung der Versammlung beitragen müssen und hierfür neben den Genüssen der Tafel auch blanken Sold in Empfang nehmen. Dies verschmähen selbst die größten Sänger nie, wie die Sonntag, Malibran, Pasta u. s. w. häufig bekundeten.

Für die Schauspieler ist jedoch aus dieser Verbannung aus den höhern, geselligen Cirkeln kein Vortheil erwachsen. Abgesehen davon, daß solche Vereine denn doch immer bei aller Fadheit und Abgeschmacktheit, die man ihnen hie und da nicht mit Unrecht vorwirft, noch Elemente enthalten, die jene bei weitem überragen, welche der Schauspieler in seiner beschränkten theatralischen und häuslichen Existenz antrifft und die wol im Stande sind, zu seiner Bildung beizutragen, so muß es ihm auf der andern Seite ja total unmöglich werden, Sitten und Leben zu schildern, die er nicht kennt. Und hierin liegt vor Allem der Grund des Mangels,

den unsere Bühne zeigt, denn selbst das bischen Nachahmungstalent, das ein guter Schauspieler besitzen muß und das wohlwollend genug Kunst genannt wird, kann er nicht gehörig in Anwendung bringen, wenn ihm die Muster fehlen, an denen er es üben könnte, und dies entziehen wir ihm, wenn wir ihm unsere Häuser verschließen. So berauben wir uns offenbar des Vergnügens, das uns noch aus dieser dem Alterthum entlehnten Uebung allein entspringen könnte, und statt uns selbst in einem Spiegel zu erblicken und uns an der Portraitirung einer Gesellschaft zu erfreuen, in der wir leben und von welcher wir einen Theil bilden, sehen wir groteske Uebertreibungen, willkürlich, ungebildet und roh, wie wir ihnen im Leben nie begegnen.

Was soll aber nun über dies Alles ein Gewäsche, Kritik benannt, eben so roh und oberflächlich als das ganze Treiben, dem es gelten soll? Man würde nicht begreifen, wie so etwas bestehen könnte, wenn es nicht in die Auge spränge, daß es eben noch überall an nützlicher Beschäftigung für müssige Leute fehlte, die in Ermangelung andern Erwerbs zu solchen Fadaisen greifen, während andere, gleichfalls unbeschäftigt, träge und reich, damit ihre Zeit ausfüllen, solches zu lesen. Eisenbahnen, Runkelrüben, Dampfmaschinen können noch immer dem Uebel des Müssiggangs nicht abhelfen, so sehr sie auch schon Arme und Köpfe in ihren Zauberkreis gezogen haben, die sonst sich um reelle Thätigkeit nicht kümmerten und auf Nutzen des Allgemeinen nie bedacht waren. Aber es steht zu erwarten, daß die Räder immer weiter greifen werden und daß sich dann jeder wahrhaft Gebildete von dem drehenden Wirbel der Geschäfte ergriffen sehen wird. Man nenne unsere Zeit immerhin eine antipoetische, von materiellen Interessen umgarnt, unsere

Richtung eine rein praktische! Diese Richtung ist es allein, die zur socialen Glückseligkeit führt.

Ich hatte jetzt durch die Vermittelung meines Freundes einige Zusammenkünfte mit dem muthigen Theaterkritiker und war überrascht, fast wörtlich von ihm zu hören, was ich soeben hier niedergeschrieben habe. Und warum schrieb er nun über eine so trübselige Sache? Man hätte es Windeier ausbrüten nennen können; allein seine Absicht war, seinen Witz glänzen zu lassen und, da die Schauspieler einen Körper bildeten, auf den man ungestraft die schärfsten Pfeile fliegen lassen durfte, so wählte er sie und machte sich die boshafte Freude, sie recht zu zerfleischen. Sie selbst fühlten so wenig davon, als hätte er irgend einen Strohwisch in der Form eines Menschen zum Ziele erwählt und nun bald auf die Stelle gezielt, wo bei wirklichen Menschen das Herz, bald wo der Kopf zu sitzen pflegt. So entschuldigte er selbst sein Treiben, über das ich ihm bei näherer Bekanntschaft Bemerkungen zu machen mir erlaubte.

Später, als die Zeiten sich geändert hatten, verwandelte er sein Ziel, er schoß seinen grimmigen Witz nach allen Richtungen. Hier stieß er nicht auf dieselbe Unempfindlichkeit, viele Pfeile prallten ab und verwundeten ihn selbst tief. Sein Charakter erschien jedoch in einer schönern Beleuchtung und sein Zorn wird noch in spätern Tagen widerhallen. Er ergoß sich über die Erbärmlichkeiten der Zeit, die diese selbst nicht einsehen wollte, nicht einsehen konnte.

Der Vorsatz, den ich fest ergriffen, keinen Namen in meinen Memoiren zu nennen, wird auch hier befolgt, doch kann ich das Bedauern nicht unterdrücken, daß in diesem Falle die Umständlichkeit der Darstellung und die Berühmtheit ihres Gegenstandes das Incognito als eine Unmöglichkeit erscheinen läßt.

Dreizehntes Kapitel.

Judenreformation. — Das Testament.

Meine geschwächte Gesundheit veranlaßte mich, ernstlich an mein Testament zu denken. Wenn ich die Zahl der Jahre überschaute, die ich schon gelebt, so mußte ich mir sagen, daß schon weit über die Hälfte verstrichen war. Diese Gedanken stimmten mich zur Wehmuth, zur schmerzlichsten. Unter welchen begünstigten Umständen sah ich das Licht der Welt, welche Mittel fand ich vor, ein bedeutender Mensch zu werden, welchen Erlebnissen begegnete ich auf meinem Wege, in welche Lagen kam ich vor vielen Andern meiner Standes- und Glaubensgenossen, die mich hätten heben können, heben sollen — und was war die Ausbeute dieses bevorzugten Lebens, was der Gewinn, der mir aus dem Allen erwachsen? Wenn ich die jungen Leute betrachtete, die mit mir jung waren, die mit mir als Kinder spielten, mit mir als Jünglinge Schacher trieben, wie sie treu geblieben waren ihrem angeborenen und wohlausgebildeten Triebe und sich wohl dabei befanden, und wenn ich nun den ernsten Blick auf mich zurücklenkte und Nichts fand, was mich trösten konnte. Warum war mit mir Alles so anders geworden? Warum war ich ein Christ, getauft? warum hatte ich dem Handel entsagt? warum mich in eine fremde Kaste hineingedrängt, ein großes, feines Haus gemacht, Reisen unternommen, Bekanntschaften gesucht, Verbindungen geschlossen? Warum das Alles? Ich wollte ein Anderer werden; aber gelang es mir? So wie ich die ersten Erinnerungen meiner Jugend nicht aus dem Gedächtnisse verwischen konnte, so konnte ich mich auch der mit der Milch eingesogenen Grundsätze und Denkungsart nicht entschlagen. „So lange

du Deutsch denkst, wirst du nie wie ein Franzose sprechen," ist die Regel der Sprachmeister, und so lange du wie ein Jude denkst, wirst du nie ein Christ sein können. Betrachtete ich Juden und Christen vergleichsweise, so wußte ich recht gut die Vorzüge der Letztern gegen die Erstern einzusehen und gutzuheißen, aber für die Fehler der Ersteren behielt ich stets ein Faible, das ich nur zu gern in meinem Innersten beschönigte, während ich selbst der Christen glänzendste Eigenschaften nicht ohne Scheelblick ansah, gleich als strahlten sie nichts von ihrem Schimmer auf mich zurück, gleich als hätte ich keine Anwartschaft daran. Und in der That, dies Gefühl war ein richtiges!

Ich zweifelte oft daran, ob ich denn wol recht gethan, den christlichen Glauben zu umarmen. Wenn ich diese Zweifel manchmal leiser auszusprechen wagte, so widerlegte mich meine Frau mit siegendem Feuer. In ihrem Innern hatte der christliche Glaube Wurzel gefaßt, sie fand Tröstungen darin für so manche Widerwärtigkeit, die sie im Leben betroffen. Sie war eine gläubige Seele!

Wenn ich mich ernstlich befragte: würdest du wol jetzt noch bei deiner gereiften Einsicht, bei deiner gewonnenen Anschauung der Welt und des Lebens vom Judenthume zum Christenthume übergehen? so mußte ich mit Nein antworten. — Ja, es gab Augenblicke, wo ich mir einen Juden denken konnte, der Stolz darüber empfindet, daß er ein Jude ist. Wie äußerlich sind die Vortheile, die ihm die Christen entziehen, gegen das Bewußtsein, das ihn belebt: aus den frühesten Zeiten des Menschengeschlechts, durch Verfolgungen hindurch und mannichfaltige Wechsel der Schicksale, seine Kaste rein bewahrt zu haben, eine Reinheit, die sich selbst in der äußern Gestaltung ausspricht und bewährt. Welch eine Lebenskraft wohnt den Juden inne! Welche

hohe Intelligenz! Ja wol könnte sie fremden Interessen gefährlich werden, wenn man nicht dafür sorgte, sie nach vielen Richtungen hin einzudämmen und sich dagegen zu verschanzen.

Die Synagogen waren mir als Abtrünnigen für immer verschlossen, allein ich sehnte mich dennoch, ihren geheiligten Raum wieder einmal zu betreten. Auf einer Reise konnte ich dem Drange nicht widerstehen und besuchte einen sogenannten deutsch-israelitischen Tempel. Was ich hier fand, war ein großer Fortschritt zu nennen; ich hörte eine erleuchtete Rede in reinem Deutsch vortragen und vernahm eine schöne Musik von Stimmen und Instrumenten. Welch ein Unterschied lag zwischen diesem Eindruck und jenem, den in meiner Jugend der verworrene, betäubende Lärm, das unverstandene Gesumme beim jüdischen Gottesdienst auf mich gemacht hatte! Ich fühlte mich mit allen Anwesenden freudig erhoben, von allen Gesichtern sah ich den Ausdruck des Wohlgefallens glänzen, man hatte „sich erbaulich amüsirt,“ dies ist der rechte Ausdruck. Die anständige Versammlung, in hübschen Festtagskleidern, der feine Ton, der sich überall bemerkbar machte, hatte nicht wenig dazu beigetragen, den Effect des Ganzen beträchtlich zu erhöhen.

Nur die Heiligkeit fehlte! Jener trübe Dunst, jener verworrene Lärm, jene Unverständlichkeit, all das Fremdartige, Unbequeme, Uralte trug einen solchen Stempel des Unverletzlichen an sich, daß ich wahrlich nicht begreife, wie man das Herz haben konnte, daran die modernisirende Hand anzulegen. In Religionssachen sollte man stets den alten Nebel walten lassen; unzählige Kerzen, die darin angezündet werden, nehmen ihm nichts von seiner Undurchdringlichkeit, aber mit dem Lichte der Aufklärung bleibt davon weg, die zerstört den Zauber und zeigt die Fäden und Maschinerien,

sie gibt Euch eine traurige Befriedigung, die von der Reue auf dem Fuße gefolgt wird. Es war nichts als Ostentation, als Ihr Eure uralte, eigenthümliche Art, Gott zu verehren, mit Gott Euch zu unterhalten, abschafftet, um es den Christen darin nachzuthun. Euer alter Jehovah verstand Euch so viele Jahrhunderte und wurde nicht müde, Euch zu erhören, wenn Ihr zu ihm flehtet; aber so mächtig die deutsche Sprache auch ist und so wohlgefällig sie jedem modernen Ohr klingen mag, die alte Sprache des Herrn solltet Ihr nie dafür geopfert haben, jene Sprache, in der Gott zu Moses sagte: „Ziehe Deine Schuhe aus, Du betrittst einen heiligen Boden!“ jene Sprache, in der Moses mit Jehovah Unterhaltung pflog, als er die ewigen Gesetze aus seinen Händen erhielt. — Der heilige alte Gottesdienst der Juden, wie ich ihn in meiner Jugend mitzumachen pflegte, zog mir oft Uebelkeiten zu und ich sah mich bis zum Tode erschöpft, nachdem ich einen halben Tag in der Schule, wie man die Gebethäuser damals nannte, hingebracht hatte; allein der neue Tempeldienst, der einen durchaus angenehmen Eindruck auf mich hervorgebracht, schien mir weniger angemessen für Jehovah, wie für sein altes, zu eigenes, ihm opferndes Volk.

Ich glaube, daß diese Versuche, welche Christen und Juden nähern sollen, nur dazu dienen, sie stets weiter und weiter von einander zu entfernen. Alles, was Eifersucht erregen kann, soll vermieden werden und alle Bestrebungen, die Juden im Aeußern den Christen gleichzustellen, zeigen nur zu deutlich die Kluft, die sich zwischen Beiden befindet und die nicht übersprungen werden kann. Entweder hört auf, Juden zu sein, oder seid es ganz, wie ihr es waret und stets hättet bleiben sollen.

Wie viel würde ich darum gegeben haben, nur ein ein-

ziges Mal noch die schaurige Prüfung eines altjüdischen Gottesdienstes auf mich mit aller Heftigkeit einwirken zu lassen; dieser Wunsch war jedoch nicht zu erfüllen, da in der Gegend, die ich zur Zeit bewohnte, Alles reformirt und umgestaltet worden war.

Mein Testament machte ich an einem schönen Tage, nachdem ich in freudigster Stimmung den Geburtstag meiner Frau gefeiert hatte. Wir waren im Gartenhause unweit der Stadt mit einigen Freunden versammelt gewesen und während sich nach dem Essen Alles um den Theetisch setzte, fuhr ich schnell in die Stadt zurück, wo mich der Advokat erwartete. Meine Stimmung war die rechte zu dem feierlichen Act. Ich dachte in jenem Augenblicke nicht daran, bald zu sterben, und war wohlwollend für die ganze Menschheit gestimmt. Die Legate, die ich aussetzte, werden dieses beweisen, wenn ich einst gestorben sein werde.

Meine geliebte Frau war Universalerbin. Ach! ich hatte damals keine Ahnung davon, daß ich sie überleben könnte. Sie, jünger und gesünder als ich! Dann vermachte ich meinem Sohn, dem ich für seine gräßlich verlebte Jugend ein ruhiges Alter bereiten wollte, eine sehr ansehnliche Summe, deren Interessen ihm ausgezahlt werden sollten, ohne daß es ihm möglich wäre, das Capital anzugreifen. Meinen väterlichen Rath an meinen Sohn legte ich versiegelt in die Hände des wackern Rechtsfreundes nieder. Er sollte in Amerika sein Leben beschließen und weder ein Geschäft oder Handel treiben, noch ein Amt bekleiden. Ich fürchtete für ihn. Wer zehn Jahre der Welt entfremdet lebte — ich nehme an, daß seine dermalige Umgebung keine weitere Wirkung bei ihm zurückläßt — ist nicht leicht im Stande, sich wieder mit ihr in gehörige Wechselwirkung zu setzen. Bis die nöthigen Erfahrungen wieder erlangt sein konnten,

dürfte abermals ein theures Lehrgeld bezahlt werden müssen. Dies war zu vermeiden. Auch war der Punkt der Ehre einmal in den Augen der Welt zu empfindlich verletzt, als daß man nicht bei voreiligen oder boshaften Enthüllungen in jedem neuergriffenen Berufskreise die gefährlichsten und zerstörendsten Folgen davon zu besorgen hätte. Ruhe und Abgeschlossenheit und ein hinreichendes Auskommen, das erschien mir am wünschenswerthesten für den Unglücklichen.

Mein angenommener Sohn sollte jetzt erst ins Leben treten, in dem Augenblicke, als ich mich anschickte, meine letzte Disposition zu treffen. Sein Schicksal beschäftigte mich ernstlich und ich fühlte, indem ich die starke Zahl dictirte, die er von meinem Vermögen ererben sollte, daß ich dadurch nicht als geschickter Meister den Grundstein zu seinem Glücke legte, sondern nur als Handlanger bei diesem zukünftigen Baue ihm meine Dienste anbot.

Vierzehntes Kapitel.

Der alte Hofagent. — Nachrede des Herausgebers.

Diese Betrachtungen, in denen ich mich in jenen Tagen zu wiegen gefiel, wurden durch ein Ereigniß verlängert und wirkten mehr und mehr auf meine Stimmung ein.

In unserer Stadt lebte ein alter kleiner Mann, der den bedeutendsten Reichthum des ganzen Landes besaß. Er war von dem neuen Regenten herbeigezogen worden, mit dem er — als dieser noch als Kronprinz in einer ferneren Provinzstadt wohnte — in genauer Verbindung gelebt und ihm seine Geldgeschäfte besorgt hatte. Die Hofagentur war die unausbleibliche Folge dieses Verhältnisses. Der kleine Mann — ich darf wol nicht erst sagen, daß er ein Jude gewesen — wußte sich diese Lage der Dinge auf's beste zu Nutze zu machen. Er war im Besitze des vollsten Vertrauens und alle Zahlungen aus der Schatulle leistete er auf kleine Handbillets des Fürsten. Er wurde in den Adelstand erhoben und mit einem Titel bekleidet; aus Dankbarkeit dafür sagte er sich vom Judenthume los und ließ sich taufen. Seine Kinder wurden wie die Cavaliere erzogen, trugen sich nach der neusten Mode, ritten und gingen — selbst wenn sie nicht ritten oder reiten wollten — den ganzen Tag mit Sporen an den Füßen umher, gerade wie reiche Edelleute, die von ihren Herrschaften in die Stadt kommen.

Indeß das junge Volk diese angemaßte Rolle mit ziemlichem Glücke, doch nicht ohne Anfechtung des Spottes und Neides darüber zu erdulden, durchführte, ging der alte, kleine, geadelte und getaufte Jude gekrümmt und gebückt in den Straßen der Residenzstadt umher und schämte sich gar

nicht, neben den großen Geschäften seines Hauses auch kleine Anlehen zu machen, hier fremde Geldsorten einzuwechseln, dort ein Ringchen oder Kettchen zu taxiren und an sich zu bringen. Er hatte einmal die Kenntniß all dieser Sachen und es machte ihm Vergnügen, sie in Anwendung zu bringen. Wenn er Auctionen besuchte und altes Silber und Gold, Geschmeide u. dgl. besah und kaufte, so geschah dies mehr aus Unterhaltung, als aus Gewinnsucht, denn ans Verkaufen dachte er selten; die Gelegenheit fand sich nicht und er suchte sie auch nicht auf. Das Erstandene wurde zu Hause niedergelegt und mit dem schon Vorhandenen unter Staub und Schmuz vergraben. Er glich darin ganz den Antiquarien und Liebhabern von Seltenheiten, nur mit dem Unterschiede, daß es ihm bei seinem Benehmen an klarem Bewußtsein fehlte und er weder viel Worte machte, noch sich überhaupt eine Rechenschaft darüber ablegen konnte.

Er war ein wohlthätiger Mann und die zahllosen christlichen Armen, Handwerker mit starken Familien und geringer Arbeit, Witwen ohne Brot, Kranke und Solche, die ihr Unglück selbst verschuldet hatten, machten sich das gute Herz des alten Mannes recht zu Nutze. Ich bin übrigens im Zweifel, ob ich Das, was er that, seinem guten Herzen zuschreiben darf. Er hatte viel Geld und es war ihm so gleichgültig, wöchentlich einige Thaler der Armuth mitzutheilen, daß es im Ganzen nicht als etwas sehr Erhebliches in Anschlag gebracht werden darf. Auch wußte man allgemein, daß er in frühern Jahren durch Güterwucher den Grund zu einem großen Theile seines Reichthums gelegt hatte, wobei er ziemlich unbarmherzig mit seinen Gläubigern umgegangen sein soll. Deshalb nannte man ihn trotz der obenerwähnten guten Eigenschaften, dennoch immer einen Wuche-

rer und trotz seines Adels und seiner Titel immer nur den alten Juden, es mochte von ihm im Guten oder Bösen Erwähnung geschehen.

Seine Söhne thaten, als hörten oder wüßten sie das nicht, und drängten sich immer mehr in Kreise, die ihnen auf natürliche Weise verschlossen sein mußten.

Der alte, reiche, jüdische Wucherer, Hofagent, Finanzrath, Ritter und Baron kam indeß zu sterben. Er war alt und sein in Arbeit, Rechnen und Speculiren verzehrtes Leben war so ganz unvermerkt seinem Ende nahe gekommen.

Es wurde von seinem Tode wie von einem Ereignisse gesprochen. Man war überzeugt, daß das lange zusammengescharrte Geld in eisernen Truhen und Kisten, hinter siebenfachen Schlössern verschlossen, nun endlich einen lebhaften Abfluß gewinnen werde. Jeder speculirte auf andere Weise, sich dieses goldenen Regens zu erfreuen. Die Söhne würden den alten Palast neu decoriren lassen, meinten Künstler und Bauleute, Möbelhändler und Tapeziere; der Marstall würde vergrößert, Equipagen, Dienerschaft vermehrt werden; es werde an den glänzendsten Festen nicht fehlen, und selbst reiche und alte Familien dachten daran, sich mit den Judenabkömmlingen zu verschwägern.

Ich strich Abends, im Herbste, durch die Straßen; die Glocken tönten dumpf; Wagen hielten vor einem großen Hause; es war der Palast des verstorbenen Hofbanquiers. Die ersten Männer fuhren vor, um sich im Vorzimmer auf die Liste der Condolenzvisiten einzuschreiben, worüber ein Kammerdiener in tiefer Trauer die Controle führte.

Die Thore standen offen und die innere Halle war schwarz ausgeschlagen; die Treppen waren schwarz belegt; durch die düster erhellten Gänge strich unhörbar eine leise

Gebete summende Menge. Größtentheils die alten Weiber und Männer, die armen Handwerker, die Witwen und andere Unglückliche, denen der Verstorbene stets reichliches Almosen gespendet hatte.

Das Schauspiel zog mich an. Ich ließ mich von dem sich stets mehrenden Zuge verleiten, mich ihm schweigsam und ernstbetrachtend anzuschließen. Ich kam die Treppe hinauf, wo zwei Lakaien in großer Livrée, mit Trauerstäben und ernster Haltung uns an sich vorüberziehen ließen. Dann kam ich durch drei weite Prachtgemächer, wo eine Unzahl von Kunstwerken mancherlei Art herumstand und lag, ohne daß eine sichtbare Aufsicht darüber geführt worden wäre und es nicht dem Scheine nach Jedem freigestanden hätte, sich davon anzueignen, was ihm beliebte. Dies erschien mir großartig und edel. Hätte der Schmerz wirklich das ganze Haus so ergriffen, daß man nicht daran dachte, diese Kostbarkeiten könnten in dem Augenblick, wo der Zugang Jedem offen stand, entwendet werden? Erschien den Erben, neben dem großen Verluste durch den Todesfall ihres alten Vaters, denn wol wirklich jeder andere Verlust so unerheblich? Ich lächelte nachher über diese Vermuthung, die sich mir damals aufgedrängt hatte. Die Söhne des Verstorbenen empfanden nicht den geringsten Schmerz, und Alles, was hier angeordnet worden, war genau so, wie es in den alten Familien bei ähnlichen Fällen gehalten wird und wie es die Etikette erfordert; was übrigens die Kostbarkeiten betraf, so fehlte es nicht an Aufsicht und eine zahlreiche Dienerschaft und Vertraute des Hauses circulirten unter der Menge, ohne Aufsehen zu erregen.

In einem runden Saale, auf dem Sterbebette, von Candelabern umgeben, ruhte der alte, kleine Jude mit dem gelben, verschrumpften Todtengesichte. Sie hatten ihn schwarz

gekleidet, im Frack und in seidenen Strümpfen, sein Orden lag neben ihm, die auf der Brust gefalteten Hände hielten das Crucifix. Man trat durch die eine Thür ein, verweilte eine Secunde am Bette und ging dann wieder zur andern Thür hinaus, um den Neueintretenden Platz zu machen. Diese Ordnung wurde streng beobachtet; die dienstthuende Livrée bedeutete Jeden leise und mit Anstand, wie er es zu halten habe. Und es war auch nicht mehr als eine Secunde nöthig, um mit dem Wedel Weihwasser zu sprengen; das leise Gebet wurde im Gehen fortgesetzt.

Wie ich durch das Leichenzimmer, von dem Zuge gedrängt, wieder ins Freie gekommen war, konnte ich mir das Bild, das ich eben gesehen, nicht aus den Gedanken bringen.

Da lag er oben, der alte Jude, der es einst gewesen und der diesen Namen nie verlieren gekonnt; der in der Synagoge erzogen und sich Zeit seines Lebens mit jüdischem Handel und Wandel befaßt, nun todt, das Bild des Gekreuzigten auf der Brust und von alten Weibern mit Weihwasser besprengt, die für sein Seelenheil ihr Gebet zum Heiland der Welt emporsteigen ließen. Das war ein Sieg des Christenthums!

Was würde sich in dem Herzen des alten Juden regen, wenn er es sehen könnte? Was regte sich in seinem Herzen, als man ihm die Tröstungen der neuen Religion, die nur erst zweitausend Jahre alt, zur weiten Reise spendete? Was mag er in seiner Sterbestunde empfunden haben, als er einen Augenblick wieder zu sich selbst kam und statt des murmelnden Rabbi den Priester im Meßgewande neben seinem Lager erblickte!

Meine Stimmung war ernst und düster geworden.

Mein angenommener Sohn zeigte Talent und Kopf und wünschte ein Gelehrter zu werden. Es war nicht nach meinem Wunsch; doch schien mir hier — nach Allem, was ich hörte — Bestimmung obzuwalten.

Er sollte zum nächsten Frühjahre eine berühmte Universität beziehen und dort zu Gelehrten in die Lehre gegeben werden. Zu eben jener Zeit aber führte ich den längst gehegten Entschluß aus, nach Frankreich zu reisen, um meinen armen, unglücklichen Sohn zu besuchen; meine Frau hatte den Heldenmuth, mich dahin zu begleiten.

Nachrede des Herausgebers.

Die Reise nach Frankreich, von welcher hier die Rede ist, war nicht die letzte, die dem unglücklichen Banquier das Leben kostete und deren ich in meinem Vorworte erwähnte. Von dieser kehrte er nach mannichfachen Erfahrungen wieder zu seinen Laren zurück. Er sah seinen Sohn im Bagno und fand bei seiner Nachhausekunft seinen Adoptivsohn in politische Umtriebe verwickelt, wie sie damals das Leben junger Leute auf Universitäten sehr bedenklich machten.

Der Abschluß, der hier aus den mir zur Veröffentlichung übergebenen Memoiren ersichtlich ist, veranlaßte mich, mit diesem Zeitpunkte in dem Leben des Banquiers diese erste Mittheilung an das Publicum vorläufig zu schließen.

Hier mein vorläufiges Urtheil über das Mitgetheilte. Die Erlebnisse sind weder außerordentlich, noch sind die eingestreuten Betrachtungen besonders tief und geistreich. Da überdies alle Namen der vorgeführten Personen sorgfältig vermieden sind, ein Umstand, der heutzutage fast nie beobachtet wird, so hat die Lectüre auch noch das Pikante des Scandals verloren, wornach unsere Lesewelt jetzt so lüstern ist.

Es bleibt daher nicht viel übrig, um diese zufrieden zu stellen, wenn sie nicht einen gesunden geraden Verstand und

manche originelle Ansicht gegenwärtiger Lebensverhältnisse für etwas gelten lassen wollte.

Möge nun das Büchlein mit dem Strome der Tagesliteratur fortschwimmen, der so viel Edles, Tiefes und Bedeutendes neben dem Erbärmlichen und Gemeinen auf seinem Rücken duldet. Ich wage zu behaupten, daß es weder zu dem Einen, noch zu dem Andern zu zählen ist und daß es mir trotz seiner Unbedeutenheit ein paar müssige Tagesstunden so gut auszufüllen zulässig erscheint, als ein moderner Roman weiblicher oder männlicher Entsagung, eine Chronik in Novellenform oder ein Buch, das von unsern Kunstrichtern zu den unmoralischen gezählt wird und in welchem oft eben so wenig Kunst, aber noch weit weniger Originalität anzutreffen ist.

Ich bitte übrigens zum Schlusse Das, was ich S. 129 der Vorrede zu erinnern für nöthig fand, gütigst zu beachten und wünsche, daß mich Leser und Kritiker bei Beurtheilung dieses Buches für keinen größern Theil daran verantwortlich machen möchten, als für den des

Herausgebers.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Bio.
Lewald

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lewald, August,

Ein Menschenleben

Bd.: 12

Leipzig 1846

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 4641 -12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11236068-2